Machiavel, Montesquieu, Rousseau.

Von

Jacob Venedey.

Erster Theil.

Machiavel und Montesquieu.

Berlin.
Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)
1850.

Gedruckt bei Gustav Schade in Berlin,
Oranienburgerstr. 27.

Einer der deutschen Professoren des Frankfurter Parlaments, der mehr Geist, mehr Vorhersicht, und auch mehr Charakter bewiesen hat als die meisten andern, merkte sehr bald, daß seine Freunde in Frankfurt nur ein hohles Ei auszubrüten sich abmühten, und zog sich dann zurück in — die Tragödien und Lustspiele Shakespeares. Wahrlich, wir beneiden den Mann um die Stimmung, die ihm erlaubte, in den Werken des großen Meisters die Ruhe wieder zu finden, die er, wie so Viele, im Parlamente zu Frankfurt verloren hatte. Wir waren nicht so glücklich. Shakespeare ist, mit ein paar andern Büchern, unser unzertrennlicher Wandergefährte gewesen, und er hat uns nach manchem heißen Tage, an manchem schwülen Abende zum erquickenden Bade für die müde Seele gedient. Aber seit Jahr und Tag will die Stimmung nicht mehr kommen, die dazu gehört, uns bei dem edlen Dichter wohl zu fühlen. Er steht bestaubt auf dem Bücherbrette neben der deutschen Literaturgeschichte von Gervinus.

Und wir denken, auch das deutsche Volk wird etwas Besseres zu thun haben, als — sich in die Meisterwerke

Shakespeares zurückzuziehen, und so diesem edeln Genius die Rolle zu übertragen, die der Sandhaufe für den Storch übernimmt, wenn dieser den Kopf hineinsteckt, um die Lebensgefahr nicht zu sehen, die ihn bedroht.

Das deutsche Volk ist durch die Ereignisse der letzten zwei Jahre in eine Lage hineingerathen, die seine ganze Zukunft, seine Existenz bedroht, wenn es den Weg nicht findet, der von dem Abgrunde abführt, auf den seine Lenker, geblendet in Furcht und Selbstsucht, es hinleiten. In einer solchen Lage der Dinge scheint es uns, daß Deutschlands Volk anderswo Rath suchen muß als in den Meisterwerken des englischen Dichters.

Die letzten zwei Jahre haben den klaren Beweis geliefert, daß die wahre Staatswissenschaft in Deutschland noch das mit sieben oder besser mit fünfmal sieben Siegeln verschlossene Buch ist. Die „Gelehrten" aller Parteien scheinen nur die Brodkrümlein aufgelesen zu haben, die von den Tischen fremder Völker abfielen. Die Schulweisheit unserer Universitäten, die in manchen andern Fächern des Guten viel geleistet hat, hat es in der praktischen Staatswissenschaft höchstens so weit gebracht, wie der Famulus, der seinem Herrn und Meister die gelehrten Schlagworte abgehorcht hat, der aber ihren Sinn nicht versteht und ihre Anwendung nicht kennt. Die deutsche Philosophie hat in dieses Stückwissen überdies noch ihre Nebel und Dunstatmosphäre hineingetragen. Ob ihres babylonischen Thurmbaues ist eine wahre Sprachverwirrung über die deutsche Schulwissenschaft herabgekommen; und als

die hochweisen und allwissenden Baumeister, die ihren Thurm bis in den Himmel hinein erheben wollten, zusammenberufen wurden, um dem deutschen Volke ein Haus zu Schutz im eignen Lande zu errichten, verstanden sie sich Einer den Andern nicht mehr, wenn von den einfachsten Dingen die Rede war.

Die überstolze Verwirrung und die hohle Inhaltlosigkeit der Staatswissenschaft, wie sie in Deutschland gelehrt wurde, war die Ursache, daß ein anderer Theil des deutschen Volkes, der rüstigere, der keckere, die ganze deutsche Jugend, so weit sie durch die neuesten Ereignisse und ihre Vorahnung mit ins öffentliche Leben hineingerissen wurde, sehr bald den bestaubten Plunder der deutschen Schulweisheit von sich werfen zu müssen glaubte. Leider aber verloren dabei Viele auch den innern Halt, den Compaß selbständiger, nationaler Anschauung, und ließen sich dann von dem falschen Scheine der zweifelhaften Errungenschaften des Auslandes blenden. Bei der vollkommenen Hohlheit und Verwirrung der deutschen Staatswissenschaft war es nur zu natürlich, nur zu erklärlich, daß die strebenden Köpfe sehr bald die wunderlichen Lehren, die im Auslande, in Frankreich insbesondere oft mit so viel Geist und Schein gelehrt, mit so viel glänzendem Muthe und strahlender Aufopferung erstrebt wurden, auch zu den ihrigen machten.

Das deutsche Volk gerieth auf diese Weise zwischen Wasser und Feuer, zwischen die todte Lehre seiner Schulpotentaten und das galvanisirte Leben seiner jun-

gen Welt- und Himmelsstürmer. Es wurde irre und wirre an Beiden, und that klug daran, sich weder den Einen noch den Andern hinzugeben. Aber die Folge war, daß es, so zwischen Feuer und Wasser, dem Schwerte seiner Machthaber entgegengetrieben wurde und ihm für eine Weile wieder auf Gnade und Ungnade anheimfiel.

Es wird nicht ewig dauern. Aber dieser Zustand wird nur dann zu einem ersprießlichen Ende für das deutsche Volk führen, wenn es dereinst mit einfältigerm Herzen, mit klarern Begriffen, mit tieferer Einsicht in die Bahn der Politik wieder eintreten kann, und so verhindert wird, nicht auf Schritt und Tritt in Gefahr zu kommen, den Schein für die Sache zu nehmen, sich von den Einen rechts betrügen und von den Andern links durch schöne Irrlichter in die Sümpfe der entfesselten Eigensucht und Herrschbegier locken zu lassen.

Die folgenden Darstellungen haben die Absicht, die politische Bildung in Deutschland fördern zu helfen. Das ist ihr Ziel und nichts weiter. Wir glauben nicht, hier eine praktische Entwirrung des gordischen Knotens, der in Deutschland geschlungen ist, anzudeuten. Wir sehen überhaupt diese Entwirrung immer mehr unmöglich werden, und fürchten, daß der Knoten am Ende nur noch zerhauen werden kann. Aber auf die eine oder die andere Weise wird der Tag kommen, wo das deutsche Volk wieder berufen werden wird, seine Angelegenheiten noch einmal selbst in die Hand zu nehmen. Und für den Fall schien es uns ein gutes Werk,

ihm die größten Staatslehrer der Neuzeit in einfacher und klarer Weise zugänglich zu machen, und ihre Lehren vom Standpunkte der Neuzeit, des gesunden Menschenverstandes und der lebendigen Menschenliebe zu würdigen.

Machiavel, Montesquieu und Rousseau umfassen in gewisser Beziehung den ganzen Kreis der Staatswissenschaft; jeder von ihnen ist der Crystallisationspunkt der verschiedenen staatswissenschaftlichen Schulen und der verschiedenen Regierungsweisen. In Machiavel hat der offene und verkappte Absolutismus, in Montesquieu die constitutionelle Monarchie, in Rousseau die demokratische Republik ihren Führer gefunden. Wer die Systeme dieser drei Vorkämpfer der Staatswissenschaft erkannt hat und durchschaut, der wird auch den Maßstab für das Benehmen der verschiedenen Regierungen, — die Auflösung des Räthsels, in die sie ihre Handlungsweise oft einzuhüllen wissen, gefunden haben.

Die Wirkung dieser drei Staatslehrer ist nicht immer an die Form der Regierung gebunden. Ihr Grundsatz kann sich auch unter den verschiedensten Formen geltend machen, und die Heuchelei und Gewaltherrschaft Machiavels hat eben so gut in absoluten wie in constitutionellen Monarchien und in der Republik geherrscht. Und eben so mit den Grundansichten der beiden Andern. Das Alles aber verhindert nicht, daß das eigentliche Clima, in dem sie naturgemäß und von selbst fortkommen, für Machiavel der Absolutismus, für das Am=

phibienwesen der Montesquieuschen Doctrin die constitutionelle Monarchie, und für Rousseau die Republik ist.

Das Geschick der drei Staatslehrer der Neuzeit war bis jetzt ein eigenthümliches und ihren Systemen vollkommen angemessenes. Machiavel wucherte gewissermaßen im Stillen, und es hat oft den Anschein, als ob man die giftige Schlange, die in ihm herumschleicht, absichtlich unter Rosen und Weinlaub versteckt hätte. Wir kennen keine einzige Würdigung dieses unheilvollen Geistes, die ihn in seinem Wesen auffaßte, in seiner Nacktheit darstellte. Dagegen wurde er oft in einem ganz andern Lichte geschildert als dem seiner Natur. Es wurde fast Mode, mit der Schlange zu spielen, und die, die bei dem Spiele von dem Giftzahn verletzt wurden und dann lebendigen Leibes in Fäulniß übergingen, wußten oft selbst nicht, wo die Ursache und der Anfang der Krankheit lag. In unserer geistreich-siechen Zeit wurde Machiavel sogar zu einem Republikaner umgetauft. Wir haben diese schöne Decke abgestreift, wir haben die Schlange offen hingelegt, den Giftzahn und seine Verwüstungen unumwunden gezeigt. Wir bilden uns nicht ein, auf diese Weise dem unheilvollen Gewürm für immer den Giftzahn ausgerissen, wohl aber hoffen wir sehr Viele vor seinem Bisse gewarnt und für die Zukunft gesichert zu haben.

Um dies mehr oder weniger zu erreichen, genügte es nicht, das System Machiavels klar und nackt darzustellen, sondern wir mußten den Vater desselben ebenfalls, enthüllt von allem geistreichen Flitter, in seiner

nackten Niederträchtigkeit zeigen. Und zu dem Ende war es dann ebenfalls wieder nothwendig, die Zeit und die Gesellschaft zu schildern, in der ein solches System Wurzel schlagen konnte; denn hieraus selbst lernen wir den Boden und die Luft kennen, in der es naturgemäß wurzelt, zu Hause ist und wuchert.

So entstand unser »Macchiavel«, die Schilderung des Systems, des Menschen, seiner Zeit, seiner Gesellschaft, seiner Apostel, Jünger und Nachfolger.

Montesquieu tritt als Mensch zurück und geht gewissermaßen für uns ganz in seine »Doctrin« auf. Er borgte sie in England und schnitt sie nach den französischen Bedürfnissen seiner Zeit, seiner Stellung, seines Amtsberufes zu. Das Wunderbare ist, daß diese fremde, aus germanischen Fetzen zusammengeflickte und dem romanischen Wesen angepaßte Jacke in der neuesten Zeit auch in Deutschland Mode werden konnte. Die Nachahmungssucht ist daran vor Allem Schuld, die Pariser Mode schien den deutschen Gelehrten um so unbedenklicher, als sie sich einbildeten, daß sie im Wesentlichen ja doch germanischen Ursprungs, von England herübergeholt sei. Wir glaubten uns darauf beschränken zu dürfen, das System, die Doctrin klar darzustellen, um deren innere Haltlosigkeit zu zeigen; und sind um so mehr überzeugt, daß dies genügen wird, als diejenigen, die in der letzten Zeit sich in Deutschland dem lecken Schiffchen Montesquieuscher Art anvertrauten, schmählich Schiffbruch gelitten haben.

Bei Rousseau haben wir dagegen noch mehr als

bei Machiavel den Menschen neben dem System hervorheben zu müssen geglaubt. Nicht als ob wir diesen Menschen zum Muster empfehlen wollten. Seine kleinlichen, erbärmlichen Seiten treten gar zu klar in den Vordergrund; seine Eitelkeit, seine schwache, weibliche Natur stößt sehr oft den ernsten Mann von sich ab. Aber dann ist es wieder um so trostreicher, um so erhebender, wenn wir diesen armen, schwachen, eiteln Menschen, von einem höhern Grundsatze gehoben und gehalten, fast alle die Klippen und Untiefen der Gunst und der Eigensucht umschiffen sehen, an denen so unendlich oft selbst die stärksten Männer — denen ein leitender Grundsatz, das tiefe Pflichtbewußtsein, das unwandelbare Streben nach einem höhern, in Tugend und Menschenliebe gesteckten, Ziele fehlt, — elendiglich zu Grunde gehen. Und so wird denn wirklich dieser arme, schwache, weibliche, gebrechliche Mensch sehr oft zu einem beschämenden Vorbilde für die starken Männer, die nicht an ihm vorbei gehen können, ohne mitleidig lächelnd auf ihn herab zu sehen.

Rousseau ist in gewisser Beziehung der fleischgewordene Gedanke und Vertreter der neuen Zeit. In ihm finden wir alle Schwächen und Erbärmlichkeiten einer untergehenden Welt wieder, zugleich aber auch die volle Ahnung der Auferstehung und ebenso das Zauberwort, das das Wunder der Auferstehung bewirkt. Das in Elend kränkelnde Proletariat, der bettelnde Vagabund — sind der Ausgangspunkt seines Lebens; alle Kämpfe der Philosophie stürmten auf ihn ein, und war-

fen ihn an den Abgrund der Gottesleugnung und der Lieblosigkeit, führten ihn bis nahe an die Gränze, wo die Auflösung aller Bande der Gesellschaft und der Familie anfängt. Aber der höhere Funke des heiligen Feuers wurde nie gänzlich in ihm unterdrückt, und brach dann nach und nach, im Kampfe mit der kalten Selbstsucht der Welt, wieder in helle Flammen aus. Die Liebe zu den Menschen ist dies heilige Feuer, und es glüht am Ende so hell und erwärmend in diesem von den Todten auferstehenden Vertreter der neuen Zeit, daß davon die Zukunft sich den heiligen Funken holen konnte. Ein geläuterter und duldsamer Gottglaube geht siegreich in Rousseau aus dem Kampfe gegen die Alles um ihn niederreißende und ihn selbst von allen Seiten angreifende und zerreißende Unduldsamkeit des geistlosen Aberglaubens, der feinsten Heuchelei und der Alles zerstörenden Glaublosigkeit hervor. Und in diesem Gottglauben selbst wurzelt dann seine Hingebung, seine Aufopferung, sein Pflichtbewußtsein, sein Tugendstreben, das ihn zuletzt, trotz aller seiner Schwächen, zu einem Fels in den Stürmen des Lebens machte.

Das philosophische, politische, religiöse, menschheitliche und gesellschaftliche System ist in Rousseau die Folge seines ganzen Seins, seines Lebens, seiner innern und äußern Kämpfe; und wie Eines in dem Andern begründet liegt, Eines aus dem Andern hervorgegangen, so haben wir es darzustellen gesucht.

Wir wurden dazu noch durch ein paar andere Rücksichten veranlaßt. Die Kämpfe, die Rousseau selbst zu

bestehen hatte, und aus denen er siegreich hervorging, sind vollkommen dieselben, die heute in unserm gesellschaftlichen Leben auf die leidende und denkende Menschheit in Deuschland einstürmen. Wir können daher um so mehr an ihm lernen. Bis in die geringsten Einzelnheiten steht er denselben zerstörenden Elementen gegenüber, wie heute wir. Dem untergehenden, verdummten und altersschwachen und impotent-grausamen Absolutismus, — dem die Gefahr, die seinen fetten Pfründen droht, erkennenden Aberglauben, — dem sich selbst überstürzenden Unglauben, — der sich selbst vergötternden Philosophie, — der liederlichen Geistreichigkeit und der gewissenlosen Selbstsucht — hielt er in seiner Schwäche den Medusenschild eines höhern Glaubens an Gott, an die Menschheit und an die Tugend entgegen, und alle seine Gegner waren nicht im Stande den Blick dieses Schildes zu ertragen.

Er selbst als schwacher, eitler, seelenkranker Mensch ging freilich halbwegs in diesem Kampfe zu Grunde; seine Eitelkeit, seine menschliche Schwäche war nicht im Stande, diesen ihm von Gott geliehenen Schild zu tragen, ohne daß er unter seiner Wucht zusammenbrach. Seine Feinde, die Feinde des Grundsatzes, den er vertheidigte, und der in ihm siegte, haben seine eigne Gebrechlichkeit, sein Hinsiechen am Ende seines Lebens, wie eine Niederlage seines Grundsatzes darzustellen gesucht. Es war nur eine epische Gerechtigkeit, die den Menschen für seine eignen Sünden straft; es war die Hand von Fleisch und Bein, die verbrannte und abstarb,

als sie das heilige Feuer von dem Altare der Götter wegholte und den Menschen rettete. Die Rettung dieses heiligen Feuers aber ist der Sieg des Göttlichen in diesem armen, kranken, schwachen und sündhaften[1]) Menschen. Es war uns, als ob wir den Gott in ihm vertheidigten, als wir den Sieg des Göttlichen, trotz des Hinsiechens des Menschlichen in ihm, darstellten.

Noch ein anderer Gedanke hat uns geleitet, einzelne Lebensverhältnisse und Ereignisse klarer und umfassender darzustellen, als dies bis jetzt irgendwo geschehen ist. Rousseau war Einer von den Menschen, die wie der große O'Connel von sich sagen können, daß sie zu den „best abused men" ihrer Zeit gehören. Zwei Leute, die in Rousseaus Leben eine sehr einflußreiche, für Rousseau zernichtende Rolle spielen, sind „germanisch-gemüthliche Biedermänner", Grimm und Hume. Beide haben eine schändliche Rolle in dem unglücklichen Leben dieses armen Sünders übernommen, und Beide haben es dann so einzurichten gewußt, daß der Schein alles Rechts und aller Biederkeit auf ihrer, der Schein alles Unrechts und aller Erbärmlichkeit auf Seiten Rousseaus war. Die Welt hat diesen „Biedermännern" bis jetzt fast unbedingt Recht gegeben. Bei näherer Einsicht aber stellt sich sehr klar heraus, daß diese beiden Menschen echt niederträchtig an Rousseau gehandelt, durch ihre Niederträchtigkeit Rousseau's Seele geknickt, und dann seinen Ruf mit „germanisch-gemüthlicher" Lüge besudelt haben. Nachdem uns dies Verhältniß klar gewor-

[1]) „vicieux", wie er selbst sagt.

den, kam es uns so vor, als ob das Bischen germanischen Gradsinns, das in uns lebt, uns die Entlarvung dieser Heuchelei als eine Art patriotischer Schuld gegen den unglücklichen Jean Jacques auflegte.

So entstand die Darstellung seines Lebens, seiner Schwächen und seiner Stärke, und wir hoffen, daß sich Mancher an ihnen zum Bessern aufgemuntert fühlen wird.

Ueber allen Staatsformen liegt der Geist, der die Menschen im Staate beseelt. Dieser Geist ist der Kern, der dann von selbst die Form zur Schaale findet. Wenn es uns gelungen ist, in den nachfolgenden Darstellungen den Blick des Einen oder des Andern über die Bedeutung und die Wirkung des Grundsatzes, der im Staate herrscht, zu öffnen; so haben wir nicht umsonst gearbeitet. Ist es uns aber gar gelungen, hier und dort einen edlern Menschen von der Bahn des Schlechten, auf die ihn die Umstände gestoßen, abzulenken, — hier und dort einem schwachen Menschen gezeigt zu haben, wie stark er werden kann im Bewußtsein eines höhern Grundsatzes, im Gedanken an eine liebende Gottheit, an einen unwandelbaren Pflichtberuf, an ein einfältiges und demüthiges Streben nach dem Edlern, nach der Tugend — o, man fürchtet in unserer geistreichen und genußsüchtigen Zeit fast das Wort auszusprechen! — dann verlangen wir keinen weitern Lohn, als höchstens noch den, für unser Streben verhöhnt und verfolgt zu werden.

Cöln, am zweiten Pfingsttage 1850.

Venedey.

Inhalt.

Machiavel.

Seinem Freunde

Heinrich Simon

von Breslau

zum Andenken an schönere Zeiten, zum Trost in trüben Stunden,
zur Hoffnung auf eine bessere Zukunft

der Verfasser.

Cöln, den 12. Januar 1850.

I.

Der Fürst.

1.

»Klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben.«

Auf Deutsch:

« Sei nicht dumm und sei nicht schlecht.«

Das hilft! Das führt zum Ziele, zum Siege über die Tücke und die Schlechtigkeit, zur Herrschaft des Rechts und der Freiheit.

Wem es gegeben ist, in diesem Sprüchlein zu handeln, nicht dumm und nicht schlecht, der wird, wie hoch oder wie tief er gestellt sei, es bewährt finden, daß nirgend die Geschicke der Menschen fester wurzeln als in dem Boden ehrbarer Klugheit und schlichter Redlichkeit. Sie sind der Gottgedanke, der im Großen und im Ganzen das Schicksal beherrscht, die Vorsehung lenkt. Die Weltgeschichte und der Lebenslauf jedes einzelnen Menschen bieten Dem, der in die Tiefe sieht, überall die bestätigende Gewähr für diese ewige und selbst durch die scheinbaren Ausnahmen bestätigte Erfahrung.

Ja, selbst für die Einfältigen ist gesorgt; denn es steht geschrieben im Buche des Lebens und im Buche der Weisheit: »Selig sind die Armen an Geist.«

Wo aber Kopf und Herz gesund, da zahlt der Teufel die Zeche, denn ehrlich währt am längsten.

2.

Eines Tages, an dem meine Ehrlichkeit einen Sieg über gar schöne Lockungen des Bösen davon getragen hatte, ging ich ganz mürrisch nach Hause. Ich war eigentlich doch nicht so recht zufrieden mit mir selbst über den glänzenden Sieg, den ich erfochten. — Gedankenlos blieb ich an dem Kram eines Antiquars stehen, sah mir die Büchertitel an und fiel zufällig auf den Namen: Machiavel. Da flüsterte mir ein Geist des Hohns zu: »Kaufe das Buch, lies es, du Tropf, und freue dich deiner Einfalt!«

Ich kaufte die sechs Bände Machiavellistischer Weisheit, seine Reden über den Livius, seine Abhandlung über das Kriegswesen, seine Geschichte von Florenz und endlich seinen Fürsten. Letzterer war noch überdies von Friedrich des Zweiten Anti-Machiavel begleitet, was mich noch mehr die Gefahr zu bestehen anspornte, denn ich hoffte, daß der deutsche Fürst mir schützend zur Seite treten werde, wenn der italienische meiner Ehrlichkeit härter als gut zu Leibe gehen könnte.

Ich fing mit dem Ende, mit dem sechsten Bande, der den Fürsten enthielt, an. Die ersten Kapitel schienen mir dem Rufe, der dem Meister zu Theil geworden, nicht zu entsprechen; nach und nach aber kam es immer besser, und stellenweise wenigstens las ich mit schauriger Bewunderung

diese auf den ersten Blick so tief verletzende Schlechtigkeit. Oft zweifelte ich an dem innern Ernst des Lehrers, mitunter schien mir diese Nacktheit selbst offener Hohn und unumwundene Ironie, bis ich dann am Ende die Auflösung des Räthsels erst ahnte, und diese Ahnung später in den übrigen Werken Macchiavel's immer mehr zur Gewißheit wurde.

3.

Macchiavel — — — doch, da es sicher Vielen so gehen wird wie mir vor Zeiten, d. h. da Viele sich nicht scheuen, die Worte »Macchiavellismus« und »macchiavellistisch«, so oft sich eben die Gelegenheit dazu bietet, zu Markte zu tragen, ohne daß sie den geistigen Vater derselben näher kennen oder auch nur oberflächlich angesehen haben, so wird es wohl nicht überflüssig sein, vorerst ein paar seiner schlagendsten, ihn und sein Hauptwerk, den »Fürsten«, charakterisirende Stellen mitzutheilen und zur Grundlage weiterer Berücksichtigung zu machen. Das fünfte Kapitel des Fürsten lautet[1]):

»Wie man die Städte oder Fürstenthümer, die, bevor sie erobert wurden, nach ihren eigenen Gesetzen regiert wurden, regieren soll.«

»Wenn der eroberte Staat an die Freiheit und an seine eigenen Gesetze gewöhnt war, dann giebt es drei Arten, ihn zu behalten. Die erste ist — ihn zu ruiniren; die zweite, in demselben zu wohnen; die dritte, ihm

[1]) Oeuvres de Macchiavel, VI volumes. La Haye au dépens de la Compagnie 1743. 1. u. 2. Bd: die Reden über den Livius. 3. Bd.: die Kriegswissenschaften. 4. u. 5. Band: die Geschichte von Florenz. 6. Bd.: der Fürst.

seine eigenen Gesetze zu lassen, unter der Bedingung, daß er Tribut zahle, und von einer kleinen Zahl von Personen, die du dorthin schickst, um ihn dir zu erhalten, regiert werde. Da diese sich nur durch deine Macht und deinen Schutz erhalten können, so werden sie Alles aufbieten, um deine Herrschaft zu sichern. Es ist nicht zu bezweifeln, daß es leichter scheint, eine Stadt, die gewohnt ist in Freiheit zu leben, durch ihre eigenen Bürger, als auf eine andere Art zu regieren, wie dies die Lakedämonier und die Römer versucht haben. Die Ersteren errichteten in Athen und in Theben oligarchische Räthe, und dennoch verloren sie beide Städte wieder. Die Letzteren dagegen behielten Capua, Carthago, Numantia, weil sie diese Städte zerstörten. Im Gegentheil versuchten sie Griechenland zu beherrschen wie Sparta es beherrscht hatte, d. h. indem sie ihm seine Gesetze und seine Freiheit ließen, was ihnen aber nicht gelang. Und sie wurden gezwungen, mehrere Städte dieser Provinz zu zerstören, um sie zu behalten. Woraus ich schließe, daß das beste Mittel, diejenigen, die man erobert hat, zu behalten, darin besteht, sie zu zerstören, sie zu ruiniren, und daß Derjenige, der Herr einer Stadt wird, die vorher frei war, und sie nicht zerstört, von ihr nichts zu hoffen hat, als selbst von ihr vernichtet zu werden, um so mehr, da dieselbe stets die Freiheit und die alten Gebräuche, die weder Zeit noch Wohlthaten vergessen machen können, zum Vorwande des Aufruhrs machen wird. Und wenn man die Bewohner nicht entzweit oder ausrottet, so werden sie bei allen Gelegenheiten ihre Freiheit zurückfordern, wie unter andern Pisa, das so lange Zeit unter dem Joche von Florenz war.«

»Ist die eroberte Stadt oder Provinz dagegen gewohnt, unter einem Fürsten zu leben, und bleibt Niemand von seinem Geschlecht übrig, so werden die Bürger, da sie einerseits gewohnt sind zu gehorchen, und anderseits das Haus ihrer Fürsten ausgestorben ist, sich nicht mit einander verstehen, einen Andern zu wählen. Ueberdies nicht an die Freiheit gewöhnt, greifen sie langsamer zu den Waffen, und lassen somit dem Fürsten die Mittel, sich ihrer zu bemächtigen. Die Republiken aber haben mehr Leben und mehr Haß, mehr Eifer und mehr Rache, und das Andenken an ihre frühere Freiheit stirbt nicht aus. Somit bleibt das beste Mittel, sie zu zerstören oder dort zu wohnen.«

Ein anderes Kapitel (XVIII) ist eben so klar. Es heißt: »Ob die Fürsten Wort halten sollen?«

»Jeder weiß, wie löblich es bei einem Fürsten ist, wenn er Treue und Glauben hält, gerade heraus und ohne Hinterhalt ist. Aber die Erfahrung der gegenwärtigen Zeiten zeigt, daß nur die Fürsten, die wenig Aufhebens von ihrem Worte machten und die es verstanden die Andern zu täuschen, etwas Großes zu Stande gebracht haben; wogegen die, die rechtlich gehandelt, dabei am Ende stets den Kürzern gezogen haben.«

»Man muß bedenken, daß es zwei Arten zu kämpfen giebt, die eine mit dem Gesetze, die andere mit der Gewalt. Die erstere ist die der Menschen, die letztere die der Thiere. Da aber sehr oft die erstere nicht genügt, so ist es nöthig, zur zweiten seine Zuflucht zu nehmen. Fürsten müssen also eben so gut als Menschen, denn als Thiere handeln können. Die Alten lehren dies sinnbildlich, wenn sie erzählen, daß Achill und verschiedene an-

dere Fürsten dem Centaur Chiron zur Erziehung übergeben wurden, um damit anzudeuten, daß, da der Lehrer halb Mensch, halb Thier war, der Schüler etwas von beiden Naturen abbekomme, weil die eine nicht lange ohne die andere dauern könne.«

»Aber da der Fürst das Thier mitunter nachmachen muß, so muß er sich sowohl in den Fuchs, als in den Löwen zu verwandeln wissen, weil sich der Löwe der Netze nicht versieht, und der Fuchs mit den Wölfen nicht fertig wird. So mußt du Fuchs sein, um die Schlingen zu erkennen, und Löwe, um die Wölfe in Achtung zu halten. Diejenigen, die nur die Löwen nachzumachen wissen, verstehen ihre Sache schlecht; und somit soll ein kluger Fürst sein Wort nicht halten, wenn das ihm nachtheilig sein könnte, und wenn die Gelegenheit, die ihn veranlaßte es zu geben, nicht mehr besteht.«

»Diese Verhaltungsmaßregel würde schlecht sein, wenn alle Menschen gut wären. Da sie aber Alle schlecht sind, da sie ihr Wort nicht halten werden, so darfst du eben so wenig das deinige halten. Und es wird dir nie an einem Vorwande fehlen, um den Wortbruch zu beschönigen. Ich könnte tausend Beispiele unserer Zeit geben und zeigen, wie viele Versprechen, wie viele Verträge sich durch die Untreue der Fürsten zersplittert haben, und wie stets Derjenige, der am besten als Fuchs zu handeln wußte, des Erfolges am sichersten sein konnte. Aber man muß es recht verstehen diesen Fuchsgeist zu verstecken, man muß dazu gemacht sein zu täuschen und zu trügen. Die Menschen aber sind so einfältig und so gewohnt den Zeiten nachzugeben, daß der, der trügt, stets welche findet, die sich betrügen lassen.«

»Von allen Beispielen neuerer Zeit mag ich nur Eines nicht übergehen. Der Pabst Alexander VI that nie etwas Anderes als trügen. Nie gab es einen Menschen, der besser Jemanden bereden konnte, nie gab es einen, der leichter mit den heiligsten Eiden versprach, und der weniger sein Versprechen hielt. Und nichts desto weniger gelangen ihm seine Betrügereien stets; so gut wußte er, wie er es bei den Menschen anzulegen hatte.«

»Es ist also nicht nöthig, daß ein Fürst stets die Eigenschaften habe, die ich angeführt, sondern nur scheinen muß es als habe er sie. Ich wage selbst zu behaupten, daß es gefährlich wäre sie zu haben und auszuüben, wogegen es nützlich, wenn es nur so scheint als habe er sie. Du mußt großmüthig, treu, zuvorkommend, gerecht und religiös scheinen; aber dabei mußt du so sehr dein eigener Herr sein, daß du im Fall der Noth das Gegentheil zu thun im Stande bist.«

»Ich behaupte, daß ein Fürst und insbesondere ein neuer Fürst, nicht Alles beobachten kann, was bei den Menschen für gut gilt, denn das Bedürfniß seines Staates zwingt ihn oft, sein Wort zu brechen, gegen Milde, Menschlichkeit und Religion zu handeln. Er muß seinen Geist nach dem Winde des Glückes drehen, ohne sich dabei vom Guten mehr als nöthig abzuwenden, aber auch ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, das Schlechte zu thun, so oft es nöthig.«

»Uebrigens muß der Fürst dahin streben, nie etwas zu sagen, was nicht aus den fünf Eigenschaften, die ich angeführt, folgt. So daß, wer ihn nur sieht und hört, glaube, daß er die Güte, die Treue, die Gerechtigkeit, die Civilität und die Religiosität

selbst sei. Diese letzte Eigenschaft aber ist diejenige, die ihm äußerlich am nothwendigsten ist, um so mehr als die Menschen im Allgemeinen eher nach den Augen als nach den Händen urtheilen, da Jeder die Freiheit hat zu sehen, fast Niemand aber die, zu fühlen. Jeder sieht, was du scheinst, aber fast Niemand weiß, was du bist, und die Minderzahl wagt es nicht, der Mehrzahl zu widersprechen, die überdies noch das Ansehen des Staates zum Schilde hat. In den Thaten aller Menschen und besonders der Fürsten, gegen die man keine Richter zur Hülfe rufen kann, sieht man einzig und allein auf den Ausgang.«

»Ein Fürst hat also nur seinen Staat aufrecht zu halten; alle Mittel, deren er sich bedient hat, wird man stets für ehrbar halten und Jeder wird sie loben. Denn der gewöhnliche Mensch hält sich an den Schein und urtheilt nur nach den Ereignissen. Aber es giebt in dieser Welt fast nur gewöhnliche Menschen, und die kleine Zahl wird nur befragt, wenn die große nicht weiß, was thun.«

»Ein Fürst der Gegenwart, den ich nicht nennen mag, predigt uns Nichts als Friede und Treue; aber wenn er selbst Ein und Anderes geübt hätte, so würde er schon oft seine Staaten und seinen Ruf verloren haben.«

4.

So also muß ein Fürst sein? Das Gute, Edle heucheln, das Schlechte, Gemeine thun, — ein Pestkranker in Purpur, ein vergifteter Wein in einem goldenen Becher. O! ich begreife es, wie sich der hohe Geist, das noch unverdorbene Gefühl eines Friedrich des Zweiten gegen eine

solche Lehre empören mußte. Ja, wenn dieser Machiavel die Wahrheit sagt, dann ist jeder Fürst eine im Zorne Gottes geschaffene Geißel der Menschen und der Menschheit. Dann haben die Recht, die behaupten, daß Machiavel nicht der Lehrer, sondern einfach der Geschichtschreiber der Fürsten gewesen, daß er als Republikaner in der Form der Belehrung das Fürstenthum hinterrücks zu meuchelmorden gesucht habe.

Doch die Sache ist einfacher. Machiavel, wenn auch in vielen Blitzfunken seiner Werke eines der glänzendsten Genies, war dennoch einer von den Geistern, die nach dem Scheine urtheilen und sich an die Ereignisse halten, die nicht rückwärts und nicht vorwärts zu sehen im Stande sind, und daher nur an die Steine glauben, über die sie strauchelten, die Bäume beachten, gegen die sie anrannten. Das ist ein scharfes Urtheil über einen so vielgerühmten Politiker, über den Lehrer und Meister so vieler hochgestellter Schüler und Gesellen. Aber unter den Krähen ist der Spatz schon ein nicht zu verachtender Sänger. Oxenstierna sagte: »Es ist wunderbar, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird.« Noch wunderbarer aber ist, wie wenig Weisheit die Lehrer der Lenker der Welt oft zeigten.

Um übrigens diese Ansicht zu beweisen, bedarf es vorerst noch etlicher Auszüge aus dem »Fürsten.«

Die beiden angeführten Kapitel charakterisiren hinlänglich die Theorie; an einer andern Stelle (Kap. VII) finden wir die Anwendung, und sehen den Fürsten nach dem Herzen Machiavel's am Werke. Dieser ist nämlich jener Cäsar Borgia, dessen schnöde Schandthaten den Lohn erhielten, den sie verdienten, indem er das blutgetränkte

Gerüste seiner vermeintlichen Größe in sich selbst zusammenstürzen sehen mußte, als er sich einbildete den Schlußstein einlegen zu können.

»Wenn man alle Fortschritte des Valentiners (Cäsar Borgia, Herzog von Valentinois) bedenkt, so wird man sehen, daß er starke Fundamente zu seiner künftigen Größe gelegt hatte. Ich glaube, daß es nicht überflüssig ist, davon zu sprechen, da ich kein besseres Beispiel für einen neuen Fürsten, als das seinige, kenne. Denn, wenn die Maaßregeln, die er genommen, nicht den gehofften Erfolg hatten, so war dies nicht seine Schuld, sondern die eines unvorherzusehenden Umschwunges des Glückes.«

»Sein Vater fand eine Menge Schwierigkeiten ihn groß zu machen. Erstens sah er, daß er ihm keinen Staat, der nicht der Kirche angehöre, geben könne, und daß, wenn er von dieser einige Städte abzureißen versuche, der Herzog von Mailand und die Venetianer, die bereits Faenza und Rimini unter ihrem Schutze hatten, sich widersetzen würden; zweitens, daß die Armeen Italiens, deren er sich hätte bedienen können, in den Händen derjenigen waren, die die Vergrößerung des Pabstes fürchten mußten, nämlich der Ursini, der Colonna und ihrer Anhänger, auf die er somit sich keineswegs verlassen konnte. Diese Hindernisse mußten also beseitigt werden, man mußte die Staaten Italiens zu trennen suchen, um einen Theil ohne Widerstand erobern zu können. Das war ihm nicht schwer, weil die Venetianer um anderer Ursachen willen die Franzosen aufforderten, nach Italien zu kommen; was er noch erleichterte, indem er die erste Ehe König Ludwigs auflöste. Dieser König war aber kaum auf Ansuchen der Venetianer

und mit Zustimmung Alexanders VI in Italien eingerückt, als er, in Mailand angekommen, alsbald in die Plane des Pabstes einging, und ihm Soldaten abtrat, um die Romagna zu überziehen, deren sich dann der Valentiner wirklich, trotz der Colonna, bemeisterte.«

»Aber er fand Hindernisse, sie sich zu erhalten und weiter vorzuschreiten. Eines von Seiten der Ursini, deren er sich bedient hatte, und von denen er befürchtete, daß sie ihn im Falle der Noth im Stiche lassen und ihn so nicht nur verhindern würden neue Besitzungen zu erobern, sondern selbst ihm das entreißen könnten, was er bereits besäße; das andere von Seiten Frankreichs, von dem er ebenfalls fürchten mußte, daß es ihn aufgeben werde. In Bezug auf die Ursini hatte er sich überzeugt, daß nach der Wegnahme von Faenza sie sich bei der Belagerung von Bologna wenig energisch gezeigt hatten. Und da zugleich der König, nachdem er sich des Herzogthums von Urbino bemächtigt hatte, von seinem Einfall in Toscana abstand, so beschloß er, in Zukunft weder von dem Glücke noch von den Waffen eines Dritten abhängen zu wollen.«

»Das Erste, was er that, war, die Ursini und die Colonna zu schwächen, indem er diejenigen in ihrem Dienste, die Edelleute waren, durch große Besoldungen und Anstellungen nach ihrem Range an sich heranzog, so daß diese in ein paar Monaten ihm alle Liebe, die sie früher für die entgegengesetzte Partei hegten, zugewendet hatten. Nachdem er hienach die Colonna vertrieben hatte, wartete er den Augenblick ab, um die Ursini zu vernichten, der ihm nicht ausblieb und dann von ihm mit Glück benutzt wurde. Als nämlich die Ursini zu spät sahen, daß die Macht des Herzogs und des Pabstes ihren Untergang

herbeiführe, hielten dieselben eine Versammlung zu Magione in dem Gebiete von Perugia. Diese Versammlung rief den Aufstand der Urbinos hervor und die Unruhen in der Romagna, die dem Herzog tausend Gefahren brachten. Mit Hülfe der Franzosen wußte er denselben glücklich zu entgehen. Aber nachdem er so seine Angelegenheiten wieder in Ordnung gebracht hatte, dachte er nur daran, wie er sie sämmtlich täuschen möge, da er sich weder auf die Einen verlassen konnte, noch auf die Anderen stützen wollte. Dies aber gelang ihm bei den Urbinos so gut, daß sie sich mit ihm durch die Vermittlung des Signor Paul, den er durch große Geschenke gewann, wieder aussöhnten. Und diese waren so unklug, sich in Sinigaglia in seine Hände zu geben. Nachdem er hier die Chefs getödtet und ihre Anhänger zu seinen Freunden gemacht hatte, erhielt seine Macht nur um so bessere Grundlagen, als er die ganze Romagna und das Herzogthum Urbino besetzt hielt und die Bewohner dieser Länder mit ihm zufrieden waren. Da er aber gerade in diesem Punkte Nachahmung verdient, so will ich darüber etwas mehr sagen.«

»Als er die Romagna weggenommen hatte, bedachte er, daß dieselbe habsüchtige Herren, die ihre Unterthanen bestahlen, anstatt sie zu regieren, gehabt, daß Raub, Aufstand und Mord in derselben herrschten, und daß, um sie dem fürstlichen Willen unterthänig zu machen, man nur ein gutes Gouvernement einzurichten brauche. Er wählte dazu Remiro d'Osco, einen grausamen aber thätigen Mann, dem er unbeschränkte Macht gab. In kurzer Zeit stellte dieser Gouverneur die Ordnung her und erwarb sich einen sehr großen Ruf. Da aber der Herzog dann zu fürchten anfing, daß

eine so unbeschränkte Macht am Ende Haß erregen könne, so errichtete er in der Provinz eine Civilkammer, an der jede Stadt ihren Advokaten hatte; und da er sah, daß die frühere Strenge ihm den Haß zugezogen hatte, so beschloß er eines Morgens, den Remiro in Stücke hauen und die Stücke seines Leibes auf dem Platze von Capua an einem Pfahl, in dem ein blutiges Messer eingesteckt war, ausstellen zu lassen, um dem Volke zu zeigen, daß die Grausamkeiten nicht von ihm ausgegangen, sondern nur Folge des zornigen Charakters seines Ministers gewesen seien. Was denn das Volk wirklich überraschte und zufrieden stellte.«

»Aber kehren wir zu unserem Gegenstande zurück. Da der Herzog so mächtig geworden und sich durch sein eigenes Heer und durch den Untergang derer, die ihm hätten schaden können, gesichert sah, so hatte er nur noch Frankreich zu befürchten, indem er wußte, daß der König, der zu spät seinen Fehler eingesehen hatte, nicht leiden werde, daß er seine Staaten noch vergrößere; deswegen suchte er sich neue Freunde zu verschaffen, und mit den Franzosen zu intriguiren, als sie in das Königreich Neapel eindrangen, um die Spanier, die Gaëta belagerten, zu vertreiben. Und der Entschluß, den er gefaßt hatte, sich ihrer zu versichern, würde ihm sehr bald gelungen sein, **wenn** sein Vater noch einige Zeit gelebt hätte.«

»Das war sein Benehmen in Bezug auf die gegenwärtigen Ereignisse. In Bezug auf die zukünftigen aber suchte er, da er insbesondere zu fürchten hatte, daß ein neuer Pabst ihm das nehmen werde, was Alexander ihm gegeben, sich durch vier Mittel dagegen zu schützen; — erstens indem er das Geschlecht der Herren, die er

beraubt hatte, ausrottete, um dem Pabste die Möglichkeit zu nehmen sie wieder herzustellen; zweitens indem er sich alle römischen Edelleute zu Freunden machte, um durch sie den Pabst in Schach zu halten; drittens indem er sich so viele Creaturen als möglich im heiligen Collegium verschaffte; und viertens indem er dafür sorgte, daß er, bevor der Pabst gestorben, so mächtig geworden, daß er dem ersten Angriffe selbst widerstehen konnte.«

»Von diesen vier Sachen hatte er drei vor dem Tode Alexanders ausgeführt, und die vierte war ebenfalls beinahe vollendet. Denn von den enterbten Herren entkamen ihm sehr wenige; der ganze römische Adel war in seinem Interesse, und die Mehrzahl der Cardinäle in seiner Abhängigkeit. Was endlich die Vergrößerung seines Staates anbelangt, so hoffte er sich zum Herrn von Toscana zu machen, wo er schon Perugia und Piombino besaß und außerdem Pisa, das sich unter seinen Schutz begeben, und das er nur zu besetzen hatte, da er die Franzosen nicht mehr zu scheuen brauchte, weil sie von den Spaniern aus Neapel vertrieben worden waren. Ueberdies bedurften die Einen und die Andern seiner Freundschaft. Worauf denn Lucca und Siena sich entweder aus Haß gegen Florenz oder aus Furcht ergeben haben würden, ohne daß die Florentiner dagegen etwas hätten thun können. Und wenn das gelungen wäre, wie dies ohne Zweifel in dem Jahre geschehen sein würde, in dem Alexander starb, so wäre er so mächtig und ansehnlich geworden, daß er sich selbst, ohne von Jemandem abzuhängen, hätte erhalten können. Aber fünf Jahre nachdem er zum ersten Male das Schwert gezogen, ließ Alexander ihn auf den Tod krank, umgeben von den Heeren zweier mächtiger Könige und ohne andere Staaten

als die Romagna. Aber er war so tapfer, so klug im Erkennen der Menschen, die er gewinnen, oder die er zernichten mußte, und die Grundlage, die er in so kurzer Zeit geworfen hatte, war so fest, daß wenn er nicht krank gewesen, oder wenn er keine zwei mächtigen Heere auf dem Halse gehabt hätte, er sicher alle Hindernisse besiegt haben würde.«

»Was zeigt, daß die Grundfesten gut waren, ist, daß die Romagna ihn länger als einen Monat erwartete, und daß obgleich die Voglioni, Vitilli und Orsini nach Rom gekommen waren, sie doch, wie krank er war, nichts gegen ihn machen konnten. Und wenn er den, den er wollte, nicht zum Pabst wählen lassen konnte, so konnte er wenigstens den ausschließen, den er nicht wollte. Alles würde ihm ein Leichtes gewesen sein, wenn er nicht krank gewesen, als Alexander starb. In den Zeiten, wo Julius II gewählt wurde, sagte er mir, daß er an Alles, was nach dem Tode Alexanders sich ereignen könne, gedacht, und für Alles gesorgt habe, aber daß er nicht vorausgesehen, daß er selbst in dem Augenblicke, wo sein Vater sterben, in Todesgefahr sein werde. Alles das gehörig berücksichtigt, weiß ich nicht, was ich in dem Benehmen des Herzogs tadeln könnte, im Gegentheil scheint er mir würdig, allen denen, die durch Glück oder die Waffen Anderer einen Thron errangen, zum Muster dienen zu können, da er bei seinem großen Muthe und seinen weiten Absichten nicht anders regieren konnte. Denn seine Plane sind nur fehlgeschlagen durch seine Krankheit und durch die Kürze des Pontificats von Alexander.«

»Der neue Fürst, der sich gegen seine Feinde sicher stellen will, soll sich Freunde machen, er muß siegen durch

Gewalt oder List, muß geliebt und gefürchtet sein von seinen Völkern, muß seinen Soldaten Achtung und Gehorsam abzwingen; die, die ihm schaden können oder müssen, muß er vernichten, er muß neue Gebräuche einführen, ernst und strenge, großmüthig und freigebig sein, eine untreue Nation zerstören und eine nach seinem Geschmacke machen, er muß sich die Freundschaft und die Achtung der Fürsten erhalten, auf daß sie ihm wohlthun oder wenigstens fürchten ihm wehe zu thun. Der aber, der so handeln will, wird keine neuern Beispiele finden, die schlagender als die des Valentiners.«

»Alles, was man ihm vorwerfen kann, ist die schlechte Wahl, die er in der Person Julius II traf; denn wenn er keinen Pabst nach seinem Sinne wählen lassen konnte, so hatte er doch die Macht, Alle auszuschließen, die ihm nicht behagten. Aber er durfte nie die Wahl eines Cardinals zugeben, den er beleidigt hatte, oder der, Pabst geworden, ihn fürchten mußte. Denn die Menschen beleidigen uns durch Furcht oder Haß.«

»Er hatte die Cardinäle St. Pierre-aux-Liens, Colonna, St. Georg und Armagne beleidigt. Alle andern, mit Ausnahme des Cardinals von Rouen und der Spanier, mußten ihn fürchten, wenn sie Pabst geworden wären. So verlangte die Klugheit, daß er zuerst versucht hätte, einen Spanier, und wenn das nicht gelungen, den Cardinal von Rouen wählen zu lassen, und nicht St. Pierre-aux-Liens, der die Ursache seines Untergangs war. So täuschen sich diejenigen, die glauben, daß neue Wohlthaten den Großen alte Beleidigungen vergessen machen könnten.«

5.

Man hat Macchiavelli meist für zu schlecht oder für zu gut gehalten, man hat in seinen Lehren entweder den kalten Bösewicht, der ruhigen Muthes trügt und mordet, oder den strengen Richter, der ohne zu zagen den Betrügern und den Mördern die Larve abreißt, sehen zu müssen geglaubt. Er ist weder das Eine noch das Andre, sondern nur ein schwacher Wiederschein der Handlungs- und Denkweise seiner Zeit im glänzenden Gewande einer geistsprühenden Auffassung und Darstellung — ein verunglückter Republikaner, der zu einem mißrathenen Höflinge wurde; als Denker ein gewöhnlicher Mensch, der nach dem Scheine urtheilt, und nur die nächsten Ereignisse — vor- und rückwärts, nur die nächste Veranlassung, nicht aber die letzte Ursache, nur die nächste Folge, nicht aber das endliche Ergebniß sieht, und der aus dieser Art zu sein, zu denken, zu fühlen und zu handeln eine politische Theorie gebildet hat, die um so nothwendiger sich eines großen Erfolges erfreuen mußte, je wahrer es ist, »daß es in dieser Welt fast nur gewöhnliche Menschen giebt«, und leider die Kreise der hohen und höchsten Politiker doch auch mit zu dieser Welt gehören.

Die Zeit, in der Macchiavel schrieb, und von der später ein Mehreres, erklärt die Handlungs- und Denkungsart des »Fürsten« besser als alle möglichen philosophischen und politischen Commentare. Um dieser Zeit willen mag Macchiavel denn auch immerhin die Befugniß haben, die Duodezeroberer Borgia, Sforza rc. als etwas ganz Einfaches und Natürliches anzusehen und sich nur zu fragen, was

ein solcher Eroberer zu thun habe, um sich in seiner Eroberung zu halten. Freilich wäre es besser gewesen, wenn ein tüchtiger Kopf daran gedacht, wie es einzurichten, um solche Eroberungen überhaupt unmöglich zu machen. Doch wollen wir deswegen nicht mit Machiavel rechten, sondern uns mit ihm auf das Feld stellen, das er selbst gewählt hat.

Was also soll ein solcher Eroberer thun, um sich in seiner Eroberung zu halten? Dafür giebt es zwei radicale Mittel, und zwar bei freien Städten, dieselben zu zerstören, in unfreien die herrschende Familie auszurotten. Das ist das alte Mittel gegen Zahnschmerzen, das darin besteht, daß man den Kopf mit dem bösen Zahne vom Rumpf abschlägt. Einer nach dem andern von den italienischen Taschenerobererern des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts hat dies Mittelchen versucht, und alle mit dem gleichen Glücke, bis ein Wenn oder ein Aber dazu kam und sie zum Teufel jagte, oder auch sie in die Grube fallen ließ, die sie Andern gegraben hatten.

»Der Fürst soll edel, großmüthig, gerecht und fromm scheinen; ja es ist sogar besser, wenn er es nur scheint, nur heuchelt und im Innern nicht ist.« — Weswegen aber ist es nöthig, daß er gerecht und fromm scheine? Doch wohl nur, um dadurch auf das Volk, auf die Masse einen guten Eindruck zu machen. Das aber wäre ein Beweis, daß die Masse das Gute dem Schlechten vorzöge; und wenn dies, dann sind die Menschen eher gut als schlecht. Ist dies aber wahr, dann bricht die ganze Theorie Machiavel's zusammen, denn sie beruht im Wesen auf dem Satze, »daß alle Menschen schlecht sind.«

Selbst von Machiavels Standpunkt aus ist es kaum zu begreifen, warum es eigentlich besser, wenn der Fürst

die guten Eigenschaften, die er äußerlich zur Schau tragen soll, nur heuchle und nicht besitze. Jedenfalls ist es schwerer zu heucheln, als sich so zu benehmen, wie's Einem ums Herz ist. Vielleicht fürchtet Machiavel, daß dem wirklich tüchtigen und gerechten Fürsten die schlechten Streiche nicht so leicht gelingen würden, und deswegen hatte er Angst, daß er den Kürzern ziehen möchte. Nun will aber Machiavel mit den schlechten Streichen nur auf die Minderzahl, und mit der Heuchelei, mit dem Scheine der Gerechtigkeit auf die Mehrzahl wirken, und so wird am Ende doch letzteres bedeutender als ersteres sein, vorausgesetzt daß es überhaupt der Mühe werth zu heucheln, d. h. daß es überhaupt ein Volk, daß es Bürger gebe, die mit in Betracht kommen und die dann am Ende Alles entscheiden. Wir werden später sehen, daß es zu Machiavels Zeiten kein Volk, nicht einmal eine Bürgerschaft, sondern überall in Italien nur einen faulen Haufen gab, und das erklärt denn Vieles in Machiavels Ansichten und ganz besonders seine Theorie über den Vorzug, den die Heuchelei vor der Wahrheit habe.

Sehen wir nun das Muster an, das Machiavel uns vorführt, jenen Cäsar Borgia; so fragt man sich ganz erstaunt, woher es komme, daß dieses wunderliche Beispiel die Theorie nicht vollkommen über den Haufen gestoßen? Cäsar Borgia wird etwas, weil sein Vater Pabst war, und dieser den Zufall benutzte. Und als sein Vater stirbt, stürzt das morsche Gebäude geborgter Größe zusammen. Und das ist das Muster der höchsten Staatskunst! Vier ganzer Wochen dauert es, ehe zusammenbricht, was er in sechs mühevollen Jahren aufgebaut, aufgebaut mit Hülfe des Pabstes und des Königs von Frankreich.

Und Wenn und Aber sind allein Schuld daran. Er hatte an Alles gedacht, der feine Politiker, nur nicht an den Schnupfen und das Fieber und nebenbei — — nicht an die Wahl des Pabstes! Seine Zukunft stützt er auf vier, nicht mehr und weniger, gerade vier Maßregeln: Erstens er rottete diejenigen, die er beraubt hatte, aus, zweitens machte er sich Freunde, drittens schuf er sich Creaturen, und viertens suchte er, bevor der Pabst, sein Vater, sterbe, mächtig genug zu werden, um den ersten Angriffen des Nachfolgers desselben widerstehen zu können. Das letzte Mittel ist ganz besonders empfehlenswerth, und der Valentiner war auf dem besten Wege, und hätte es beinahe fertig gehabt, als aber wenn ꝛc.

Betrachtet man diese Mittelchen, so ist das erste freilich zwar radikal genug, aber doch nur negativ, und meist auch nicht zulänglich, denn selbst der Valentiner vergaß ein Paar Sprößlinge der Orsini, die ihn später stürzen halfen. Das zweite aber darf wenigstens Machiavel nicht anführen, denn »wenn die Menschen alle schlecht sind«, so heißt es auf Sand bauen, sobald man sich auf die Freundschaft verlassen will. Creaturen sind Lückenbüßer, aber wahrlich keine Grundlagen einer neuen Regierung. Das letzte Mittel ist zwar sehr probat; aber es ist kein Mittel, sondern ein Erfolg, und Machiavel hätte uns lehren sollen, wie man ihn erlangt.

Wahrlich alle diese Fäden sind Spinngewebe, die der nächste Sturmwind verweht, oder auch nur eine etwas große Fliege zerreißt. Daß es Grundsätze, Institutionen und selbst Handlungen gebe, die in den Boden gelegt, Eichen treiben, allen Stürmen trotzend, davon hat Machiavel keine Ahnung.

II.

Machiavellismus.

1.

Nachdem ich den Fürsten gelesen, war mir die Weltberühmtheit Machiavels, sein mehr hundertjähriger Ruf ein wahres Räthsel, und nur der Gedanke, daß er so schön für und über die Ideen der gewöhnlichen Menschen zu schreiben wußte, erklärte mir Vieles. — Die Neuheit dieser Heuchel- und Lügentheorie, das Bequeme derselben in Ermangelung höherer Ideen, größerer Willenskraft und redlichen Mannesmuthes, — thaten ein Uebriges. Der Zufall kommt noch hinzu. Er schrieb im Interesse der Borgias, der Mediceer, und so lange diese tonangebend in Italien waren, mußten diese ihren Lobredner zu heben und zu halten suchen. Später glaubte gar ein Pabst, diesen einen bösen Streich zu spielen, indem er die Bücher ihres Geschichtschreibers und Höflings verbot, — wodurch aber Machiavel nur eine neue und größere Bedeutung erhielt. Endlich hatte er im Geiste der später auftretenden Jesuiten gedacht und geschrieben, was ihn abermals von dem Vergessen gerettet zu haben scheint.

Es kam Vieles zusammen. Die Elendigkeit der Zeit aber, die sich sowohl in den Beherrschten als in den Herrschern abspiegelt, war die Hauptursache. Doch mag ich dies scharfe Urtheil über einen so oft genannten und viel gerühmten Namen nicht so ohne Weiteres sprechen.

Oft, sehr oft wird man an Machiavel eine durchgreifende Schärfe des Urtheils, so weit sein Gesichtskreis reicht, wahre Genieblitze, nicht verkennen. In seinem Fürsten kommen dafür Belege genug vor. Wie wahr ist es, wenn er behauptet, daß der neue Fürst, der Usurpator, sich eher auf die treuen Unterthanen des vorhergehenden Regenten, als auf diejenigen, die unzufrieden waren, und denen er seine Erhebung verdankt, zu stützen suchen müsse[1]). »Wer seine Unterthanen mehr fürchtet als die Ausländer, der muß Bastillen errichten, wer aber die Ausländer mehr fürchtet als seine Unterthanen, ist derselben nicht bedürftig.«[2]) »Es ist besser für zu sparsam, ein Fehler, der doch nicht hassen macht, zu gelten, als um des Scheines der Freigebigkeit willen in die Nothwendigkeit zu fallen mit vollen Händen zu nehmen, was nicht nur deiner Ehre schadet, sondern dir auch Haß zuzieht.«[3])

Dieser gesunde Menschenverstand, der aber leider bei Machiavel nicht tief greift und nicht weit reicht, besticht auf den ersten Anblick. Eines der Kapitel des Fürsten ist in dieser Beziehung sehr charakteristisch und deswegen stehe es ganz hier:

»Was man an den Menschen und besonders an Fürsten lobt und tadelt!«[4])

---

[1]) VI, 290. [2]) VI, 293.
[3]) VI, 212. [4]) Cap. XV.

»Es bleibt nun noch übrig zu sehen, wie ein Fürst seine Unterthanen und seine Freunde regieren soll. Und da ich weiß, daß Viele über diesen Gegenstand geschrieben, so fürchte ich fast für anmaßend gehalten zu werden, wenn ich es wage, denselben anders zu behandeln als sie. Aber da meine Absicht ist, für die zu schreiben, die wissen, was daran ist, so ist es besser, der Wahrheit gemäß zu sprechen, als wie der gewöhnliche Mensch sich einbildet daß es sein müsse.«

»Oft hat man sich Republiken und Fürstenthümer vorphantasirt, die nie bestanden haben, und wie sie nie bestehen werden. Aber es ist ein so großer Unterschied zwischen der Art, wie man lebt und wie man leben sollte, daß der, der das was geschieht aufgiebt für das was geschehen sollte, eher darauf ausgeht, sich zu vernichten, als sich zu erhalten. Ein Mensch, der sich vorsetzte, stets gut zu sein, zwischen so vielen andern, die es nicht sind, muß früh oder spät untergehen. Es ist also unerläßlich für einen Fürsten, der sich aufrecht erhalten will, zu lernen nicht gut zu sein, um davon nach dem Bedürfniß der Ereignisse Gebrauch zu machen.«

»Alles, was nur in der Einbildung besteht, bei Seite lassend, und nur das, was wirklich und in Wahrheit ist, berücksichtigend, sage ich, daß alle Menschen, und besonders die Fürsten, von denen man mehr spricht, auch ihre hohe Stellung sie mehr hervorhebt, irgend einen Zunamen des Lobes oder des Tadels haben. Der Eine heißt freigebig, der Andre knickerig, der Eine grausam, der Andre großmüthig u. s. w. u. s. w.«

»Jeder wird mir sagen, daß ein Fürst, der von allen Eigenschaften, die ich aufgezählt, nur die guten hätte, ein wahrer Schatz wäre. Aber, da man sie nicht alle haben,

und nicht alle ausüben kann, weil es die Natur des Menschen nicht erlaubt, so muß der Fürst klug genug sein, um die Fehler zu vermeiden, die ihn um seinen Staat bringen könnten, und sich vor den übrigen zu hüten, so weit das möglich. Aber, wenn dies nicht möglich, so soll er sich das nicht zu sehr angehen lassen, ja selbst sich nicht darüber grämen, daß er die Infamie der Laster, ohne die es schwer wäre den Staat zu retten, tragen muß. Denn Alles gehörig berücksichtigt, würde das, was wie eine Tugend aussieht, ihn vernichten können, während das, was wie ein Laster erscheint, die Ursache seines Glückes sein kann.« —— Das klingt, wie der gesunde Menschenverstand selbst, das ist ächte Hausmannskost. Und ist überdies noch sehr bequem; wer die Tugenden nicht hat, darf sich das nicht grämen lassen, wenn er mit den Lastern nur bis an sein hochseliges Ende ausreicht. Freilich, wer ein Tropf ist, und mit seiner Herzensgüte seinem Feinde Thür und Thor öffnet, bei dem kann die Herzensgüte, sonst eine Tugend, zum Untergange des Staates führen; aber, wer gut ist und dabei kein Tropf, dem wird die Tugend nicht schaden, bei dem wird sie nicht die Ursache seines Unterganges sein. Und wer ein hinterlistiger Bösewicht, mit Meuchelmord und Trug sich aufrecht erhält, der wird dem Laster eigentlich doch nur scheinbar verdanken, was die Folge einer Tugend war. Der Meuchelmord, der Betrug ist nur das nächste Mittel; aber Muth, Entschlossenheit, Thatkraft, lauter Tugenden, sind am Ende doch die letzte Ursache des glücklichen Erfolges.

2.

In den hierauf folgenden Kapiteln aber trägt uns Machiavel seine politische Hausmannskost Platte für Platte auf; und es begreift sich dann leicht, daß die Masse der Politiker diese pikanten Speisen ganz genehm fand. Wenigstens ist es nicht schwer sie zuzubereiten, der Stoff ist überall in Ueberfluß vorhanden. »Es ist besser öffentlich ökonomisch sein als verschwenderisch; man muß nicht grausam sein und höchstens nur einmal; es ist besser gefürchtet als geliebt zu werden; es ist überflüssig Treue und Glauben zu halten; man muß sich hüten gehaßt oder verachtet zu sein« u. s. w. — Man macht es sich bequem, hält sein Wort oder lügt und trügt nach Umständen, vermeidet das Zuviel und weicht dem Zuwenig aus. Das ist eigentlich das Prinzip Machiavel's, aber das ist es nicht, was er mit seinen Lehren bei seinen Schülern erreicht hat. Man hat sich's nur noch bequemer gemacht, als er es seinem Fürsten selbst schon machte, und mit Hülfe der Hoferziehung und der Hofsitten, mit Hülfe der Jesuiten und Hofintriganten, wurde aus den Machiavellischen Doctrinen, was nothwendig bei dem Grundsatz, daß der Mensch schlecht, daraus werden mußte, eine Theorie des Lugs und des Betrugs im Großen.

Der gesunde Menschenverstand, der gros bon sens, der aber nicht weiter sieht, als der Blick eines kleinherzigen Menschen trägt, der in den engen Kreis der nächsten Ereignisse eingezwängt ist, und gerade deswegen überall fehl schlägt, wo die Ursache des Ereignisses oder deren Folgen über diesen Gesichtskreis hinausliegt, zeigt sich in allen Werken Machiavel's.

Man kann darüber streiten, ob die Republik oder die Monarchie vorzuziehen, aber darüber scheint wenigstens kein Zweifel möglich, daß die erbliche Monarchie vor der Wahlmonarchie den unbedingtesten Vorzug verdient. Macchiavel dagegen sagt: »Man sieht in den römischen Geschichtschreibern, wie man die Regierung einer guten Monarchie einrichten müsse, denn alle Kaiser, die in Folge der Erbfolge zur Herrschaft kamen, waren sämmtlich Bösewichte, mit Ausnahme des Titus; und alle die angenommen wurden, waren gute Fürsten, wie man an den fünfen sieht, die seit Nerva bis auf Marc-Aurel herrschten. Sobald ein Reich erblich wird, muß es in Ruin gerathen.« [1]) Ich habe nicht Lust hier zu untersuchen, warum diese römischen Erbkaiser weniger werth waren als die gewählten; auch kommt darauf nichts an, denn die Wählbarkeit der Fürsten mit Fürstenrecht und Fürstenmacht führt schon allein und folgerecht zum raschen Untergange der Staaten, die sie beherrschen. Aber das verhindert Macchiavel nicht, seinen allgemeinen Schluß aus einer vereinzelten Thatsache, der er zufällig begegnet, zu ziehen. Das ist so seine Art und die Art der kleinen Geister, die sich an das Große wagen. Ein anderes Beispiel ist noch klarer. In seiner Beurtheilung Deutschlands kommt eine Stelle vor, die heißt: »Die Deutschen bauen wenig und sind sehr einfach gekleidet. Brod und Fleisch in Ueberfluß, mit einer warmen Stube im Winter, das ist Alles, was sie bedürfen. Die, die keinen Luxus haben, entbehren denselben leicht; sie geben zwei Florin in zehn Jahren aus, und jeder lebt nach seinem Stande, ohne sich durch unnatürliche Bedürf-

---

[1]) I, 78.

nisse, die er nicht zu kennen sucht, zu quälen; und das Nothwendige ist dort viel enger begrenzt als bei uns. Daher die Einfachheit der Sitten [1]). Da sie sich mit dem begnügen, was das Land hervorbringt, so beschränkt sich die Ausfuhr des Geldes auf sehr wenig. Aber Leute, die frei sind und von wenig zu leben wissen, schlagen sich nur« — — nun wofür? das frage ich. Wofür haben sich die Perser, die Spartaner, die Athenienser, die Römer, so lange sie arm und frei waren, geschlagen? Machiavel vollendet den angefangenen Gedanken, und sagt: »Leute, die frei sind, und von wenig zu leben wissen, schlagen sich nur — für Geld!« [2]) Das verhält sich nämlich so: die Schweizer waren damals frei und lebten von Wenigem, die deutschen Landsknechte kamen aus den deutschen Städten, die ebenfalls frei waren und wo man von Wenigem lebte; und so zog Machiavel seine Addition und fand, »daß freie und von Wenigem lebende Völker sich nur — für Geld schlagen.«

Glücklicher ist er, wenn er aus der Verderbtheit des neuen Roms eine bevorstehende Reform vorhersagt [3]), eine Prophezeiung, die ihm oft genug hoch angerechnet wurde, während Huß zu seiner Zeit bereits für den Versuch, sie zur That zu machen, geopfert worden war, und Luther bereits die Grundpfeiler der päbstlichen Macht sprengte.

Coriolan und die Scipionen an der Spitze ihrer Heere führen Machiavel zu der verständigen Bemerkung, »daß

---

[1]) In dieser ganzen Anmerkung ist Alles auf den Kopf gestellt. »Einfache Sitten, weil wenig Bedürfnisse,« muß im Gegentheile heißen: Wenig Bedürfnisse, weil einfache Sitten.

[2]) Oeuvres de Macch. traduites par Guiraudet VI, 338.

[3]) I, 93.

eine gute Armee eines guten Führers und ein guter Führer eines guten Heeres bedürfen.«[1]) Dann aber fragt er weiter: Ob ein guter Führer eher ein gutes Heer, oder ein gutes Heer eher einen guten Führer bilden würden? und behauptet letzteres, »weil es doch leichter sei, daß viele tüchtige Leute Einen formirten, als ein Einzelner viele!«[2]) Damals dachte er zufällig nicht an den cimbrischen Schrecken und an seinen Besieger Marius, und ebensowenig an Hannibal und alle die andern Heerführer, die ihre Heere erst schaffen mußten, und die einzige Seele der Schaaren, die sie leiteten, waren. Ein Heer kräftiger Männer wird sicher auch leicht den Tüchtigsten herausfinden und an seinen Platz stellen. Wo ein ganzes Volk von einem höhern Geiste beseelt ist, fehlt ihm nie der Führer, findet sich dieser von selbst. Und so gedacht liegt auch eine gewisse Wahrheit darin, daß ein gutes Heer eher einen guten Führer, als ein guter Führer ein gutes Heer zeugen wird. Aber Machiavel greift die Sache aus einem andern Gesichtspunkte auf, bei ihm ist der Führer das Ei, das da sein muß, ehe das Huhn herauskriechen kann.

Diese Theorie Machiavels selbst aber widerspricht wieder vollkommen derjenigen, die er über den Einfluß der Fürsten auf ihre Völker aufstellt; denn in dieser Beziehung sagt er: »Kein Fürst hat das Recht sich über die Laster seines Volkes zu beklagen, denn dies hat dieselben nur in Folge der Nachlässigkeit oder des bösen Beispiels, das er ihm gegeben hat. Untersuche man alle Völker, die heute als Lumpen und Diebe verschrieen sind, und man wird

---

[1]) II. 122. [2]) II. 123.

finden, daß die, die sie beherrschen, selbst diesen Lastern ergeben sind.« [1])

Was ihm aber nahe liegt, was Machiavel selbst erlebt und beobachtet, das beurtheilt er oft mit der schneidendsten Schärfe. Auch dafür ein paar Beispiele. Von den französischen Soldaten sagt er: »Der französische Soldat hascht nach den Gütern Anderer, die er dann wieder verschleudert und das Seinige mit in den Kauf giebt, so daß er stiehlt um zu essen und zu verschwenden und um es mit dem zu verzehren, den er bestohlen hat, indem er am Ende noch das Seinige ebenfalls mit ihm theilt.« [2]) Eben so wahr ist, was er im Allgemeinen über die Verschwörungen sagt, die damals in Italien an der Tagesordnung waren. »Da die Mittel der Verschwörungen tausend Zufälligkeiten ausgesetzt sind, so führen sie meist den Untergang derer herbei, die zu ihnen greifen, und die Vergrößerung der Macht derer, gegen die sie gerichtet sind. So wird jeder Fürst, der durch ein Complot angegriffen wird, wenn er nicht, wie der Herzog von Mailand, ermordet wird, nur seine Macht vergrößern. Oft aber wird er dadurch aus einem guten Fürsten zu einem bösen, da er aus Erfahrung gelernt hat, nicht zu trauen; das Mißtrauen aber bringt ihn dazu, sich durch alle möglichen Mittel in Sicherheit zu stellen, was er dann meist wieder nur kann, indem er *Gewalt* zu Hülfe nimmt, *die ihm den Haß und die Abneigung seiner Unterthanen zuzieht* [3]), und so endlich dennoch seinen Untergang herbeiführt. So *fällt die Verschwörung zuerst auf die zurück, die*

[1]) II, 202.
[2]) II, 393.
[3]) Anderswo lehrt er etwas anders.

sie eingeleitet; mit der Zeit aber ist sie auf die eine oder andre Weise doch stets viel nachtheiliger für den, gegen den sie gerichtet war.«

Aber auch diese scharfe Bemerkung paßt im Ganzen doch nur auf die kleinen Verhältnisse, das Intriguenleben des damaligen Italiens. Eine Verschwörung wird im Allgemeinen, trotz des augenblicklichen Untergangs der Verschwornen, am Ende den Sieg davon tragen, wenn sie im Namen eines Grundsatzes eingeleitet wurde, der dem Wohle Aller mehr zusagt als der Grundsatz und die Verwaltung desjenigen, gegen den sie gerichtet war, wenn sie mit einem Worte im Namen eines natürlichen und gewaltsam unterdrückten Volksbedürfnisses stattfindet. Im entgegengesetzten Falle verstärkt sie bleibend die Macht, die sie umzustoßen hoffte. Die Stuarts vertraten einen Grundsatz, der den Bedürfnissen Englands widersprach, und Verschwörungen zu ihrem Vortheile dienten nur dazu, den Thron der neuen Herrscher zu befestigen.

Die Ansicht Machiavels über die Weltphilosophie ist die der Alten, die glaubten, daß Alles ein ewiger Kreislauf: »Die Staaten, die ihre Regierung ändern, gerathen leicht in Unordnung, und aus dieser Unordnung selbst geht dann wieder die Ordnung hervor. Und dies geschieht, weil die Natur den Gegenständen dieser Welt keinen Stillstand erlaubt. Sobald sie die höchste Vollkommenheit erreicht haben und nicht höher steigen können, müssen sie abwärts gehen. Von der andern Seite, sobald sie so tief hinabgestiegen, daß sie in die größte Unordnung gerathen sind und nicht weiter hinabsinken können, müssen sie nothwendig wieder steigen. So kommt man stets vom Guten auf das Schlimme, vom Schlimmen wieder auf

das Gute zurück. Der Muth und das Verdienst schaffen Ruhe, die Ruhe zeugt die Unordnung, der Unordnung folgt der Untergang, und aus dem Untergange selbst geht dann wieder die Ordnung, aus der Ordnung der Muth und das gute Benehmen hervor, die dann wieder den Ruhm und das Glück herbeiführen.«

Die Geschichte beweist überall das Gegentheil. Wohl sehen wir ein Steigen und Fallen, aber nirgends die Unordnung zur Ordnung, den Tod zum Leben führen. Die Völker, die die Urbedingung des Lebens verkannt haben, sind untergegangen, unwiderruflich verloren, wie die Riesenruinen Afrika's und Asiens, wie das Vaterland Machiavels selbst so klar als möglich beweisen. Wo an die Stelle eines untergegangenen Volkes neues Leben tritt, wo jenes Wunder der Auferstehung, von dem Machiavel träumt, stattzufinden scheint, da ist ein neues Lebenselement, ein neues Volk oder ein neuer, noch nicht abgenutzter Volkstheil an die Stelle des Todten getreten; der Todte aber bleibt deswegen nicht weniger eine Leiche, der Verwesung anheimgefallen. Als solche selbst kann sie immerhin wieder Dünger werden, aber doch nur für eine neue, eine andere Lebenskraft. — Aber freilich in den kleinen Staatchen Italiens war dies zur Zeit Machiavels anders. Da lösten ein paar Jahre der Ordnung oft ein paar andere wahrer chaotischer Unordnung ab, da schien die Anarchie oft wieder zu einer geregelten Gestaltung werden zu wollen; — — da flackerte das ersterbende Licht italienischen Volkslebens mitunter wieder auf, und konnte den, der nicht das Hinsterben sah, glauben machen, daß das Dunkel das Licht gezeugt habe.

Lustiger ist es, wenn Machiavel philosophisch classificiren will. Ich hörte einmal einen sehr gelehrten Schul-

meister die Kartoffeln in reife nnd unreife eintheilen. So theilt Machiavel die Armeen erstens in solche ein, in denen Tapferkeit und Ordnung herrscht, zweitens solche, wo Tapferkeit, aber keine Ordnung herrscht, drittens endlich solche, die weder Tapferkeit noch Ordnung besitzen, und hält uns eine große Vorlesung über den wechselseitigen Werth derselben in einem sehr erbaulichen Kapitel über Livius[1]). Dieser Geist des philosophischen Ordnens, der scharfen Unterscheidung findet sich oft in seinen Werken, und ich entsinne mich noch einer weiteren Classification, die ich ebenfalls meinem Schulmeister zustelle, denn vielleicht wußte er es noch nicht, daß es drei Arten von Intelligenzen giebt, und zwar erstens solche, die selbstthätig denken, zweitens solche, die nur verstehen, was man sie lehrt, und drittens solche, die weder selbständig noch mit Hülfe Anderer Etwas zu verstehen im Stande sind. Die erstern sind ganz ausgezeichnet, die zweiten sind gut, und die letzten nutzlos[2]). Da haben wir's!

3.

Bei so tief eindringendem philosophischem Blicke, so scharf unterscheidender Auffassung der Verhältnisse erklärt es sich von selbst, daß Machiavel auch die Weltereignisse aus einem ähnlichen Gesichtspunkte auffassen konnte. Die Geschichte Roms war der Gegenstand seines besondern Studiums. Hören wir daher sein Urtheil über die Ursachen des Untergangs des alten und des neuen Roms, der Republik und des Kaiserthums. »Wenn man die Verfahrungsweise

---

[1]) Liv. III, c. 34. II, 245. [2]) Der Fürst Kap. XXII, S. 320.

des alten Roms recht untersucht, so wird man sehen, daß es zwei Ursachen des Unterganges der Freiheit gab. Die erste waren die langen Streitigkeiten, die das agrarische Gesetz hervorrief, und die zweite, daß man die Bürger zu lange in ihrem Amte ließ. Wenn man diesen Mißständen von Anfang an vorgebeugt und die Vorsichtsmaßregeln, die nöthig gewesen wären, angewendet hätte, so würde die Republik viel länger gedauert und mehr Ruhe gehabt haben, als wirklich der Fall gewesen.« [1]) Man kann gar nicht pfiffiger sein, als dieser Machiavel ist, und ich kenne nur Einen, der über ihn geht, und das war der selige Eulenspiegel, als er den Schneidern rieth, nicht zu vergessen einen Knoten in den Faden zu machen. »Wenn die Zwiste über die lex agraria nicht stattgefunden hätten, so wäre Rom viel ruhiger gewesen, und wenn man nie erlaubt hätte, daß ein Bürger lange ein Amt behalten, so würde die Republik länger gedauert haben.« Es ist gar kein Grund vorhanden nicht zu sagen, so würde die Republik ewig gedauert haben, und nur Bescheidenheit ist es, wenn Machiavel diese Ewigkeit des Erfolges nicht für sein Wenn-Mittelchen in Anspruch nimmt.

Es ist nicht zweifelhaft, die lex agraria spielt eine große Rolle in der römischen Geschichte; aber die Zwiste, die um ihretwillen entstanden, lagen in ganz anderen, viel tiefer greifenden Verhältnissen, in den Urinstitutionen Roms, in der Herausbildung zweier geschiedenen Volksbestandtheile, der Plebs und der Patricier, in der nach und nach sich entwickelnden Eroberungspolitik und ihren Folgen, und die lex agraria war nur eine auf der Haut aufbrechende Eiter-

---

[1]) II, 180.

beule, nicht aber die Krankheit. Aber selbst die Zwiste über dies Gesetz scheinen Machiavel nur Nebensache, denn er führt sie nur an, während er sich bei der zu langen Dauer der Aemter den ganzen Rest des Kapitels aufhält. Schließlich sagt er dann noch einmal: »Dieser Mißstand war die Ursache, daß Sulla und Marius endlich Soldaten fanden, die ihre Partei gegen das Interesse des Staates nahmen. Aus den nämlichen Gründen war Cäsar im Stande, den Staat zu unterdrücken; denn wenn die Römer nie ein Befehlshaberamt irgend Jemand verlängert hätten, so würde es den Ehrgeizigen nicht so leicht gewesen sein, so schnell so vielen Einfluß und so viele Macht zu erwerben. Und somit würde Rom nicht so bald zur Sklaverei gekommen sein.« [1]) In Schwaben, wo man oft sehr klug ist, rathen die Bauern den Mädchen, sich vor dem ersten Male zu hüten, und behaupten, daß dies Mittel ganz unfehlbar gegen das zweite Mal sei. »Wenn die Römer nie erlaubt hätten, daß ein Heerführer oder Consul über sein Jahr hinaus den Befehl behalten, so würde Cäsar sicher nicht Kaiser geworden sein.«

So über das alte Rom. Das neue, das Kaiserthum, ging unter »durch den Fehler der römischen Kaiser, die Rom, den wahren Sitz des Reiches aufgaben, um in Constantinopel zu wohnen, wodurch sie den abendländischen Theil schwächten, ihn nicht gehörig schützen konnten, und ihn so der Tyrannei ihrer Minister und der Einwanderung der Barbaren aussetzten.« [2]) Immer dieselbe Art der An- und Einsicht, die nächste Veranlassung ist die letzte Ursache.

---

[1]) II, 183. [2]) IV, 2 u. 27.

Die römischen Kaiser zogen nach Constantinopel, weil das abendländische Reich bereits überall krachte und sein Sturz unausbleiblich war, und die letzten Reste der römischen Herrschaft würden fünfhundert Jahre früher zersplittert gewesen sein, wenn Constantin den Sitz der römischen Macht nicht nach Constantinopel verlegt hätte.

Mit den griechischen Republiken geht es Machiavel nicht besser, auch an diese legt er seinen Maßstab der kleinen Mittelchen für die großen Zwecke, die dann zufällig durch ein ganz unvorherzusehendes Wenn und Aber nicht den verdienten Erfolg haben. Kleomenes fing seine Reform Sparta's mit der Ermordung der Ephoren an und hoffte sie durch die Wiederherstellung der Lykurgischen Gesetzgebung zu vollenden. Der Anfang ist, als ob Kleomenes es dem Machiavel abgesehen, und dieser ertheilt dann seinem vorgreifenden Schüler das verdiente Lob: »Der einzige Entschluß — die Ephoren zu ermorden und die Lykurgische Gesetzgebung wieder herzustellen — wäre im Stande gewesen, Lakedämonien wieder neu zu beleben und Kleomenes gerade so viel Ruhm und Ehre zu sichern wie Lykurg selbst — — wenn die Macht der Makedonier und die Schwäche der übrigen Republiken Griechenlands ihm nicht im Wege gestanden hätten.« [1])

Wer sich die Mühe geben wollte, würde leicht zu jeder praktischen oder theoretischen Behauptung Machiavel's in seinen eigenen Werken Belege für das Gegentheil finden. So weiß er sehr wohl: »daß, wenn ein Volk unverdorben ist, Aufstände und Bewegungen ihm keinen Nachtheil bringen;« — daß aber, »wenn es einmal verdorben, die guten

---

[1]) I, 72.

Gesetze zu nichts mehr dienen, oder sie müßten denn von Jemanden aufrecht erhalten werden, der eine sehr große Macht hätte, um ihnen Achtung zu verschaffen, bis das Volk wieder besser geworden.« Der Zusatz ist abermals etwas zweifelhaft, aber die Hauptsache, daß gute Gesetze bei einem verdorbenen Volke nicht viel nützen, hätte Machiavel ahnen lassen sollen, daß die Reform eines Kleomenes keine sonderlichen Folgen hätte haben können, wenn auch die Makedonier weniger stark gewesen wären.

Wo die Mittel selbst Machiavel zu groß sind, da stutzt er sie sich zu, bis sie ihm passen. Die Religion, das Dogma, der Glaube sind die gewaltigsten Hebel der Ereignisse, die Grundlage, auf der das Geschick der Völker ruht. Aber Machiavel schneidet sich von denselben ein paar Schnitzer ab, um sie unter den Fuß des Thrones zu schieben, auf den er seinen Fürsten setzen möchte. In seinen Reden über den Livius schreibt er ein ganzes Kapitel über die Nothwendigkeit der Religion[1]) und ein paar über die Art, wie man sich derselben bedienen soll, und wie die Römer sich derselben in ihren Unternehmungen bedienten[2]). Wobei sich denn herausstellt, daß er unter Religion eigentlich doch hauptsächlich den Aberglauben versteht. Eine Pest, ein Sturm, ein Naturereigniß, als Fingerzeig Gottes dargestellt, eine Mondfinsterniß wie die des Cortez, benutzt, um die Dummheit und Einfalt der Völker zu täuschen, das sind die Mittel, die die Religion liefert um die Völker zu beherrschen. Das Dogma, der Glaube, die Moral kommen dabei nicht in Betracht. Das erklärt sich übrigens leicht, wenn man sieht, daß Machiavel selbst den

---

[1]) Cap. XII, livre I. [2]) Cap. XIII. XIV, liv. I.

Aberglauben theilt, mit dem die römischen Senatoren das Volk zum Narren hielten. In seiner Geschichte von Florenz erzählt er[1]) die Verwüstungen, die eine Windhose in Italien verursachte, und ist zweifelhaft, ob dieselbe von einer natürlichen oder einer übernatürlichen Kraft getrieben worden sei. Schließlich aber setzt er dann hinzu: »Ohne Zweifel wollte Gott durch dies Ereigniß Toscana eher bedrohen als züchtigen, denn wenn ein solcher Sturm in einer Stadt unter alle Häuser und alle Bewohner, wie unter die Eichen, die Bäume und die einzeln gelegenen Häuser, gefahren wäre, dann würde er eine Zerstörung und ein Unglück verursacht haben, das schwer zu beschreiben gewesen wäre. Aber Gott begnügte sich zur Stunde mit diesem kleinen Probestückchen seines Zornes, um im Gemüthe der Menschen den Gedanken seiner Allmacht wieder aufzuwecken.« [2]) In seinem »Fürsten« fordert er diesen schließlich auf, Italien zu befreien, und sagt: »Man sieht außerordentliche Zeichen, das Meer hat sich geöffnet, eine Wolke hat den Weg gezeigt, ein Stein hat Wasser von sich gegeben, Manna ist vom Himmel gefallen; — Alles hat deine Größe — eines Cäsar Borgia! — vorbereitet.« [3])

4.

Ich denke, die angeführten Belege mögen nachgerade genügen, um zu zeigen, daß diejenigen, die einem Macchiavel als Orakel der politischen Weisheit ihr Ohr leihen, nicht gerade zu den »ungewöhnlichen« Geistern gehören müssen. Dagegen thun ihm dann diejenigen, die in ihm,

---

[1]) V, 231. [2]) V, 235. [3]) VI, 374.

wie Friedrich der Zweite, nur den kalten Bösewicht sehen, ebenfalls wieder Unrecht. Selbst in seinem »Fürsten« stößt man oft auf einzelne Stellen, die bekunden, daß die Politik, der er dort huldigte, so weit möglich, doch das Gerechtigkeitsgefühl nicht ausschloß. Agathokles verdient nicht unter die großen Männer gerechnet zu werden, und zwar »seiner Grausamkeit und anderer Gebrechen wegen.« [1]) Das aber verhindert nicht, daß Machiavel ihn für einen ziemlich vollkommenen Politiker hält, der eigentlich doch nicht weit hinter den großen Männern zurückbleibe. Das Gerechtigkeitsgefühl ist stumpf, aber es war wenigstens nicht ganz untergegangen in ihm.

Dafür liefern übrigens seine anderen Werke oft genug Beweise. Er tadelt die Römer, die den letzten Horatier seines Sieges wegen von der Anklage, seine Schwester getödtet zu haben, freisprachen[2]); er lobt den römischen Senat, daß er den Grundsatz gehabt, das weniger Schlechte auch für das Nützlichere im Staate zu halten[3]); er lobt die Deutschen seiner Zeit ob ihrer Güte und Frömmigkeit, und sieht in beiden die Ursache der Freiheit ihrer Städte[4]); er nennt die Aristokraten die Pest der Republiken und Länder, weil sie nur verzehren ohne zu schaffen[5]); er zeigt, wie das römische Volk deswegen dem Staate durch seine Opposition gegen den Adel nicht schadete, weil es den Adel selbst nicht auszuschließen, nicht zu vernichten suchte, sondern nur gleiche Rechte verlangte, und wie das entgegengesetzte ausschließliche Benehmen des Volkes in Florenz den Untergang der Freiheit und des Staates nach sich gezogen[6]).

---

[1]) VI, 98. [2]) I, 151. [3]) V, 214. [4]) I, 292. [5]), I 295. [6]) IV, 234.

Wie sich das mit seinem »Fürsten« reimen soll, weiß ich nicht, und habe auch nicht Lust ihn gegen den Vorwurf des Widerspruches zu vertheidigen. Er theilt das Loos aller derer, die, mit Geist begabt, aber ohne moralischen Halt, ohne tiefen Forscherblick, ohne die Einfalt, von der der Dichter sagt, daß sie errathe, was kein Verstand der Verständigen sieht, — sich einbilden, überall das letzte Wort der Ereignisse, die Auflösung aller Räthsel zu kennen. Man bedenke nur den Eindruck, den der »Fürst« in Jedem zurücklassen wird, und höre dann die letzten Worte, die Machiavel dem Größten der Mediceer in den Mund legt. Johann von Medici sprach auf dem Sterbebette zu den Seinigen und sagte: »daß er zufrieden sterbe, weil er seine Kinder gesund und reich und im Stande in Ehre und Achtung zu leben, wenn sie seinem Beispiele folgen wollten, zurücklasse, daß Nichts ihn in der Todesstunde so beruhige als das Bewußtsein, nie Jemanden beleidigt zu haben, und daß er sich im Gegentheile selbst das Zeugniß geben dürfe, Allen so viel Gutes gethan zu haben, als in seinen Kräften gelegen. Er beschwor sie, eben so zu handeln. In Bezug auf die Regierung befahl er ihnen, an derselben nur den Theil zu nehmen, den das Gesetz und die Bürger ihnen zugeständen, damit sie in Sicherheit leben könnten. Daß sie auf diesem Wege viel mehr erlangen würden als diejenigen, die Etwas auf unrechtmäßigen Wegen zu erlangen suchten, wobei diese nur das Ihrige verlören und bis sie es verloren, stets in Angst und Furcht leben müßten; daß er durch ein Benehmen, wie er es ihnen empfehle, sein Ansehen in der Republik, ob-

gleich von vielen Feinden und vielem Widerspruche umgeben, erhalten und vermehrt habe; daß, wenn sie auf demselben Wege fort wanderten, sie sich aufrecht erhalten, ja noch höher steigen würden, wogegen sie, wenn sie denselben verlassen sollten, sich darauf gefaßt machen könnten, daß sie keinen bessern Erfolg haben würden als diejenigen, die in den vergangenen Zeiten elendiglich untergegangen und den Sturz ihrer Familien nach sich gezogen haben.«[1]) Der Untergang eines Cäsar Borgia, die Art, wie eine Catharina von Medici den Sturz und die Zernichtung der Valois herbeiführte — sind die natürlichen Gegensätze gegen die Handlungs- und Denkungsweise, mit der Johann die Größe seines Hauses begründete.

Jede weitere Bemerkung ist hier überflüssig. Johann von Medici ist der größte Mann seines Hauses, keiner seiner Nachfolger kommt ihm gleich, alle würden ohne ihn in der Geschichte spurlos geblieben sein. Anstatt auf diese Rede, auf das Leben dieses Schöpfers des mediceischen Reichthums und Ansehens, der Macht und Gewalt seines ganzen Geschlechts, sein System zu bauen, sucht sich Macchiavel jenen stümperhaften Meuchelmörder, Cäsar Borgia, aus, und zeigt uns, daß man so handeln müsse wie dieser, um groß zu werden — vorausgesetzt, daß man sich vor einem verdorbenen Magen, einem boshaften Schnupfen und ein paar Wenn und Aber in Acht zu nehmen verstehe.

Neben diese Stelle gehört eine andre, die jener ein paar Seiten vorhergeht. In einem Aufstande in Florenz läßt Macchiavel einen Mann des Volkes eine Rede halten, die

---

[1]) Hist. de Fl. I, IV, p. 383.

mit besonderem Fleiße ausgearbeitet ist, und in der sich der Geschichtschreiber, in der Art wie oft die römischen Historiker, so recht zu gefallen scheint. Der Volksredner, an der Spitze eines empörten Haufen, sagt: »Wenn es sich darum handelte, jetzt die Waffen zu nehmen um zu stehlen, zu brennen und die Kirchen zu plündern, so würde ich sagen, daß man die Sache vorher gehörig bedenken muß. Da wir aber einmal die Waffen in der Hand haben, so müssen wir daran denken sie nicht wieder aus der Hand zu geben. —— Wir müssen also nach meiner Ansicht von neuem losbrechen, die Diebstähle, die Brandstiftungen, die Kirchenschändungen verdoppeln ꝛc. —— Was mich quält, ist, daß viele das, was vorgefallen, betrauern, und nicht entschlossen sind, wieder von vorne anzufangen. Wenn das wirklich der Fall, so seid Ihr nicht die Leute, für die ich Euch hielt. Denn keine Gewissensbisse, keine Schande darf Eindruck auf Euch machen; bedenkt, daß, auf welche Weise man auch den Sieg davon trage, er stets den Sieger mit Ruhm bedeckt. Was das Gewissen anbelangt, so soll uns das nicht drücken, denn die Furcht vor der Hölle ist aus dem Herzen desjenigen ausgeschlossen, der, wie wir, vom Elend gedrückt und vom Henker bedroht ist. Aber, wenn Ihr das Benehmen der Menschen berücksichtigt, so werdet Ihr sehen, daß Alle, die sich zu Macht und Reichthum erhoben, nur durch Gewalt und Betrug dazu gekommen sind. Nach der That belegen sie dann ihre Räubereien und Gewaltstreiche mit dem Ehrentitel der Eroberung. Nur die, die aus Unbeholfenheit oder aus Angst diesen Weg nicht einschlagen können, verkümmern in einer feigen und schmachvollen Unterwürfigkeit, in einer unglücklichen Armuth; denn die treuen Diener gehen nie

aus der Dienstbarkeit hervor und die ehrlichen Leute bleiben stets arm. Also nur die Treulosen und die Kecken befreien sich aus der Sklaverei, und man besiegt die Armuth nie, wenn nicht durch Betrug und Raub. Man weiß, daß Gott und die Natur allen Menschen alle Güter dieser Erde abgetreten haben, aber sie sind viel mehr die Beute des Raubes und der Schlechtigkeit, als die Folge einer legitimen Arbeit und einer wahren Ehrlichkeit« rc. rc.[1])

Es wird wohl kein Stenograph zugegen gewesen sein, als diese Rede gehalten wurde. Machiavel hat sich in dem »Fürsten« die Aufgabe gestellt zu untersuchen, wie ein Eroberer in Italien sich benehmen müsse, um zu Macht und Ansehen zu gelangen; hier stellt er sich eine andre, und zwar die Eroberung der Straßenräuber, das Banditenhandwerk einmal in Schutz zu nehmen, und es gelingt ihm fast nicht schlechter wie mit dem Fürsten. Stellt man nun den »Fürsten« neben den »Banditen« und beide wieder neben den »Ehrenmann« Johann von Medici, so muß man gestehen, daß Machiavel kein schlechter Meister in der Kunst war, denn er malt Alle mit gleich schönen Farben. Nur hat er Unrecht, sich von der blinden Vaterliebe verleiten zu lassen, und die Kinder für gleich schön, gleich kräftig, gleich berufen anzusehen. Der »Fürst« ist ein Stümper und sein Gebäude stürzt beim ersten Anstoße; der »Bandit« wird gehängt; und der »Ehrenmann« schafft seinem Hause eine Macht, seinem Namen ein Ansehen, die selbst ein halb Dutzend gewöhnlich guter oder ungewöhnlich schlechter Nachfolger nur mit Mühe zu zerstören im Stande sind.

---

[1]) Hist. de Fl. I, III, p. 280.

Vielleicht aber sagt man: Johann von Medici war nur ein angesehener Bürger in einer Republik, Cäsar Borgia aber wollte der Beherrscher, der Fürst eines von seiner Selbstherrschaft abhängigen Staates sein, und so ändern sich die Grundlagen und somit auch die Folgen; in einer Republik kann ein Ehrenmann zu Macht und Ansehen gelangen, aber ein Fürst, der herrschen und der Mehrer seines Reiches sein will, muß nothwendig ein sehr breites Gewissen haben. Fast könnte man glauben, daß auch Macchiavel so gedacht, denn sein Republikanismus ging selbst weit genug, ihm die Verfolgungen der damaligen Machthaber zuzuziehen. In seinen Commentaren zum Livius begegnen wir demselben auf jeder Seite. In einem ganzen Capitel[1]) beweist er, daß »ein Volk weiser und beständiger als ein Fürst.« Er zeigt, wie die Städte, die sich selbst beherrschen, rasch zu viel größerm Wohlstande gelangen als die, die von Fürsten beherrscht werden[2]). In einem andern Capitel[3]) sucht er darzuthun, daß die Bündnisse mit Republiken dauernder und sicherer als die mit Fürsten. An einer Stelle sagt er, das daß Gemeinwohl die Größe des Staates ausmache, und daß nur in den Republiken das Gemeinwohl bedacht sei[4]); und wieder behauptet er weiter, daß eine Republik viel stärker sei und viel mehr Hülfsmittel habe, als jede andre Staatsform biete und aus dem Volke ziehen könne[5]).

Wie viel Wahres oder Falsches in diesen Ansichten Macchiavel's liegen mag, habe ich nicht Lust hier zu untersuchen; nur scheint mir, daß diejenigen, die auf ihn

---

[1]) Liv. I, cap. 58. p. 207. [2]) Ebend. S. 315 u. 356.
[3]) Liv. I, cap. 59. p. 819. [4]) I. Bd. S. 347. [5]) II, S. 93.

schwören, die in ihm ein Muster für jeden Fürsten und Staatsmann zu finden glauben, und die dann wieder mit ihm zu den obigen Schlüssen kommen, sich selbst und ihre Herren und Meister nicht gerade sehr hoch stellen, sondern zugestehen, daß ihr Ziel ein Unrecht, daß ihre Mittel schändlich und daß das Ergebniß viel weniger durchgreifend und erfolgreich, als wenn das Ziel die Gerechtigkeit und das Gemeinwohl, und das Mittel ehrbar und redlich, Recht und Gesetz gewesen wäre.

III.

Machiavel und seine Zeit.

1.

So tritt uns Machiavel in seinen eignen Werken entgegen. Er ist besser, als sein Fürst vermuthen läßt, er steht weit unter dem Rufe, den sein Name erlangt hat. Woher kommt es aber, daß ein Mensch, der eigentlich doch nicht ganz schlecht, sich zum Lehrer der Schlechtigkeit hat herablassen können?

Machiavel sagt irgendwo: »Wenn in einem Volke Jeder nur an sich selbst und an die Gefahren, denen er sich aussetzen könnte, denkt, so wird dasselbe schwach und feige.« Livius hatte schon früher, und vor ihm Andere oft genug, dieselbe Wahrheit ausgesprochen. Wo aber ein Volk schwach und feige ist, da bleibt in ihm nur eine Masse übrig, auf die kein Gedanke des Muthes, der Freiheit, der Größe, des Stolzes mehr Eindruck macht. Die Mittel, auf dasselbe zu wirken, sind dann anderer Art als die, durch welche man ein tapferes und kräftiges Volk leitet. Der Edelmuth, die Manneswürde stehen dann vereinzelt da, und können sicher sein, von dem feinen Betruge

offen hintergangen, von der listigen Feigheit rücklings getroffen zu werden. Auf ein solches Volk, oder besser auf einen solchen faulen Haufen aber waren zur Zeit Machiavel's die Politiker in Italien angewiesen. Italien war auf der vorletzten Stufe seiner tiefsten Entwürdigung und Entmannung angekommen, und stand im Begriffe auf die letzte hinabzusinken. Machiavel soll uns das Element zeigen, in dem die Politiker seiner Zeit und seines Landes sich bewegen mußten.

Er schildert die Jugend und sagt von ihr: »Müssiggehend verwendeten die jungen Leute alle ihre Zeit und alle ihre Habe aufs Spiel und auf Ausschweifungen mit den Frauen. Ihr ganzes Streben ging dahin, prachtvoll auszusehen, und in ihren Reden ihren Witz und ihre Feinheit spielen zu lassen; und der, der die stärksten und feinsten Lästerreden erfand, galt für den Klügsten und gewann sich einen größeren Ruf als alle Anderen.« [1])

Ein Ehrenmann war in einer solchen Gesellschaft ein ewiger Vorwurf. So lebte in Florenz ein Mann mit Namen Balduino d'Anguiarie, »der unstreitig einer der tapfersten Capitaine war, so daß es Keinen in ganz Italien gab, der ihn an Verdienst, Muth und Kraft überbot. Dieser Offizier war der Freund Capponi's, der, da er stets Zeuge seines Muthes gewesen war, die höchste Achtung vor seinem Verdienste erlangt hatte. Und dies rief bei den übrigen Bürgern großen Neid hervor, und sie urtheilten, daß es gefährlich sei ihn frei zu lassen, und noch gefährlicher ihn zu verhaften, daher sie beschlossen ihn über die Seite zu bringen. Und der

---

[1]) V, 334.

Zufall war ihnen dabei sehr günstig. — Bartolomeo Orlandini war damals Gonfoloniere der Rechtspflege. Es war dies derselbe, der, als er zur Vertheidigung des Schlosses von Malladt ausgeschickt war, schimpflich die Flucht ergriffen und mit so großer Feigheit einen Posten, der sich selbst vertheidigte, verlassen hatte. Diese Feigheit empörte den Balduino d'Anguiarie so sehr, daß er offen, sowohl in seinen Reden als in seinen Briefen, mit der höchsten Verachtung davon sprach. Das ärgerte dann den Orlandini so, daß er sehr wünschte sich zu rächen, sich einbildend, seine Schande durch den Tod dessen, der sie ihm vorwarf, auszuwischen. Die übrigen Bürger wußten dies und bauten darauf ihren Plan, sich des Anguarie zu entledigen.« — Der Gonfoloniere der Rechtspflege ließ ihn im Palast der Signoria ermorden. »Dann warf man seine Leiche zum Fenster hinaus auf den Platz vor dem Palaste, schnitt ihr hier den Kopf ab und stellte die verstümmelte Leiche den ganzen Tag dem Volke zum Schauspiel aus. — — Dieser Tod verminderte die Partei und die Macht des Capponi und machte ihn seine Freunde und sein Ansehen verlieren.« [1]) Das heißt: Capponi, ein tapferer Ehrenmann, hatte einen Freund, tapfer und tüchtig wie er; den ließen seine Feinde ermorden, weil er ein Mann war; und die Heldenthat hatte dann zur Folge, daß die Freunde Capponi's diesen verließen.

Pabst Sixtus IV »zeigte, daß Vieles, was man bis jetzt für Mißbräuche und Verbrechen gehalten, unter der Autorität des Pabstes seinen Namen und sein Wesen ändern könne. Er hatte zwei Söhne, den Einen machte er

---

[1]) Hist. de Flor. liv. VI, p. 146.

zum Cardinal, und dem Andern schenkte er die Stadt Forli, die er zu dem Ende ihren rechtmäßigen Besitzern abnahm. Diese Züge der Ehrsucht machten, daß alle Fürsten Italiens ihn respectirten und sämmtlich seine Freundschaft nachsuchten.« [1]) Der Schluß ist klar und zeigt, daß die Fürsten Italiens nicht hinter den Bürgern der italienischen Republiken zurückstanden.

Die durchgreifende Entartung, die innere Schlechtigkeit des Volkes geht schon aus diesen beiden Beispielen, die übrigens nur aus einer Menge anderer auf gut Glück herausgehoben sind, klar genug hervor. Der Krieg, diese Wette in der man das Leben gegen den Tod einsetzt, ist der Probemesser der Tüchtigkeit des Mannes, wie der Völker. Muth ist eine gewöhnliche Tugend; aber Feigheit — Seelenfeigheit, nicht zufällige äußere Nervenschwäche — eine so ungewöhnliche Untugend, daß, wem dieselbe zugefallen, auf der tiefsten Stufe der Manneswürde und des Menschenselbstgefühles steht. Die Italiener der damaligen Zeit aber waren so feige, daß die Geschichte aller Völker kaum Aehnliches wie die des damaligen Italiens aufzuweisen hat. »Ohne den Feind abzuwarten, ließ der Geruch des Pulvers allein (das florentinische Heer) die Flucht ergreifen und ihre Munition, ihre Wagen und ihre Artillerie im Stiche lassen. So feige und ordnungslos waren die Armeen jener Zeit, daß wenn ein Pferd zufällig den Kopf umdrehte, so entschied dies den Gewinn oder den Verlust einer Schlacht.« [2]) Kam es aber wirklich zur Schlacht, so kämpfte man mit der größten Hartnäckigkeit »oft einen halben Tag, ohne daß die eine oder andere Partei zurück-

[1]) Hist. de Flor. VII, p. 317. [2]) Hist. de Fl. VIII, 413.

wich; unterdeß blieb in einer solchen Schlacht nur Ein Mann, und sonst wurden nur noch ein paar Pferde verwundet und ein paar Gefangene gemacht.«[1]) »Nie sah man eine Zeit, in der der Krieg für die, die ihn auskämpften, weniger gefährlich war. Auf einem Rückzuge ohne Ordnung nach einem Kampfe, der vier ganzer Stunden gedauert hatte, starb nur Ein einziger Mann, und dieser starb nur, weil zufällig sein Pferd stürzte, und nicht durch eine Wunde, durch einen Ehrenstoß.«[2]) Die Spanier, Franzosen und Schweizer, die dann nach und nach in Italien kämpften und auch als Söldlinge die Italiener ablösten, brachten zuletzt doch wieder etwas mehr Ernst in die Sache, so daß bald wieder Posten »die man noch ein paar Jahre vorher für unüberwindlich gehalten hatte, jetzt als außer Stand sie zu vertheidigen, aufgegeben werden mußten.«[3]) Ein tapferes Volk sagt: »Eine verlorene Schlacht ist besser als ein schlechter Friede«; die Italiener aber hatten damals ein Sprichwort: »Ein schlechter Friede ist besser als ein guter Sieg.«

2.

Das war das geistige und moralische Element, in dem Machiavel lebte. Ernst, Kraft, Muth, waren aus dem Volke gewichen; Ohnmacht nach allen Richtungen hin das Wesen der Italiener. Und das erklärt den Machiavellismus von selbst; er ist eine Frucht, die, wie die Pilse ohne Samen, aus dem Moderboden seiner Zeit aufwachsen

[1]) Hist. de Flor. VII, 314. [2]) Hist. de Flor. V, 119.
[3]) Hist. de Flor. VI, 213.

mußte, weil die Verwesung selbst den Samen zeugte. Wo kein Willensernst möglich ist, da treten Gelüste und Kitzel an ihre Stelle; wo keine Kraft vorhanden, da spreizt sich die schwache Tücke; wo kein Muth die Seele belebt, da tritt die feige List in den Vordergrund, so oft der Kampf nothwendig wird.

Die Verweichlichung, die Entmannung des italienischen Volkes erklärt es von selbst, wenn damals in Italien ein denkender Kopf auftrat und die Staatskunst auf die weiblichen Mittel des Erfolges beschränkte, weil die Menschen, die ihn umgaben, nicht mehr im Stande waren sich der männlichen zu bedienen. Wem das Schwert zu schwer, der nimmt zum Dolche seine Zuflucht; und ist ihm auch ein Dolchstoß zu gewagt, so greift er zur geheimen Giftmischerei. Das war die Art Italiens zur Zeit Macchiavels.

Diese Art schuf die Ereignisse, aus denen dies »System« hervorging, ganz von selbst. Die Ohnmacht, die Kraftlosigkeit führen zum Mißbrauche überall, wo noch ein Rest von Macht und Kraft übrig ist. Wo Leere eintritt, drängen sich die Körper von selbst ein. Das erklärt die Möglichkeit all der kleinen Eintaghelden, Duodez-Fürsten und Taschen-Eroberer, die damals mit jeder neuen Sonne aus dem Moderboden des italienischen Volkslebens aufstiegen. Diese selbst aber waren nicht weniger Italiener. Etwas mehr Kraft als bei der übrigen faulen Masse gab ihnen die Mittel eines kurzen Aufschwunges, aber die Unzulänglichkeit dieser Kraft selbst ließ sie meist eben so rasch wieder in ihr Nichts zurücksinken. Die aber, die sich eine Weile erhielten, thaten es durch die Mittel die ihrer Ohnmacht

zugänglich, kämpften mit den Waffen die ihrem marklosen Arme nicht zu schwer waren, — List, Betrug, Tücke, Dolch und Gift.

Machiavel war keiner der Schlechtesten seines Volkes; aber er lebte nicht weniger in dem Geiste der es beherrschte und beseelte. Er wurde von den Einflüssen seiner Zeit getrieben, und bildete sich ein sie lenken zu können. Dieser Irrthum ist der fast aller Denker, fast aller Staatsweisen und Publicisten im höheren Sinne des Wortes. Sie ahnen die Bedürfnisse ihrer Zeit, sie fühlen die Nothwendigkeiten, die in den Zuständen ihres Volkes liegen, sie wittern die kommenden Ereignisse, und denken, sprechen und handeln in Folge dieses Bewußtseins. Der Instinct des Thieres sagt diesem, daß nun der Winter im Anzuge, daß Sturm und Regen kommen werde, und es richtet sich zum Voraus auf die kommenden Zustände ein; — der Geistesinstinct des Menschen, die Prophetengabe, ist nur Wenigen zugefallen; wem sie aber geworden, der ist berufen, die kommenden Ereignisse vorherzusagen, vor dem Sturme und der Winterkälte zu warnen.

Machiavel war ein solcher Prophetengeist in seinem Kreise, in den engen Gränzen, auf dem schlüpfrigen unfesten Moderboden des immer tiefer herabsinkenden Italiens. Er ahnete die Entwickelung der weiblichen Mittel des Erfolges, wie sie damals in Italien bereits die Ueberhand gewonnen hatten, wie sie sich hier nach und nach allgemein ausbreiten, und wie sie dann von hier aus durch den Einfluß Roms und insbesondere durch die Lehre und das Beispiel der Jesuiten auf ganz Europa übergetragen werden sollten. Und diese Ahnung zeugte Machiavels System.

3.

Machiavel selbst kam aber erst nach und nach zu dieser Stufe, wurde von den Ereignissen auf sie hinaufgetragen, von äußeren Einflüssen auf ihr festgehalten.

Machiavel war der Sohn einer angesehenen Familie, und erhielt als solcher schon jung nicht unbedeutende Staatsämter in der Republik Florenz. Damals herrschte in Florenz Piero, einer der Mediceer. Unter ihm erwachte der republikanische Geist der Bürger auf eine Weile wieder so weit, daß sie den ohnmächtigen Machthaber ohne viele Mühe vertrieben. Machiavel mochte hierbei mit thätig gewesen sein, denn kurze Zeit nach Piero's Vertreibung erhielt er das Amt eines Kanzlers der zweiten Kanzlei, und schon ein paar Wochen später auch das eines Kanzlers beim Rathe der Zehn. Er versah dann diese Stelle vierzehn Jahre, bis endlich die Mediceer wieder im Stande waren, der republikanischen Freiheit noch einmal für eine Zeitlang ein Ende zu machen.

Man mochte bald in Florenz merken, daß Machiavel ein feiner und gewandter Mann war, und so brauchte man ihn nach und nach zu den verschiedensten diplomatischen Sendungen. Die erste war eine an den Hof Ludwigs des Zwölften im Jahre 1500. Fr. della Casa war der Hauptbotschafter, Machiavel nur sein Beigeordneter, was natürlich nicht verhinderte, daß er sehr bald die Seele der ganzen Sendung wurde.

Pisa, das eine Zeitlang unter florentinischer Botmäßigkeit gestanden, hatte sich empört und das Joch abgeschüttelt. Die Florenzer wünschten es den Pisanern wieder aufzuzwingen, aber im Gefühle ihrer eigenen Ohnmacht riefen sie

hierzu Frankreich und die Schweizer zu Hülfe, die dann wirklich Pisa belagerten. Aber die Florenzer waren nicht nur feige, sondern auch knickerig. Sie ließen sich von den Pisanern überbieten. Diese kauften und bestachen die Offiziere der Franzosen und Schweizer, und so löste sich das Belagerungsheer eines frühen Morgens auf und zog, Jeder nach seiner Seite hin, ab.

Das wurde die Veranlassung der ersten diplomatischen Sendung Machiavels. Die Florenzer schickten ihn zu Ludwig dem Zwölften, um sie — zu entschuldigen, wie sie nichts dafür gekonnt, daß die Belagerung ein so schnödes Ende genommen. Der französische Befehlshaber und alle andern Offiziere hatten sich bestechen lassen; in der Natur der Sache würde gelegen haben, sie bei ihrem Könige anzuklagen, aber die Florenzer im Gegentheile suchten nur sich selbst zu vertheidigen, zu entschuldigen ob einer That, die ihnen nicht zur Last fiel.

Die Instructionen aber die Machiavel erhielt, sind oft ganz geeignet, zu beweisen, daß der »Machiavellismus« nicht erst erfunden zu werden brauchte. Der französische Befehlshaber Beaumont hatte sich bestechen lassen, und war die Ursache am Mißlingen des ganzen Unternehmens. Aber die Florenzer riethen Machiavel, gegen ihn mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen. »Obgleich wir den Befehlshaber« heißt es in Machiavel's Instruction »ausgenommen haben (von den offiziellen Klagen), um uns nicht seinen Haß zuzuziehen, so könnt Ihr ihn dennoch in Euren Conferenzen mit dem König, wenn Ihr je es nach seiner Stimmung für klug haltet, als schuldig zeigen. Dann thut es mit Nachdruck, klagt ihn der Feigheit und Bestechlichkeit an. — — Aber bis Ihr diese vortheilhafte Gele-

genheit findet, sprecht mit Ehren von dem General, werft alle Fehler auf die Andern, hütet Euch vor Allem, ihn vor dem Cardinal (d'Alby, seinem Verwandten und Schützer) anzuklagen.«

Mit diesen Instructionen gehen Machiavel und sein Mitgesandter auf die Reise, und schreiben dann regelmäßig an die »Herrlichkeiten« in Florenz über Alles, was sie thun und wie sie die Sache ihrer Stadt vertreten. In Bologna »sprechen sie« — nach besonderen Instructionen, die sie erhalten — »dem Johann Bentivoglio von entwendeten Mauleseln«, die die Florenzer Herrlichkeiten gerne wieder heraushaben möchten. Es wird nicht klar, ob Machiavel in dieser wichtigen Staats-Sendung irgend welchen Erfolg gehabt habe. Aber schon in diesem seinem zweiten Briefe beginnt eine Klage, die von da an sich fast in jedem diplomatischen Sendschreiben wiederholt. Machiavel behauptet, daß sie beide, und er insbesondere, da er als Beigeordneter nur die Hälfte habe, nicht hoch genug besoldet seien. So oft er ein Postpferd miethet, so oft er einen Boten dingt, so oft er einen Brief schickt, so oft er irgend eine Ausgabe machen muß, werden die Herrlichkeiten stets daran erinnert, daß der arme Machiavel sich für sie ruiniren müsse, wenn sie nicht mehr Geld schickten. [1])

Aber nicht nur sein Vermögen setzte er getrost aufs Spiel, sondern auch seine Gesundheit. Im sechsten Briefe hören wir, daß die beiden tapfern Gesandten zu einem Entschlusse gekommen: »Alle Furcht vor den Krankheiten, die im Lande herrschen, beseitigend, haben wir unsern Weg fortgesetzt.«

---

[1]) 2ter, 3ter, 4ter, 5ter, 6ter, 8ter, 13ter, 14ter, 21ster, 24ster ꝛc. ꝛc. Brief der ersten französischen Sendung.

So holten sie zuletzt den französischen Hof, der auf einer Rundreise begriffen war, ein. Ihre erste diplomatische Audienz fand bei dem Cardinal statt. Sie brachten ihre »Vertheidigung« vor. Der Cardinal aber antwortete ihnen einfach: »daß die Sache von wegen des Lagers bei Pisa eine vergessene Sache sei, und sie nicht nöthig hätten sich deswegen zu vertheidigen. Bedenken wir im Gegentheile, was für die Zukunft zu thun ist.«

Daran hatten sie zufällig nicht gedacht.

Bald nachher haben sie dann auch eine Audienz beim Könige. Und auch bei ihm bringen sie dann ihre »Vertheidigung« an. Sie gehen hier aber weiter. »Wir beklagten uns auch« schreibt Machiavel nach Florenz »über die Schimpfreden, die man sich gegen uns und gegen alle Florenzer erlaubt hatte. Wir zeigten, daß darin die Ursache liege, warum die Pisaner sich mit solcher Hartnäckigkeit vertheidigt, und daß dies am meisten dazu beigetragen, die Belagerung scheitern zu machen.«

Der französische Befehlshaber, die französischen und die schweizerischen Offiziere hatten sich bestechen lassen, — die Florenzer Gesandten klagten darüber nicht, weil sie nicht den Muth dazu hatten, aber sie beschwerten sich über Spott und Schimpfreden gegen sie.

Ludwig der Zwölfte behauptete, daß Niemand seine Pflicht gethan, weder die Einen noch die Andern. Ja, er sagt endlich, daß Beaumont vor Allem schuldig. Augenblicklich aber antworten die beiden Gesandten, daß dem nicht so, daß Beaumont im Gegentheile »toujours jaloux de la gloire du roi« gewesen. Machiavel setzt in seinem Berichte hinzu, wie er gesehen, daß der Cardinal freundlichst Beifall gelächelt habe. Er mochte stolz sein auf diesen feinen diplomatischen Sieg.

Am Ende aber wendet sich der König wieder zu ihnen und sagt: »Ich bin bereit Euch zu helfen, wie denkt Ihr daß das geschehen könne?« »Wir antworteten«, fährt Machiavel fort, »daß unsere Instructionen sich nicht darauf bezögen.« — — Aber aus eignem Gewissen sagten sie, »daß nach Allem, was vorgefallen, die Florenzer des Vertrauens ermangeln müßten, und folglich des Muthes und der Kraft zu einem neuen Unternehmen.« Das war einmal von der Leber gesprochen. Sie fuhren fort und sagten weiter: »Wenn aber der König ihnen Pisa erobern wolle, so würden sie ihm sehr dankbar sein. Bei diesen Worten brachen der König, der Cardinal und Alle, die gegenwärtig waren, zugleich los, und sagten, daß es eine schöne Geschichte, wenn der König auf seine Kosten den Krieg für sie führen solle.« — So sei's nicht zu verstehen, antwortete Machiavel und sein Geleitsmann, da sie dem Könige Ersatz für die Kosten versprächen, wenn er Pisa in ihre Hände geliefert. — Der König antwortet seiner Seits, daß er den früher abgeschlossenen Vertrag halten werde, daß er Pisa behalten könne, wenn er wolle, es aber nicht thun werde, u. s. w.; worauf er sie dann in Gnaden entläßt und ihnen erlaubt, ihm nach Montargis zu folgen, wo man weiter berathen werde, was zu thun.

Der Gegensatz tritt hier sehr klar hervor. Die Franzosen waren Männer, und sie spielten mit den Italienern wie mit unmündigen Knaben. An der Eroberung Pisa's für Florenz lag den Franzosen gar nichts, und deswegen war ihnen das Mißlingen derselben nicht des Redens werth. Sie hatten andere Plane, und daher frugen sie die Florenzer, was sie nun zu thun beabsichtigten? hoffend, daß diese Absicht in ihre Plane passen könne. Als die Florenzer

aber wie verständige und gewitzigte Krämer sagten: »Erobert uns Pisa und dann wollen wir zahlen«, lachten die Franzosen sie aus.

Nach diesen ersten Conferenzen trat eine Pause ein, die Machiavel zu Nebengeschäften benutzt. Einem der Räthe des Königs, Robertet, legt er die Bitte vor, ihnen zweihundert Lanzen zu leihen, um die Florenzer gegen die Neckereien der Pisaner zu schützen. Die übrige Zeit aber verwendet er dazu, um hin und her zu horchen; was ihm dann so gut gelingt, daß wir aus seinen Berichten allerlei interessante Sächlein über Personen und Verhältnisse erfahren. Endlich aber kommen die Geschäfte wieder an die Reihe. Eine Unterhaltung mit Robertet ist wieder höchst bezeichnend. Dieser sagt nämlich, »daß der König sehr böse gegen uns, so böse, daß es für unsere Freunde unmöglich sei, sich für uns zu interessiren. Wir zeigten ihm ohne Nutzen, daß dies uns sehr überrasche, daß man uns nicht für die Weigerung der Soldaten (wieder vor Pisa zu rücken) verantwortlich machen könne. Unser Bestreben war ohne Erfolg; er bestand darauf, zu glauben, daß der Fehler uns zu Last zu legen, daß wir in Florenz nicht einig seien, daß welche die Mediceer zurückwünschten 2c. Er sagte uns in dieser Beziehung sehr unangenehme Sachen, sehr merkwürdig im Munde eines Staatsraths. Obgleich uns die Gründe zur Antwort nicht fehlten und wir sie alle in Bewegung setzten, so gewannen wir doch nicht mehr als vorher.« — Acht gegeben, jetzt kommt's: »Während unserer Unterhaltung ging zufällig ein Pisaner, der lange in Frankreich gelebt hatte, vorbei; Robertet machte uns auf ihn aufmerksam. Wir haben ihn seitdem nicht wieder gesehen, und wir wissen nicht, wer seine Protectoren sind. Aber

er ist gewiß von unseren Feinden unterstützt, deren Zahl hier größer ist als die unserer Freunde. Es ist leicht möglich, daß er nach Pisa zurück ist, beauftragt, irgend eine Intrigue einzuleiten. Wir werden Ihnen augenblicklich die Erkundigungen schicken, die wir über ihn einziehen werden.«

Es ist nicht mehr die Rede von ihm. Die Franzosen verlangten, die Florenzer sollten französische Besatzung in Florenz aufnehmen, und überdies ein schweizerisches Hülfscorps zahlen. Dazu hatten sie keine Lust, und deswegen machte man ihnen Angst mit einem Pisaner, den der französische Staatsrath zufällig vorbeigehen ließ, als er mit den Florenzern verhandelte.

Aus der Unterhaltung geht auch hervor, daß man den Florenzern sagte, sie hätten keine rechten Protectoren. Der feine Machiavel verstand nicht was das hieß. Ein anderer französischer Staatsrath, Carcou, übernimmt es, ihnen den Staar zu stechen, und sagt ihnen einfach, daß die Belagerung von Pisa nicht gelungen, weil die Florenzer unlassen hätten, 8—10000 Dukaten unter die französischen Seigneurs zu vertheilen. »In solchen Fällen muß man nicht sparen.« Nach und nach merkt dann Machiavel doch, von woher der Wind kommt. Aber er klagt nur, »daß die Luccaner sich durch den Mammon der Ungerechtigkeit geholfen, während sie nur auf ihr gutes Recht bauten.« Allein zu einem festen Beschluß, festen Rath, nachträglich ein 8—10000 Dukaten unter die französischen Seigneurs zu vertheilen, kommt er doch nicht.

Und deswegen sind denn die französischen Seigneurs sehr gewissenhaft und uneigennützig; und rathen ihrem Könige, die Florenzer zu zwingen, den Sold, den die Schweizertruppen im letzten italienischen Feldzuge erhalten hatten,

zu vergüten. Von dem Augenblick, daß diese Forderung klar hervortritt, ändert sich die ganze Stellung der Gesandtschaft. Sie macht vollkommen Kehrt. Es ist nun nicht mehr von der Entschuldigung der Florenzer am französischen Hofe die Rede, sondern ihre Gesandten werden von nun an die Bevollmächtigten des Königs und betreiben die Zahlung seiner Schuld in Florenz aufs Tapferste. Machiavel schreibt: daß man immer wieder zurückkomme auf diese Geldforderung, und räth sie zu zahlen. Er setzt hinzu: »Pisa soll von neuem constituirt und vergrößert werden. Es hat 100000 Florin versprochen.« Das sagten ihm die französischen Seigneurs, und er schreibt es in Angst brühwarm nach Hause. Er wird immer klarer und immer eindringlicher. In seinem sechszehnten Briefe sagt er: »Das Erste ist, dem König zu zahlen — und ein Geschenk zu schicken.« Er hat's endlich gemerkt. In diesem Briefe citirt er ein paar Worte des Königs, der ihm sagte: »Es ist Alles gut und wohl, wenn mir Florenz Gesandte schickt, aber ich verlange einen besseren Beweis der Freundschaft, das Geld.« Er führt dann des Königs eigene Worte an: »Ces réclamations pécuniaires de la part d'un souverain puissant méritent de la votre l'attention la plus sérieuse! si non — je ne les compterais plus en nom de mes amis!«

Wir haben gesehen, wie ihn der Pisaner, den Robertet auftreten ließ, in Angst setzte. In einem folgenden Briefe schildert er eine ähnliche Scene der Art. Er schreibt den Florenzer »Herrlichkeiten« und berichtet: »N. N., dem ich am Hofe begegnete, sagte mir: Kommen Sie mich heute besuchen, ich habe Ihnen etwas zu sagen. Ich ging hin. Er hielt sich erst in der Reserve und sagte mir nichts. Ich

frug ihn dann, weswegen er mich habe kommen lassen. »Ihre Gesandten [1]) sind unterwegs?« — »Ich glaube es.« — »Macht nur, daß sie bald kommen, sonst könnte gegen Euch noch ein sehr schlimmer Entschluß gefaßt werden.« Ich konnte nichts weiter aus ihm ziehen. Das macht mich fürchten, es wird ein Project, dem König so theuer und uns so gefährlich, daß er es nicht zu verrathen wagte, angesponnen.« Schickt mir bald das Geld, war der practische Schluß, den er aus diesem blinden Schusse zog, und der somit, obgleich ohne Kugel, dennoch das Ziel traf und die Puppe umwarf, weil es eben eine Puppe war.

In allen seinen Conferenzen sagte man ihm: »des faits et non de vains discours«, und in allen seinen Briefen wiederholt er den Florenzer Herren: »des faits, des faits, et non de vains discours.«

Zuletzt kommt endlich Geld, aber nur 10000 Florin. Der Cardinal d'Alby sagt: das genüge lange nicht, der König sei in Verlegenheit, und verlange mehr. Mit dem Gelde aber waren auch die neuen Staats-Gesandten angekommen, und diese überhoben Machiavel der Mühe, dafür zu sorgen, daß auch der Rest, den der König fordert, geschickt werde.

Das ist die erste Sendung Machiavels. Sie bezeichnet den Mann, seine Art, die Zeit und die Zustände Italiens so klar als möglich, und es ist nicht nöthig, diese Züge noch einmal wieder zu überfahren. Sie sind so sprechend genug.

---

[1]) Frankreich hatte Staatsgesandte und keine einfachen Botschafter verlangt. Machiavel hatte auch diese Angelegenheit im Geiste der französischen Regierung betrieben.

4.

Von nun an wurde Machiavel zu einer Menge anderer diplomatischer Sendungen gebraucht. Es handelte sich stets um die kleinen und kleinlichen Interessen und Zwiste der italienischen Kleinstaaten. Und in allen zeigte Machiavel sehr viele Feinheit und Klugheit. Es ist nicht meine Absicht von allen zu sprechen; sie sind aber auch meist nicht des Redens werth[1]. Nur ein paar haben selbst zur Würdigung Machiavels eine Bedeutung.

Die nächste Sendung nach der eben geschilderten brachte ihn an den Hof Cäsar Borgia's, des Herzogs von Valentinois. Die Florenzer ließen diesem anzeigen, daß die Ursini sich vorbereiteten gegen ihn aufzustehen; sie selbst zu der Versammlung in Maggione eingeladen hätten, daß sie aber dem Pabste, dem Könige und dem Herzoge treu bleiben wollten. Zugleich sollte Machiavel dem Herzoge danken, daß er den Florenzern geholfen, das Tuch, das man ihnen in Urbino festgehalten, herauszubekommen; und endlich Freibriefe für ihren Handel, »die Nährmutter ihrer Stadt«, zu erhalten.

Bei dieser Sendung lernte Machiavel das Vorbild seines »Fürsten« näher kennen; sah ihn am Werke, wie er die Ursini betrog und ermorden ließ, und bewunderte

[1] In der Bibliothek des Instituts zu Paris giebt es nur Eine Uebersetzung der sämmtlichen Werke Machiavels, die von Guiraudet. Ich fand alle diplomatischen Sendungen Machiavels, mit theilweiser Ausnahme der an den französischen Hof, unaufgeschnitten, und habe mir, nachdem ich eine andere Ausgabe anderswo gefunden hatte, die Genugthuung nicht versagen können, mehrere unaufgeschnitten zu lassen. Wollen sehen, wie lange man sie dort in dieser Art veneriren wird.

staunend den feinen Politiker um so mehr, als der feine Machiavel selbst erst merkte, was geschehe, als es geschehen war. Seine Berichte an die Florenzer Herrlichkeiten sind voll schöner Schilderungen der thatleersten Unterhaltungen, aber nichts deutet an, daß er vorhergesehen und errathen, was der Herzog von Valentinois wollte.

Aber er wurde in diesen Sendungen alle Tage gewitzigter, und zuletzt so fein, daß ihm gar nicht mehr anzukommen ist. Bei einer späteren Sendung an den französischen Hof trat diese Feinheit ein paarmal sehr klar hervor. Damals fühlten sich die Florenzer von den Spaniern bedroht und schickten Machiavel an den französischen Hof, um schnelle Hülfe zu fordern und zu erklären, daß wenn diese nicht komme, »man in Florenz nicht zulassen werde, daß man sie angreife«, das heißt nämlich, man sich ohne angegriffen worden zu sein, ergeben werde.

In Mailand besucht er den französischen Statthalter, der ihn und seine Herrlichkeiten zu beruhigen sucht, indem er zeigt, wie Frankreich ein mächtiges Heer in der Lombardei versammelt und die Flotte im Mittelmeere verdoppelt habe. Daraus schließt der Statthalter, daß Spanien sich hüten werde vorzurücken. Aber Machiavel begreift nicht, wie ein Heer in Mailand und eine Flotte auf dem Mittelmeere Toskana retten könnten.

In Paris angekommen, geht er zum Cardinal Amboise, der ihn barsch genug empfängt, ihm vorwirft, daß die Florenzer stets zu Klagen bereit, daß sie warten sollten, da der König im Begriffe stehe, mit Spanien Friede zu schließen und auch an sie denken werde. Der Berichterstatter setzt hier hinzu: »Nicolaus Machiavel, mit der Feinheit, deren er fähig ist, sprach um Se. Eminenz zu

fesseln — von Kleinigkeiten und wußte einfließen zu lassen, daß, wenn man Toscana retten wolle, man seine Vormauern sichern müsse, den Pabst, Siena und Perugia. Der Cardinal aber antwortete aufgebracht: Siena sei sicher, der Pabst auch, und da Perugia zu den Staaten des Letzteren gehöre, auch Perugia selbst ungefährdet. — Darauf ging er böse fort.«

Machiavel und sein Beigeordneter — jetzt war er der Hauptgesandte — zweifelten sehr, daß der Vertrag zwischen Frankreich und Spanien zu Stande kommen werde. Sie haben sehr triftige Gründe für diese Zweifel, und sind der Ansicht, wie Spanien Frankreich listig betröge und nur hinzuhalten suche. So berichten sie nach Florenz — und schreiben dann zwei Tage später, daß der Vertrag abgeschlossen sei.

Noch von einer anderen diplomatischen Sendung Machiavels soll hier die Rede sein, der nämlich an den Hof des Kaisers Max, als dieser sich zu seinem unglücklichen Zuge gegen Mailand vorbereitete. Machiavel war der Secretär, Vettori der Titelbotschafter; doch schreibt man die Berichte und auch das Benehmen der Gesandten Machiavel zu.

Es handelte sich darum, dem Kaiser eine gewisse Summe Geldes anzubieten, um ihm zu helfen, gegen die Venetianer, die Feinde der Florenzer zu ziehen. Die Florenzer Herren hatten ihren Gesandten bis 50000 Ducaten zu dem Ende vorgeschlagen. Sehr klug lesen wir in einem der ersten Berichte, wie es doch viel feiner sei erst 30000 und dann 40000 Ducaten zu bieten, da man so nach und nach auf 50000 hinaufsteigen könne. Und so thaten sie, und fast hätte der Kaiser sich mit 40000 begnügt, wenn die Flo-

renzer nicht verlangt, daß er ihnen dafür Pisa sichern sollte. Diese Geldverhandlungen dauern nun fort. Dem Kaiser fehlte es vor Allem an Geld; die Florenzer wünschten, daß er in Italien einrücke; es hing ihr Sein oder Nichtsein davon ab; sie aber verhandeln so lange über das Geld, bis es zuletzt nicht mehr nöthig, sondern die Macht des Kaisers gebrochen, sein Heer gesprengt ist. Ob die 50000 Ducaten der Geschichte eine andere Wendung hätten geben können, ist die Frage; aber daß sie die Wendung nahm, in die sie auslief, ist grade Folge des Umstandes, daß auch Andere so fein und klug handelten wie die Florenzer Gesandten.

In den Einzelheiten aber ist dann Machiavel wieder sehr scharfsinnig und durchschauend. Ein paar Beispiele davon. In seinem sechsten Berichte schildert er den Kaiser und seine Verhältnisse. »Kein Zweifel, daß der Kaiser viele Soldaten bei sich hat. Aber wird er sie lange behalten können? Das ist es, was man bezweifelt; denn er wird sie nur durch Geld zurückhalten können. Nun hat aber der Kaiser wenig Geld, und überdies ist er sehr großmüthig. Ich weiß, die Großmuth ist eine Tugend der Fürsten; aber es genügt nicht 1000 Soldaten gut zu zahlen, wenn man 10000 nöthig hat. Die Freigebigkeit ist ein Fehler, wenn man nicht das Nothwendige hat. Der Kaiser ist thätig, sehr kriegserfahren, unermüdlich, klug und gerechter als irgend einer seiner Vorgänger seit hundert Jahren. Aber er ist so gut und menschlich, daß er dadurch schwach und leichtgläubig wird. Woher es denn kommt, daß noch viele Leute den Erfolg seines Unternehmens bezweifeln. So findet man, Alles gehörig berücksichtigt, zugleich Ursache zur Hoffnung und zur Furcht.«

Diese Schilderung ist meisterhaft, der Schluß vollkommen diplomatisch. Machiavel hatte gelernt, daß es unklug ist, sich fest auszusprechen, und thut es von nun an selten; weiß stets sich alle Thoren offen zu halten.

Dennoch neigt er im Ganzen dahin, zu glauben, daß der Zug des Kaisers stattfinden und guten Erfolg haben werde. Früher schrieb er, daß auch die Ungläubigsten an ihn glaubten. Jetzt schlägt er noch in demselben sechsten Briefe vor, einen Vorschuß, den die Kaiserlichen betrieben, zu geben, und sagt: »Wenn wir uns irren, so ist es besser, uns darin zu irren, daß wir glauben, der Kaiser komme nach Italien; denn käme er, nachdem wir geglaubt, er komme nicht, so könnte uns dies theuerer zu stehen kommen. Wer sich mehr Vortheil verschaffen will, muß auch mehr wagen.«

Schon im nächsten Briefe sehen wir, daß er nun die Erlaubniß erhalten hat, dem Kaiser in Trient eine Vorschußzahlung zu machen. Aber jetzt hat er wieder Scrupel, so daß er nun anders denkt, obgleich er vor wie nach einsieht und wiederholt: »Es scheint, als fehle dem Kaiser Nichts als Geld.« Er ist so unschlüssig, daß er neue Instructionen verlangt, nachdem er neue Vorschläge gemacht.

So schwankt er hin und her, und kommt zu keinem Ende. Noch oft genug aber tritt die feine Art des Mannes, der nach und nach ein Meister wurde, hervor. In seinem neunten Berichte sagt er noch einmal, wie mehr dafür als dagegen zu wetten, daß der Kaiser in Italien mit bedeutendern Kräften, als die er bis jetzt angewendet, eindringen werde. Und darauf fährt er fort: »Dann aber bleibt zu wissen übrig, ob sein Unternehmen gelingen werde, denn wenn er nicht angreift oder der Angriff nicht gelingt,

so begreifen Ew. Herrlichkeit leicht, — daß das nicht dasselbe ist. Ich kann um so weniger wissen, ob sein Unternehmen gelingen werde, als ich nichts über die Kräfte weiß, die Venedig besitzt, und nichts von den Vorbereitungen, die Frankreich macht. Ew. Herrlichkeit haben mir darüber nie etwas in ihren Briefen gesagt. Da ich also aus der Ferne urtheilen muß, so scheint mir's, daß ich glauben kann, daß die Kräfte der Venetianer allein sehr bedeutend sind, da wir sehen, daß von den zwei Heeren, die der Kaiser hatte, jedes von 7000 Mann, das eine geschlagen und das andere gezwungen worden sich zurückzuziehen. Wenn also 14000 Mann nichts haben ausrichten können gegen die Venetianer allein, welches Heer muß dann erst nöthig sein, um die beiden Mächte vereinigt zu schlagen. — Wenn ich noch wüßte, was in Mailand vorgeht, was die Franzosen beabsichtigen, ob sie sich mit den Venetianern vereinigen wollen 2c. 2c., so würde das Alles den Entschluß, den ich zu fassen habe, viel sicherer stellen, und ich weniger fürchten, mich zu täuschen. So aber empfehle ich mich Gott, und Ew. Herrlichkeiten können versichert sein, daß Alles, was ich thun werde, in der besten Absicht geschehen wird.« — — »Wenn Ew. Herrlichkeiten etwas Sicheres erfahren haben, so können Sie sich darnach richten, und ich wiederhole noch einmal hier, daß man nie etwas sicher wissen wird, als nachdem es geschehen.«

Dafür hätte der Wirkliche geheime Staats-Rath Herr von Machiavel irgend einen Adlerorden mit der Schleife verdient. —

Aber immer wieder kommt die Frage: Sollen wir das Geld geben oder nicht? Und wieder antwortet er: »Ich sehe Ihr Anerbieten (dem Kaiser in Trient eine bestimmte

Summe zu zahlen) als ihm sehr vortheilhaft an und als Euch nicht vortheilhaft. Denn wenn seine Lage gut ist, so verweigert er's als zu gering, ist sie schlecht, so nimmt er's an, und dann seid Ihr die Gefoppten. Wenn wir aber auf der andern Seite warten, bis er die Uebermacht einmal hat, so würde es nicht mehr Zeit sein. Was ist da zu thun? Nous verrons!«

So etwas berechtigt schon zu einer Staatskanzellei in Wien, zu einem geheimen und geheimnißvollen Rathgeber in Berlin, — und um so mehr als sich diese kluge Art immer mehr als das Wesen, das in dem Diplomaten Macchiavel zum Durchbruche gekommen, herausstellt. In seinem eilften Berichte (16 April) verkündigt er nochmals, daß Alles sich zu vereinigen scheine, um der Partei des Kaisers neue Hoffnungen zu geben. In seinem zwölften Berichte (30 Mai) sind diese Hoffnungen wieder fast vollkommen verschwunden. Alles Fußvolk des kaiserlichen Heeres hatte sich aufgelöst und zerstreut. Machiavel hatte stets darauf gebaut und vorherverkündigt, daß der Reichstag dem Kaiser neue sechs Monate für das Reichsheer und neue Subsidien zugestehen werde. Jetzt muß er berichten, daß derselbe seine fernere Hülfe, »von der ich glaubte, daß sie so leicht zu erhalten sei,« — verweigert habe. Er fängt nun nach gerade an zu zweifeln, daß der Kaiser je nach Italien kommen werde. Die Florenzer schrieben ihm noch einmal, daß sie es ihm freistellten, dem Kaiser die Vorschußsumme zu geben, sobald dieser in Italien eingerückt, und Machiavel antwortet: »Ich fürchte, daß dies nie geschehen wird.« Das aber verhindert ihn nicht bald wieder einzulenken, und schließlich wieder zu sagen: »Endlich aber ist es, wie ich Ew. Herrlichkeiten schon oft gesagt

habe, unmöglich, alle Vorbereitungen zu kennen, bevor sie vollendet sind. Deswegen habe ich Ihnen geschrieben, daß man nicht versichern kann, daß der Kaiser die Gränze nicht überschreite, trotz aller Welt. Denn das Reich kann ihm helfen, und es hat nur zu wollen. Wer aber würde von einer andern Seite wagen zu versichern, daß er nach Italien gehen werde, wenn man sieht, daß das Reich ihm nie hat helfen wollen, und daß es nicht scheint, als ob es auch jetzt dazu gestimmt sei.« Deswegen räth er dann den Herrlichkeiten wieder, sich zu entscheiden einen Beschluß zu fassen, und sich mit dem Kaiser zu verständigen, so gut man könne.

Im nächsten Briefe (vom 2 Juni, vier Tage später) verkündigt er, daß der Kaiser Friede geschlossen.

5.

Die Krämer in Florenz mochten sich die Hände reiben, daß der kluge Machiavel ihre Dukaten verhindert habe aus ihrem Säckel in den des Kaisers überzugehen. Sie hatten noch andere derartige Erfolge, ja sie eroberten sogar Pisa wieder, wobei abermals Machiavel diplomatisch thätig war. Aber all das verhinderte nicht, daß kaum ein paar Jahre später der Pabst mit den Spaniern vereinigt vor Florenz zog, es eroberte, der republikanischen Herrlichkeit von neuem ein Ende machte, und die Mediceer wieder die Selbstherrscher aller Florenzer wurden.

Machiavel verlor seine Stellen und seinen Einfluß. Man mochte ihn für zu gut republikanisch gesinnt halten, er war mit der Republik aufgekommen, und sollte mit ihr fallen.

Pabst Julius II sprach später sich gegen die Gewaltherrschaft der Mediceer aus; und die florentinischen Republikaner sahen darin eine Aufmunterung. Eine Verschwörung, die nicht zum Ausbruche kam, wurde die Veranlassung für die Mediceer sich aller derer, die ihnen gefährlich schienen, zu bemächtigen und die Tüchtigsten zu beseitigen. Machiavel wurde ebenfalls bei dieser Veranlassung gefangen genommen und gefoltert. Aber er hatte Nichts zu gestehen, oder war standhaft genug sich nicht durch die Qualen der Marterbank zum Geständniß zwingen zu lassen.

Wenn er die Leiden des Körpers besiegte, so war er nicht so glücklich, Leiden anderer Art eben so tapfer zu widerstehen. Aus dieser Periode seines Lebens ist eine Sammlung von Privatbriefen Machiavel's auf die Nachwelt gekommen, die höchst bezeichnend für *seine Lebensweise*, *seine Ansichten* und *sein ganzes Wesen* sind. Die Mehrzahl derselben sind an Francesco Vettori gerichtet, der mit Machiavel zusammen am Hofe des Kaisers Max war, und der jetzt in Rom als Gesandter von Florenz lebte.

In den ersten Briefen nach seiner Befreiung herrscht eine Art ironisirender Verzweiflung. »Täglich sind wir bei einem oder dem andern schönen Kinde, um die Kräfte zu ersetzen,« schreibt er am 18 März 1513 seinem ehmaligen Gesandtschaftsgenossen[1]). Am 9. April schreibt er ihm weiter: »Ich bitte Euch, *ahmt die Andern nach*, die mehr durch *Zudringlichkeit* und *Schlauheit* als durch *Verstand* und *Klugheit* sich Platz machen. Was die Nachricht von Totto betrifft, so mißfällt sie mir, wenn sie Euch

---

[1]) Niccolo Macchiavelli's sämtliche Werke von Ziegler. Karlsruhe 1841.

mißfällt. Sonst denke ich nicht daran; wenn er sich nicht drehen kann, mag er sich wälzen.« — In einem andern Briefe heißt es: »Graf Orlando ist einmal wieder in einen Jungen verliebt und kann seiner nicht habhaft werden.« — Doch fährt er fort:

Però se alcuna volta io rido o canto,
Facciol, perchè non ho se non quest' una
Via da sfogar il mio angoscioso pianto.[1])

Aber trotz dieses Anklanges der Verzweiflung ist der Ton des Scherzens und des Lachens, des liederlichen Treibens seiner Zeit dennoch die durchgreifende Grundstimmung seines Wesens. Er hat mehrere Lustspiele geschrieben, sie gehören zu den feinsten, den wollustschwülsten, den Sitte und Tugend am offenbarsten verhöhnenden, die es in irgend einer Literatur giebt.

Doch zurück zu seinen Briefen. In einem weiteren schreibt er Vettori: »Wenn das ganze Bordell von Valenza Euch durchs Haus gelaufen wäre, so hätte unmöglich Brancaccio Euch tadeln können; er würde Euch vielmehr darob gepriesen haben, als wenn er Euch vor dem Pabst besser als Demosthenes hätte reden hören.« Im nächsten Briefe lernen wir den Brancaccio näher kennen. Machiavel versetzt sich im Geiste in die Gesellschaft seines Freundes, und schreibt: »Ich meine den Brancaccio zu sehen, wie er, um das Gesicht der Constanza besser zu betrachten, zusammengekauert auf einem niederen Schemel sitzt, und in Worte und Mienen, in Gebärden und Lächeln, in Mundverziehen, in Liebäugeln, in Räuspern ganz zerschmilzt, ganz

[1]) Denn wenn ich manchmal lache und singe, so thue ich's, weil ich nur diesen einen Weg habe, meine bange Klage auszuschütten.

vergeht, und die Worte, den Athem, die Blicke, den Duft, die lieblichen Manieren und coquette Freundlichkeit der Constanze ganz in sich einsaugt.

Ich wandte mich zur rechten, und sah den Casa bei dem Knaben näher seinem Ziele, ein wenig gravitätisch mit geschornem Kopfe.

Ich sehe ihn sich gebärden, bald sich auf die eine Hüfte stützend, bald auf die andere; ich sehe ihn manchmal den Kopf schütteln über die abgebrochenen und verschämten Antworten des Jünglings. Ich höre ihn mit ihm sprechen, bald als Vater, bald als Lehrer, bald als Verliebter. Der arme Junge ist ungewiß, zu welchem Ziele er ihn führen möchte, bald fürchtet er für seine Ehre, bald vertraut er dem Ernste des Mannes, bald flößt ihm seine anmuthige bedächtige Miene Verehrung ein. Ich sehe Euch, Herr Botschafter, beschäftigt mit der Wittwe und ihrem Bruder. Ihr habt ein Auge für den Knaben, — das rechte meine ich, — das linke für das Dämchen, und ein Ohr für die Worte der Wittwe, das andre für den Casa und den Brancaccio. Ich höre Euch antworten, im allgemeinen und auf die letzten Worte, wie das Echo. Endlich müßt Ihr das Gespräch abbrechen, Ihr eilt ans Kamin mit gewissen raschen weiten Schrittlein, ein wenig vorgebückt. Da erheben sich Filippo, Brancaccio, der Knabe, das Dämchen; doch Ihr sprecht: nehmt Platz, bleibt, wie ihr wart, rührt Euch nicht, setzt eure Gespräche fort; und nach vielen Umständen, ein wenig familiär und plump, läßt sich Jeder wieder nieder und es beginnt eine fröhliche Unterhaltung. Aber vor allem glaube ich Filippo zu sehen, als Piero del Bene kam. Wenn ich malen könnte, ich würde ihn Euch gezeichnet schicken, denn gewisse seiner gemeinen Be-

wegungen, gewisse schiefe Blicke, gewisse unwillige Stellungen lassen sich nicht beschreiben.«

Mit dieser Liederlichkeit geht der alte Weiberaberglaube ganz natürlich Hand in Hand, und so schreibt er denn in demselben Briefe dem Herrn Botschafter: „Von hier giebt es nichts zu melden, als Prophezeiungen und Verkündigungen von Noth und Elend; Gott möge es abstellen, wenn sie lügen, und zum Guten wenden, wenn sie wahr sprechen." In einem vorhergehenden Briefe erzählt er eine Bußpredigt, und aus ihr unter anderm: »Seuche und die größte Hungersnoth werde in der Stadt herrschen; nicht zehn Menschen würden in den Dörfern bleiben, wo während zehn Jahre sich ein Teufel in Menschengestalt aufgehalten und Messe gelesen. Wohl zwei Millionen Teufel seien losgelassen, als Werkzeuge der obengenannten Dinge, und führen in viele Sterbende, deren Leichname sie nicht verfaulen ließen, damit falsche Propheten und Mönche Todte erwecken und Glauben erwerben könnten. Diese Dinge haben mich so erschreckt, daß, da ich heute den Morgen bei der Riccia zubringen sollte, ich nicht hinging; ich weiß nicht, ob, wenn ich ihn bei der Riccia hätte zubringen sollen, diese Predigt mich abgehalten haben würde. Aber ich hörte sie nicht selbst, weil ich solche Predigten nicht besuche, doch wurde sie mir von ganz Florenz so erzählt.« Diese Riccia ist eine Kupplerin.

In dem nächsten Briefe schreibt er dem erlauchten Botschafter, — der an dergleichen Spaß zu finden schien, und den Machiavel sich gewogen machen wollte, weil er durch ihn wieder zu Amt und Würde zu gelangen hoffte, — und erzählt ihm ein anderes Abenteuer desselben Brancaccio's, wie dieser eines Tages über die Brücke Carraja gegan-

gen, — doch lassen wir ihn selbst reden: „Brancaccio ging über die Carraja-Brücke, und kam durch die Straße auf der Seite der Mozzi an Santa Trinita, dann weiter in die Vorstadt Santo Apostolo, wo er ein wenig schlängelnd an den Bordellen beider Seiten vorüberging. Keine Vögelein findend, die ihn erwarteten, wandte er sich nach Euerm Goldschläger, und durchkreuzte, unterhalb der Parte Guelfa, den Markt, dann Calimala Francesca; zuletzt zog er sich unter das Dach der Pisani zurück, wo er genau jene Schlupfwinkel durchspürend, ein Turteltäubchen fand. Das stellte er mit der Schaufel, dem Lichte und der Schelle, und führt es mit Kunst in den Hintergrund des Absturzes unter die Höhle, wo der Panzano wohnt, hier es unter haltend — — — — — — rupfte er ihm zwei Schwanzfedern aus, und steckte es, wie die meisten sagen, am Ende in die Waidtasche zur Rechten.

Doch die Zeit zwingt mich, unter der Decke hervorzuschlüpfen, die Gleichnisse genügen nicht, und diese Metapher nützt mir nichts mehr. Kurz Brancaccio wollte wissen, wer der Junge sei. Dieser antwortete ihm zum Beispiel, er sei Michele, Neffe des Consiglio Corsi. „Wohl," sprach Brancaccio, „du bist der Sohn eines Ehrenmannes." Wenn du klug bist, hast du dein Glück gemacht. Wisse, ich bin Filippo di Casa vecchia; mein Magazin ist da und da. Geld habe ich jetzt nicht bei mir, komme du dahin, oder schicke morgen früh ins Magazin, ich werde dich zufrieden stellen." Den andern Morgen schickte Michele, der eher ein Taugenichts als ein Dummkopf ist, einen Zanni zu Filippo, mit einem Billet, worin er die Schuld einforderte und an die Verbindlichkeit erinnerte. Filippo ließ den Zanni mit zornigem Gesicht an: „Wer ist dieser Bursche,

oder was will er? Ich habe nichts mit ihm zu schaffen. Sag' ihm, er soll zu mir kommen.« Zuletzt wird der Betrug entdeckt, und der Betrüger verhöhnt. Machiavel setzt hinzu: »Ich glaube, Ihr habt diesen Bericht schon von anderer Hand erhalten, doch wollte ich ihn Euch ausführlich erstatten, wie es, wie ich glaube, meine Pflicht erheischt.«

Auf Augenblicke tritt der Mißmuth der ihn beherrschte, sehr klar hervor. All sein Streben, alle diese schönen Briefe und anderen Mittel, von denen später, führten nicht zum Ziele, ihm wieder irgend ein einträgliches Amt zu verschaffen, und so klagt er, »daß wenn Gott sich nicht günstiger zeige, er eines Tages gezwungen sein werde, sein Haus zu verlassen und Repetitor oder Schreiber bei einem Obersten zu werden, oder in ein einsames Oertchen sich zu verkriechen und die Kinder lesen zu lehren. Meine Familie werde ich hier lassen, sie mag mich dann für gestorben halten. Ohne mich wird sie viel besser auskommen; ich verursache ihr doch nur Kosten, da ich von meiner Gewohnheit Geld auszugeben nicht mehr lassen kann.« Das war einmal ein männlicher Entschluß. Der Brief ist vom 10 Juni 1514; am 3 August aber schreibt er dem Erlauchten Botschafter wieder, und erzählt ihm: »Während meines Aufenthaltes auf dem Lande habe ich ein Abenteuer gehabt mit einem Wesen so artig, so zart, so edel durch Natur und Kunst, daß ich sie nicht so sehr loben noch so sehr lieben könnte, daß sie nicht mehr verdiente. Ich sollte Euch, wie Ihr mir, den Ursprung dieser Liebe erzählen, mit welchen Netzen sie mich fing, wo sie sie spannte, von welcher Art sie waren; und Ihr würdet sehen, daß es goldene Netze waren, unter Blumen gespannt, von Venus geflochten, so sanft und anmuthig, daß, obgleich ein

rohes Herz sie hätte zerreißen können, ich es nicht wollte, und mir eine Weile darin gefiel, bis die zarten Fäden stark geworden, und durch unauflösliche Knoten sich verbanden.«

Doch genug über diese Art. Machiavel selbst fühlte dunkel das Verletzende, was in ihr lag, und so suchte er sich vor sich selbst zu rechtfertigen: „Wer Eure — (soll heißen unsere) — Briefe sähe, hochzuverehrender Gevatter, und die Verschiedenheit derselben, würde höchlich erstaunen. Erst würde er glauben, wir seien ernste Männer, unsern Sinn ganz auf große Dinge gerichtet, es könne in unserer Brust kein Gedanke aufkeimen, der nicht Anstand und Größe in sich faßte. Dann das Blatt umwendend würde er meinen, wir selben seien leichtsinnig, unbeständig, unsern Sinn auf eitle Dinge gerichtet. Mag Manchem diese Art zu sein verwerflich erscheinen, mir scheint sie löblich: wir ahmen die Natur nach, die mannigfaltig ist; wer sie nachahmt, kann nicht getadelt werden. Zwar pflegte sonst diese Mannigfaltigkeit in verschiedenen Briefen vorzukommen; Ihr sollt sie diesmal in einem sehen, wenn Ihr die andre Seite lesen wollt. Räuspert Euch.« Das ist höchst geistreich — aber wo diese Geistreichigkeit im Boden eines Volkes Wurzel geschlagen hat, da keimt sie, da wuchert sie, und zernichtet bald genug jeden gesunden Samen. Machiavel war einer der wenigst Schlechten seines Volkes und seiner Zeit — und das erklärt es von selbst, warum ganz Europa, aber besonders Italien, diese überreife, abgefallene, halbfaule Frucht so begierig aufheben konnte.

6.

Machiavel schrieb aber seinem Gevatter, dem Erlauchten Herrn Botschafter so oft und so in der Art, wie es

diesem zu munden schien, um ihn zu veranlassen, seinen Einfluß in Rom dazu zu verwenden, dem feinen und geistreichen Diplomaten eine Anstellung zu verschaffen. Gleich in einem der ersten Briefe aus dieser Zeit sagt Machiavel: »Wenn nur seine Heiligkeit der Pabst begönne mich zu verwenden, so zweifle ich nicht, daß es mir nützen und allen meinen Freunden Vortheil und Ehre bringen würde.«

Aber er merkte bald genug, daß alle die schönen Redensarten und Empfehlungen nicht viel fruchteten, und daß der verdächtige Republikaner, den die Mediceer eben erst hatten foltern lassen, nicht mit Redensarten, sondern durch Thaten eine Bürgschaft seiner Ergebenheit gegen die Gewaltherrscher in Florenz und ihren mächtigen Schutzherrn in Rom geben müsse.

In diesem Gedanken keimt sein Fürst. Er selbst soll uns erzählen wie, in welcher Art und zu welchem Ende das Büchlein entstand. In seiner geistreichen, spirituellen — es ist das welsche Wort bezeichnender — Art beschreibt er seinem Gevatter, wie er seinen Tag zubringe. Er hatte einen Wald, den er aushauen ließ und verkaufte. Mit der Beaufsichtigung dieses Geschäfts begann sein Tagewerk. »Aus dem Gehölze«, erzählt er, »gehe ich an eine Quelle, und von da an einen Vogelheerd, ein Buch in der Tasche, entweder den Dante oder Petrarca oder einen der kleinen Dichter, wie Tibull, Ovid und solche. Ich lese ihre Liebespein, Liebeshändel, erinnere mich der meinigen, und ergötze mich eine Weile mit diesen Gedanken. Dann begebe ich mich ins Wirthshaus an der Straße, spreche mit den Durchreisenden, frage um Neuigkeiten aus ihrer Heimath, höre verschiedene Dinge, und merke mir den verschiedenen Geschmack und den man-

nigfaltigen Phantasien der Menschen. Unterdessen kömmt die Essenszeit heran, wo ich mit meiner Familie Speisen verzehre, wie sie mein armes Landgut und geringes Vermögen zuläßt. Nach Tische kehre ich ins Wirthshaus zurück; dort ist gewöhnlich der Wirth, ein Fleischer, ein Müller, zwei Ziegelbrenner. Mit ihnen vertiefe ich mich den Rest des Tages über ins Criccaspiel oder Trictrac: es entstehen tausend Streitigkeiten; der Aerger giebt tausend Schimpfreden ein. Mehrentheils wird um einen Quattrino gestritten, nichts desto weniger hört man uns bis San Casciano schreien. In diese Gemeinheit eingehüllt, hebe ich den Kopf aus dem Schimmel hervor und verhöhne mein tückisches Geschick, zufrieden, daß es mich auf diese Weise tritt, weil ich sehen will, ob es sich dessen nicht schämt.«

»Wenn der Abend kömmt, kehre ich nach Hause zurück, und gehe in mein Schreibzimmer. An der Schwelle werfe ich die Bauerntracht ab, voll Schmutz und Koth, ich lege prächtige Hofgewänder an, und angemessen gekleidet begebe ich mich an die alten Höfe der großen Alten. Freundlich von ihnen aufgenommen, nähre ich mich da mit der Speise, die allein die meinige ist, für die ich geboren ward. Da hält mich die Scham nicht zurück, mit ihnen zu sprechen, sie um den Grund ihrer Handlungen zu fragen, und herablassend antworten sie mir. Vier Stunden lang fühle ich keinen Kummer, vergesse alle Leiden, fürchte nicht die Armuth, es schreckt mich nicht der Tod; ganz versetze ich mich in sie. Weil Dante sagt, es gebe keine Wissenschaft, ohne das Gehörte zu behalten, — habe ich aufgeschrieben was ich durch ihre Unterhaltung gelernt, und ein Werkchen de principatibus geschrieben, worin ich die

Fragen über diesen Gegenstand ergründe, so tief ich kann, betrachtend, was ein Fürstenthum ist, wie viele Gattungen es giebt, wie man sie erwirbt, wie man sie erhält, warum man sie verliert. Wenn Euch je eine meiner Grillen gefiel, dürfte Euch diese nicht mißfallen. Einem Fürsten, besonders einem neuen Fürsten dürfte sie willkommen sein; ich widme sie daher der Durchlaucht Julians.« Er setzt hinzu: »Ich habe mit Filippo darüber gesprochen, ob es gut sei, mein Werkchen zu überreichen oder nicht, und ob es im ersten Falle gut sei, es selbst zu bringen oder es Euch zu senden. Wenn ich es nicht überreiche, besorge ich, es werde von Julian doch gelesen werden, und dieser Ardinghello werde sich die Ehre meiner letzten Anstrengung zuschreiben. Fürs Ueberreichen spricht die dringende Nothwendigkeit — ich zehre mich auf, und lange kann ich's nicht so treiben ohne vor Armuth verächtlich zu werden, — dann mein Wunsch, daß mich die Herren Medici zu verwenden begönnen, sollten sie mich auch anfangs einen Fels wälzen lassen. Wenn ich sie mir dann nicht gewönne, würde es meine Schuld sein. Ich meine deshalb, wenn meine Schrift gelesen würde, so würde man sehen, daß ich die 15 Jahre, die ich mit dem Studium der Staatskunst zugebracht, weder verschlafen noch vertändelt habe; und Jedermann sollte sich gern eines Solchen bedienen, der auf fremde Kosten reich an Erfahrung ist. An meiner Treue sollte man nicht zweifeln; da ich immer die Treue bewahrt, dürfte ich nicht lernen sie jetzt zu brechen. Wer 43 Jahre lang, so alt bin ich, treu und redlich gewesen, dürfte wohl seinen Charakter nicht mehr ändern können; und Zeuge meiner Treue und Redlichkeit ist meine Armuth.« So und nicht

anders entstand der Fürst. Die Noth zwang Machiavel; er wollte sich Amt und Würde bei den Mediceern erwerben und hoffte, daß sein Werkchen einem Fürsten, wie sie dies Haus schuf, willkommen sein werde.

Rousseau hat eine andere Ansicht über Machiavel und seinen Fürsten in Aufnahme gebracht. In seinem Contrat social sagt er: »Der Fürst Machiavels ist das Buch der Republikaner.« Das ist gewiß so wahr als etwas! wenn so ein Fürst sein muß, wenn so der Fürst irgend wäre, so würde die wildeste Rebublik pures Gold gegen diesen Auswurf sein. Aber Rousseau bildete sich dann ein, daß Machiavel den Eindruck, den sein Werk auf ihn machte, beabsichtigt habe. Er sagt: »Indem Machiavel so that, als ob er die Fürsten belehren wolle, hat er den Völkern eine große Lehre gegeben. Machiavel war ein Ehrenmann und ein guter Bürger; aber dem Hause Medici ergeben, war er durch die Unterdrückung seines Vaterlandes gezwungen, seine Liebe zur Freiheit zu verkleiden.« Rousseau kannte Machiavel nur aus seinem Fürsten, seinem Commentar zum Livius und seiner Geschichte von Florenz. Das hätte freilich halbwegs genügen sollen; aber Jean Jacques dachte und urtheilte nur im Geiste seiner Zeit, und dieser empörte sich gegen den Grundgedanken des Fürsten so sehr, daß ein König den Machiavel widerlegen zu müssen und der Citoyen de Genève ihm die Nothtaufe des Republikanismus geben zu dürfen glaubte.

In einem der Briefe Machiavels kommt eine Stelle vor, die fast auf die Unterstellung Rousseaus hindeuten könnte. Er schreibt im Jahre 1521 an einen Freund: »Ich glaube, der nächste Weg zum Paradies würde sein,

den Weg zur Hölle kennen zu lernen, um ihn zu meiden.« Es ist das die Auffassung des heuchelnden Lasters. So gehen die jungen Wüstlinge ins Hurenhaus — um Menschenkenntniß zu sammeln; so erzählen die scheinheiligen Romanschreiber der nervenschwachen Entartung die Bekehrung ihrer Sünder und Sünderinnen mit Wollustscenen, die zur Ausschweifung reizen. Wer Machiavel selbst und seine Zeit kennt, wer die Lebensweise, die Grundsätze, die Anschauung und die Weltauffassung dieser sich auf Schritt und Tritt in jenem geltend machen sieht, der sucht nicht erst eine unterstellte Absicht, wo die offenbare so klar hervortritt.

Machiavel selbst ist ein »Machiavellist« im Geiste seines Fürsten so oft er sich gehen läßt, und er ist es überall und in allen seinen Werken, wenn er auch oft hier auf Augenblicke in den Schilderungen der römischen besseren Zustände von seinem Stoffe bemeistert wird. So oft er ihn besiegt und beherrscht, tritt stets der bankbrüchige Republikanismus im Dienste der Tyrannei hervor.

In den Briefen an seine Freunde spricht sich die Auffassungsweise des »Fürsten«, so oft sich nur eine Gelegenheit darbietet, aus. Er schreibt seinem Gevatter: »Wer seine eigene Bequemlichkeit für Andere aufgiebt, verliert die seinige, ohne daß man ihm für sein Wirken Dank weiß.« Den Grundsatz des Jesuitismus finden wir vielleicht zum ersten Male klar und unumwunden ausgedrückt in einem Briefe an seinen Freund Piero Soderini: »Ich glaube, daß man bei den Dingen das Ende zu beurtheilen habe, wie sie gemacht sind, nicht die Mitte, wie sie gemacht werden.«

Er setzt in diesem Briefe sehr klar hinzu: »Einem neuen Herrscher Ansehen zu geben, nützt die Grausamkeit, Ver-

rath, Gottlosigkeit in demjenigen Lande, wo Menschlichkeit, Treue und Gottesfurcht lange Zeit verschwunden war, nicht anders als die Menschlichkeit, Treue und Gottesfurcht da hilft, wo die Grausamkeit, Verrath und Gottlosigkeit nur eine Weile geherrscht hat. Denn wie das Bittere den Geschmack beleidigt, und das Süße ihm zum Eckel wird, so werden die Menschen des Guten überdrüßig, und beklagen sich über das Uebel. Diese Ursachen waren es unter andern, die Italien dem Hannibal, Spanien dem Scipio öffneten. So trafen Beide die Zeit und die Dinge gemäß der Art ihres Verfahrens, und es würde in jenem Zeitpunkte weder ein dem Scipio ähnlicher Mann in Italien so viel ausgerichtet haben, noch ein dem Hannibal ähnlicher in Spanien, als Beide, jeder in seinem Lande, ausrichteten. Valete.« Er war sich der Schlechtigkeit seines Volkes halbwegs bewußt, und deswegen brachte er sie getrost in ein System, weil er glaubte, daß es unmöglich sei, durch Menschlichkeit, Treue und Gottesfurcht auf die Italiener seiner Zeit zu wirken.

7.

Die Hauptsache aber war für ihn — wieder angestellt zu werden, wieder zu Amt und Würden, zu einer einträglichen Stelle zu gelangen. Und leider erreichte er dies Ziel, trotz der schönen Mittel, die er anwendete, nur halb. Er erhielt kein Amt, aber man suchte ihn zu benutzen. Es scheint mir, daß man ihn schätzte was er werth war.

Er wurde eine Zeitlang als geheimer Rath zu ge-

heimen Berichten verwendet[1]). Sein Gevatter **Vettori** wurde der Vermittler zwischen ihm und dem Pabste: doch ehe dieses halbofficielle Verhältniß eintrat, hatte Machiavel schon eine Zeitlang freiwillige Geheimrathsdienste gethan, und durch den erlauchten Gesandten eine Menge diplomatischer Kannegießereien bis an den Pabst zu bringen gesucht. In diesen begegnen wir dann wieder ganz demselben Manne, den wir in seinen Sendungen kennen gelernt haben; oft die feinste Einzelnbeobachtung, nie einen tiefern Blick in die allgemeinen Verhältnisse, oft die schärfste Würdigung der nächsten Thatsache, nie die letzte Ursache derselben. Er zeigt sich in diesen Berichten überall als der Freund Frankreichs, der Gegner der Spanier, der bittere Feind der Schweizer. Das ist ein merkwürdiger Widerspruch für einen italienischen Vaterlandsfreund. Die nahen Franzosen boten sicher die größte Gefahr für die italienische Selbständigkeit; die fernen Spanier eine viel geringere; die Schweizer, die nichts wollten als für Geld Söldlingsdienste thun, hätten allein dazu benutzt werden können, Italien in seinem eignen Interesse zu vertheidigen.

Aber Machiavel dachte anders, und deswegen räth er 1513, nachdem die Franzosen mit Hülfe der Schweizer aus Italien vertrieben und Sforza wieder in sein Herzogthum in Mailand eingesetzt war, zum Frieden mit Frankreich. Er sagt: »Wirklich wäre ich der Meinung, daß ein solcher Vertrag für alle Vier sehr vortheilhaft sein würde: den Venetianern dürfte es genügen, sich Verona's, Vicenza's, Padua's, Treviso's zu erfreuen; dem König von Frank-

---

[1]) In der Art wie Kotzebue und ähnliche literarische Flibustier von Rußland.

reich der Lombardei; dem Pabste des Seinigen; und Spanien Neapels. Dies durchzuführen, würde man nur einer Puppe von Herzog, den Schweizern und dem Kaiser eine Unbill zufügen. Diese würde man dem König von Frankreich auf dem Nacken lassen, der, um sich vor ihnen zu hüten, immer schlagfertig sein müßte, was bewirken würde, daß alle Uebrigen vor ihm sicher wären; und diese würden sich unter einander bewachen. Ich sehe somit in diesem Frieden große Sicherheit und Leichtigkeit.« Das verhindert ihn nicht, anzuerkennen, daß er »die Schweizer höher anschlage als alle die anderen Könige«, was dann wieder im Widerspruche mit dem Vorschlage steht, ihnen eine »Unbill anzuthun« und sie so Italien und seinen Bundesgenossen zu Feinden zu machen.

Er spricht die befreundete Ansicht für Frankreich fast in jedem Briefe aus. Bald nachher schreibt er wieder: »Ihr wollt nicht, daß der arme König von Frankreich die Lombardei wiedererhalte; — ich wünsche es!« — — »Sobald man in Mailand den ohnmächtigen Herzog läßt, wird die Lombardei nicht dem Herzoge sondern den Schweizern gehören.« — — »Bei der ersten Veranlassung werden sie sich völlig zum Herren machen, die herzogliche Linie und den ganzen Adel dieses Staates vernichtend; bei der zweiten werden sie Italien für sich überziehen, ebenso verfahrend. Ich schließe daher, daß es ihnen nicht genügen werde, einen Schlag zu thun und heimzukehren; sondern daß man sich gewaltig vor ihnen fürchten müsse.« Diese Angst ist die Hauptsache. Er fürchtet sich gewaltig vor ihnen, noch mehr als vor den Franzosen und Spaniern. Und hatte Recht, denn sie schlugen härter und ungeschlachter drein. Deswegen möchte er

zwischen sie und Florenz die Franzosen schieben. Und so schreibt er dem erlauchten Botschafter: »Gevatter, dieser deutsche Strom ist so groß, daß es eines großen Dammes bedarf, ihn zurückzuhalten. Wäre Frankreich nie in Italien gewesen, und wäre Euch die französische Insolenz, Unersättlichkeit und Erpressung nicht in frischem Andenken — die Dinge, welche Eure Ueberlegungen stören, — Ihr würdet schon nach Frankreich geeilt sein, zu bitten, der König möge in die Lombardei kommen, um dieser Ebene zu helfen. Man muß es jetzt thun, ehe sie Wurzel fassen in diesem Staate und anfangen, die Süßigkeit des Herrschens zu schmecken. Wenn sie sich dort festsetzen, ist ganz Italien geliefert: alle Unzufriedenen werden sie unterstützen, ihnen die Leiter zu ihrer Größe und der Uebrigen Ruin bilden. Ich fürchte sie allein, nicht sie und den Kaiser, wie Euch Casa geschrieben.« Er schließt endlich damit daß er sagt: »Zwar glaube ich nicht, daß sie ein Reich errichteten wie das Römische; allein ich glaube, daß sie Schiedsrichter Italiens werden können, wegen ihrer Nähe und seiner Verwirrung und schlimmen Zustandes. Weil ich davor erschrecke, möchte ich vorbeugen. Wenn Frankreich nicht genügt, sehe ich kein anderes Mittel, und will heute anfangen, mit Euch unsern Untergang, unsere Knechtschaft zu beweinen, die, wenn nicht heute oder morgen, doch in unsern Tagen kommen wird. Italien wird dies dem Pabste Julius und denen verdanken, die nicht vorbeugen, wenn man jetzt vorbeugen kann.«

Mit wahrer Meisterhand sind dann aber wieder Einzelnheiten in diese wirren Angstbilder hineingeflochten. Er

sagt in demselben Briefe: »Wir haben einen weisen Pabst, ernst und vorsichtig; einen unbeständigen, veränderlichen Kaiser; einen zornigen und furchtsamen König von Frankreich; einen ränkischen und habsüchtigen König von Spanien; einen reichen, kühnen und ruhmbegierigen König von England; die Schweizer bestialisch, siegreich und übermüthig; wir andern Italiener arm, ehrgeizig und feig.« Und ebenso wahr und richtig ist sein Urtheil über Venedig, wenn er behauptet: »Ihr Untergang war zu ehrenvoll, denn was ein König von Frankreich gethan, würde ein Herzog von Valentinois, oder sonst ein geschätzter General, der sich in Italien erhoben und 15000 Mann kommandirt hätte, haben thun können.« In Rom sah man tiefer, und wollte daher nichts von den Franzosen in Mailand wissen, und so schreibt denn Machiavel im nächsten Jahre (1514 16 April) an seinen Gevatter: »Um den Zustand Italiens zu seiner größten Sicherheit zu ändern, muß man die Schweizer aus Mailand schaffen, ohne die Franzosen hineinzusetzen.« Aber er findet denn doch wieder so viele Schwierigkeiten, daß am Ende dieselben Scrupel wieder die Ueberhand gewinnen.

Jetzt endlich (3 December 1514) tritt das halb offizielle Verhältniß ein. Vettori schreibt ihm: »Ich frage Euch, was soll der Pabst thun, Eurer Meinung nach? Wenn er sich mit Frankreich vereinigt, was kann er von ihm hoffen wenn er siegt; und was kann er von den Gegnern fürchten wenn sie siegen? Wenn er neutral bleibt, was kann er von Frankreich fürchten wenn es siegt, oder von den andern wenn sie siegen? Ob Ihr ferner glaubt, daß, so er sich dem Kaiser und dem Katholischen anschlösse,

es für diese vortheilhaft wäre, ihn zu hintergehen und sich mit Frankreich zu vergleichen? Zuletzt, ob Ihr dafür haltet, daß wenn die Venetianer Frankreich im Stiche ließen und sich mit den andern vereinigten, es für den Pabst vortheilhaft sein würde, sich mit ihnen zu vereinigen, um Frankreich außerhalb Italien zu halten?«

Auf diese Fragen folgt als Antwort von Macchiavel ein umfangreicher Bericht aus dem Monat December 1514. Die erste Behauptung, die er aufstellt, ist sehr bestimmt und heißt: »In Erwägung demnach der Waffen, der Ordnung und des Geldes beider Parteien, glaube ich, daß sich sagen lasse: der Sieg wird auf der Seite Italiens stehen, wenn es sogleich zur Schlacht kömmt; der Sieg wird hinübergehen, wenn sich der Krieg in die Länge zieht. Man sagt, und es scheint wahrscheinlich, daß die Schweizer, diese Schwierigkeit erkennend, um bald zur Schlacht zu kommen, dem französischen Heere in die Gebirge von Savoyen entgegenrücken wollen, damit es, entweder, um zu passiren, gezwungen sei zu kämpfen, oder wenn es nicht kämpfe, wegen der Enge des Terrains und des Mangels an Lebensmitteln umkehren müsse.« Und so geschah's, und es kam zur Schlacht bei Marignano, und die Schweizer wurden von dem jungen Könige Franz I und seinen für ihn begeisterten Schaaren, wie nie zuvor, aufs Haupt geschlagen. Wenn Macchiavel die Lehren Cäsars, nicht des Stümpers Cäsar Borgias, sondern des großen Cajus Julius bedacht hätte, so würde er im Gegentheile gewußt haben, daß der erste Anstoß der Franzosen stets der gefährlichste ist, und daß wenn man ihrem ersten Choc ausgewichen ist und sie eine Zeitlang hingehalten hat, sich das Blatt sehr bald wendete.

Unser Mann ist aber zu fein, um sich irgendwo so festzufahren, daß er sich nicht stets den Rückzug sicherte. Wenn er auch den Sieg bei raschem Angriffe auf das französische Heer und den jungen ritterlichen König für ziemlich sicher hält, so setzt er doch hinzu: «Alles betrachtet, sehe ich also diesseits nur eine Hoffnung, bald zur Schlacht zu kommen, die man auch verlieren könnte. Auf der Seite der Franzosen sehe ich, daß sie auch die Schlacht gewinnen können, und daß sie den Krieg, wenn sie ihn in die Länge ziehen, nicht verlieren können.« Und sie gewannen die Schlacht, der Krieg zog sich in die Länge, endete aber mit der Schlacht vor Pavia, mit dem Frieden von Madrid; dann kam die Eroberung Roms durch Bourbon und Frundsberg, und endlich erst der Friede von Cambray, der abermals die Franzosen aus Italien vertrieb.

Aber wenn er so im Großen und im Allgemeinen vollkommen verkehrt urtheilt und das Gegentheil von dem was geschieht vorhersieht und vorhersagt, so ist er dann in den Einzelnheiten wieder so fein und so klug, wie ein Pharisäer und Schriftgelehrter, ein wirklicher geheimer Legationsrath es nur sein kann. Er räth dem Pabste sich auf die Seite Frankreichs zu schlagen, aber »so vorsichtig, daß man ohne Gefahr den König erwarten könne.« Die Angst vor den Schweizern wirkte fort, die helvetischen Bauern-Republikaner waren dem Florenzer Krämer-Republikaner ein Grausen. Er gab zu, daß sie ihr gegebenes Wort halten und die Staaten geben würden, die sie etwa versprechen möchten; aber »auf der andern Seite würde der Pabst den Hochmuth der Sieger zu ertragen haben; er würde, da ich nur die Schweizer als Sieger erkenne, deren Unbilden zu ertragen haben, die

sogleich in zweierlei Gattung erfolgen würden, die eine ihm Geld zu nehmen, die andere Freunde. Das Geld, welches die Schweizer jetzt, während sie den Krieg führen, sagen, sie wollten es nicht, werden sie, glaubt mir, gewiß nach dessen Beendigung wollen. Sie werden mit solcher Brandschatzung anfangen, die drückend sein wird, die aber, weil sie ehrbar scheint, und aus Furcht, sie nicht aufzureizen in der ersten Hitze des Sieges, ihnen nicht wird verweigert werden. Ich glaube, ja bin gewiß, daß der Herzog von Ferrara, die Lucceser und andere eilen werden, sich zu ihren Schutzbefohlenen zu machen. Wie sie aber einen dieser Staaten genommen haben, actum erit de libertate Italiae.

Es ist fast tragisch, daß ein Florenzer, der eben gefoltert worden und demüthig im Staube vor einem Borgia liegt, von Freiheit spricht. Mir scheint es, als ob, wenn überhaupt je mit Hülfe des Auslandes, Italien nur durch die Schweizer zu einer Art Selbständigkeit hätte kommen können. Mit ihrem Beistande hätte man alle Ausländer vertrieben; sie würden dafür Geld gefordert haben, aber Italien würde es nur so lange bezahlt haben, als es nicht durch eine innere Reform ein Volksheer, wie Machiavel es den Schweizern und Deutschen nachmachend vorschlug, geschaffen hätte und so zu den Mitteln gekommen wäre, auch das Geld zu verweigern, sobald dessen mehr als billig und vertragsmäßig gefordert wurde. Von den drei möglichen Bundesgenossen Italiens — Frankreich, Spanien und den Schweizern — waren nur diese kein erobernde Volk, waren nur diese durch ihre innere Organisation und ihr Wesen vollkommen außer Stand, sich bleibend im Auslande festzusetzen.

Aber Machiavel zog die Franzosen vor; sie waren feiner, weniger »Barbaren«, und auch nicht so tapfer als die Schweizer. Ueberdies berechnete er klug, wie Frankreich Rücksichten nehmen, und stets die Schweizer, »die nicht todt bleiben würden«, und die Spanier, »die, wenn auch aus Neapel vertrieben, doch ebenfalls am Leben bleiben würden,« fürchten müsse. Er weiß für seine Ansicht gar einen schönen Grundsatz zu Hülfe zu rufen, den man kaum bei ihm suchen sollte: »Es ist besser, ehrenvoll Alles, als schimpflich einen Theil zu verlieren.« Der Grundsatz ist schön, aber die Anwendung heißt doch nur: »es ist besser sich den feinen französischen Seigneurs vollkommen zu unterwerfen, als den groben Schweizerbauern eine Zeitlang Sold zu zahlen.« Die Wahl ist schwer, aber ich glaube, die Schweizer hätten eine Möglichkeit des Wiedererstehens übrig gelassen.

Dem Pabst mundeten die Vorschläge Machiavels wenig. Man dachte in Rom an eine Art Neutralität, die dann Machiavel in einem folgenden Briefe mit siegreichen Gründen bekämpft. Im deutschen Sprüchworte heißt es: Zwischen Hammer und Ambos ist nicht gut sein! Und deswegen ist es überflüssig, hier die viel schöner klingenden Gründe, die Machiavel anzuführen weiß, zu wiederholen.

Aus der Epoche der Gefangenschaft des Königs Franz ist ebenfalls ein umfassender diplomatischer Brief Machiavels vorhanden. In diesem (vom 15 Mai 1525 an den Präsidenten Francesco Guicciardini gerichtet) überlegt er, was nun geschehen müsse und werde. Er sagt: »Wenn Ihr mich fragt, an welches von jenen drei Dingen ich glaube, so kann ich nicht von der fixen Idee mich losmachen, die ich immer gehabt habe, der König werde

nicht frei werden. Jedermann sieht ein, daß, wenn der König thäte was er thun könnte, dem Kaiser alle Wege abgeschnitten würden, zu der Stufe zu gelangen, die er beabsichtigt. Ich sehe weder Ursache noch Grund, die genügten, ihn zur Freilassung zu bewegen. Meiner Meinung nach könnte er ihn freilassen, entweder weil sein Rath bestochen worden, worin die Franzosen Meister sind, oder weil er die Annäherung zwischen den Italienern und dem Königreich als gewiß sähe und weder Zeit noch Mittel zu haben glaubte, die Verbindung zu hintertreiben ohne die Entlassung des Königs, dem er die Beobachtung der Verträge nach der Freilassung zutraute[1]). Der König muß in diesem Theile freigebiger Versprecher gewesen sein, er muß auf jede Weise die Ursachen seines Hasses gegen die Italiener gezeigt haben, so wie andere Gründe, die er anführen konnte, den Kaiser über die Beobachtung sicher zu machen. Allein alle Gründe, die sich anführen ließen, helfen dem Kaiser nicht vom Tölpel, wenn der König Verstand haben will; aber ich glaube nicht, daß er Verstand haben wolle. Die erste Ursache ist, daß ich bis jetzt gesehen habe, daß alle die schlechten Maßregeln, die der Kaiser ergreift, ihm nicht schaden, und alle die guten, die der König ergriffen hat, ihm nicht nützen. Es wird, wie gesagt, eine schlechte Maßregel vom Kaiser sein, den König freizulassen, es wird eine gute vom König sein, alles zu versprechen um frei zu werden; allein weil der

---

[1]) Es ist wunderbar. Er sieht nur die ganz kleinen möglichen Gründe, nicht den großen, daß Karl V merkte, wie die Furcht vor seiner möglichen Weltherrschaft ihm ganz Europa, Deutschland, die Schweiz, England, Frankreich, Italien und die Türkei zu Feinden machen mußte.

König Wort halten wird, so wird die Maßregel des Königs schlecht werden und die des Kaisers gut[1]). Die Ursachen, warum er Wort halten wird, habe ich Filippo geschrieben: sie sind, daß er seine Söhne in der Gefangenschaft lassen muß; daß er, den Vertrag nicht beobachtend, das Königreich erschöpfen muß, das schon erschöpft ist; daß er die Barone anstrengen muß und sie nach Italien senden; daß er nothwendig sogleich wieder in die Bewegungen zurückzukehren hat, die ihn der früheren Beispiele wegen erschrecken müssen; und weil er diese Dinge zu thun hat, um der Kirche und den Venetianern zu helfen, die zu seinem Ruin geholfen haben.«

Endlich sagt er dann noch einmal klar und einfach: »Demnach schließe ich mich der Meinung an, daß der König entweder nicht frei werde, oder wenn er frei werde, daß er den Vertrag halten werde.«

Und sechs Monate später war der König frei, und kaum war er frei, so zeigte sich auch gleich, daß er den Vertrag nicht zu halten beabsichtigte, und nicht hielt.

Ich bin diesen Darstellungen Schritt für Schritt gefolgt, weil daraus hervorgeht, wie sich Macchiavel Schritt für Schritt selbst über das nächste Ziel, das Italien zu erstreben hat, täuscht. Jeder hat das Recht sich zu täuschen, — nur Macchiavel und alle Macchiavellisten nicht. Wer sagt: der Zweck heiligt das Mittel, der müßte wenigstens die Bürgschaft leisten, daß er sich nie über den Zweck täusche, daß er nie neben das Ziel hinaus schieße. Denn jede dieser Täuschungen — ist Nichts und gar Nichts als eine Lüge, ein Betrug, ein Dolch-

---

[1]) So würde ja der Kaiser Recht haben, ihn freizugeben.

stoß, eine Giftmischerei in den Mitteln, die sie zum verkehrten Zwecke verwendet. Nur Einer täuscht sich nicht über das Ziel, nur Einer kennt die Zukunft. Wir Menschen aber sind für die gegenwärtige That verantwortlich. Das ehrbare Mittel kann selbst den Irrthum in Bezug auf den Zweck entschuldigen. Aber im Gegentheile, wer mit Verbrechen zum bessern Ziele strebt, der ist nur sicher, daß er ein Verbrechen begeht, daß er List und Betrug, Mord und Zerstörung vor sich hertreibt — nie daß er mit ihnen auch nur einem möglichen Ziele zustrebt. Machiavel, der Meister in der Kunst, und Cäsar Borgia, sein Muster, Catharina von Medici seine gelehrteste Schülerin, sind dafür die sprechendsten Belege. Die feinen Schlüsse Machiavels sind überall durch die Ereignisse des folgenden Tages zerstört; die feigen Mordthaten eines Cäsar Borgia führen durch ein Unwohlsein ihres Helden zum Untergange; die Giftmischereien und Intriguen einer Catharina von Medici zum Untergang der Valois.

Nur der waltende Geist darf mit seinen zerstörenden Blitzen die Luft reinigen. Beuge dein Haupt, du eitler Mensch, denn dein Ziel kennt nur Gott. Um deswegen bedenke die Mittel, denn nur sie sind in deine Hand gegeben.

8.

Machiavel aber verfehlte mit seinen schönen Mitteln, die die Lüsternheit der Einen kitzelte, die Eitelkeit der Andern stachelte, der Herrschsucht der Machtgeber schmeichelte, vor allem das Ziel, das er allein im Auge hatte,

sich wieder eine einträgliche Stelle zu erschleichen. Er kam zu Nichts mehr, und ich denke man hatte Recht, einem so feinen Praktiker seiner Theorie nichts des Vertrauens Werthes anzuvertrauen.

Das ging ihm am meisten zu Herzen. Er fühlte sich so verlassen »am Hofe der Alten, für die er Abends seine besten Staatskleider anlegte,« daß er ein paarmal sich selbst zu irgend einem hohen Amte ernannte, um den Genuß zu haben, zu sehen, was seine Nachbarn für Augen machen würden. Er ließ sich Couriere von seinen Freunden schicken, daß seine Umgebung die beschmutzten und beschäumten Pferde voller Neugierde bewundern könnte. Das waren nur weintolle Scherze, aber — in vino veritas.

Ein andermal trieb er die Sache weiter. Er erzählt seinem Freunde Francesco Guicciardini umfassend: »S... (bei dem Macchiavel eingekehrt, und bei dem er unter dem Scheine und der Maske einer hohen diplomatischen Sendung sehr flott lebte), mit dem muß man sachte zu Werke gehen, der ist abgefeimt, wie dreißig tausend Teufel. Ich glaube, er hat gemerkt, daß Ihr Possen treiben wollt. Als der Bote kam, sagte er: »Schau, das muß was Großes sein, die Depeschen häufen sich.« Dann als er Euren Brief gelesen, rief er aus: »Ich glaube der Statthalter hat mich und Euch zum Besten.« Ich machte den Albanesischen Herrn, und sagte, ich hätte ein gewisses Geschäfte in Florenz unvollendet gelassen, das Euch und mich angehe; daher hätte ich Euch gebeten, mich zu benachrichtigen, wenn Ihr von dort unten etwas erführet; dieß sei die Hauptursache des Briefwechsels. Der Steiß geht mir mit Grundeis; ich fürchte jeden Augenblick, er wird mir die Thüre weisen, und mich ins Wirthshaus zurück-

schicken. Ich bitte Euch daher, macht morgen Ferien, damit dieser Scherz nicht zum Fehler werde. Doch das Gute das ich genossen habe, soll mir nicht aus dem Körper gezogen werden, kräftige Mahlzeiten, preiswürdige Betten, und dergleichen Dinge, woran ich mich schon seit drei Tagen erholte.«

Eigentlich war er damals doch auf einer diplomatischen Sendung begriffen. Er hatte in einem nahen Kloster einen Auftrag für seinen Freund und Gevatter Vettori. Doch mag er auch diese Gesandtschaft selbst erzählen. Er schreibt:

»Was den Prediger betrifft, glaube ich keine Ehre davon zu tragen, denn dieser will nicht daran. Der Pater Minister sagt, er habe anderwärts zugesagt, so daß ich mit Schimpf zurückzukehren besorge. Es ist mir sehr unangenehm, denn ich weiß nicht wie ich Francesco Vettori und Francesco Strozzi unter die Augen treten soll, die mir besonders geschrieben haben mit der Bitte, ich möge alles aufbieten, daß sie während dieser Fastenzeit sich an einer geistlichen Speise letzen könnten, die ihnen wohl bekäme. Sie werden sicher sagen, ich bediene sie in allen Dingen auf einerlei Weise, denn als ich mich letzten Winter mit ihnen an einem Samstag Abend in der Villa des Giov. Francesco Ridolfi befand, beauftragten sie mich, einen Priester für die Messe am folgenden Morgen zu suchen, und stellt Euch vor, die Sache ging so, daß der gebenedeite Priester ankam, nachdem sie zu Mittag gegessen hatten. Die ganze Gesellschaft gerieth in Aufruhr, und mir wurde die Schuld gegeben. Wenn ich nun diese zweite Commission wieder so ungeschickt ausführe, könnt Ihr denken, welche höllische Gesichter sie mir schneiden werden, doch rechne ich darauf, daß Ihr ihnen zwei Zeilen schreibet

und mich wegen dieses Unglücks aus allen Kräften entschuldigt.«

Kurze Zeit nachher erhielt er auch einen diplomatischen Auftrag der Wollzunft von Florenz, um für sie eine gewisse Summe in Venedig einzutreiben. Einer seiner Freunde schreibt ihm in dieser Angelegenheit nach Venedig, und nachdem er in der Einleitung unter Andern darüber gewitzelt, daß er nicht recht wisse, ob Machiavel in seinem letzten Briefe von den Söhnen, die er »sive de ancilla et de libera, oder von einer Concubine« habe, gesprochen, sagt er ihm: »Jetzt, wo Ihr in Venedig seid, hört man weder von Spiel noch Zechen noch sonstigen Sächlein — so erkennt man, wo alles Uebel herrührt.« Endlich zu der Staatsangelegenheit kommend, sagt dann der Schreiber: »Macht unterdessen, daß Ihr fertig werdet, denn hier ist großer Lärm unter den Kaufleuten, Ihr unterhieltet Euch auf ihre Kosten in Venedig mit Schriftstellern; sie brauchten andere Dinge als Comödien.« —

9.

Die Mediceer wußten besser wozu Leute wie Machiavel zu gebrauchen waren. Sein »Fürst« hatte ihnen seinen Beruf gezeigt. Sie dangen ihn, die Geschichte von Florenz zu schreiben. Und so that er, und schreibt die Geschichte. Er war zweifelhaft, »ob er durch Vergrößern oder Verkleinern verletzen könne.« — Aber er dachte: »Ich werde mir zu rathen suchen, und mich bestreben, es so zu machen, daß, indem ich die Wahrheit sage, Niemand sich beklagen könne.« [1]) Und so half er sich so gut es ging,

[1]) Brief vom 30ten August an Guicciardini.

die Wahrheit in die Zwangjacke der Interessen der Mediceer einzukleiden.

Dennoch ist diese Geschichte in ihrer Art ein Meisterwerk. Sie erzählt mit dem größten Farbenglanze einer schönen Sprache die kleinen Parteizwiste der Florenzer Familien; sie erzählt sie so, daß wir von dem dramatischen Interesse mit fortgerissen werden. Das ist ein großes Verdienst, aber ist auch das einzige, das Machiavel seiner Geschichte zu geben wußte.

Wie überall schwimmt er auch hier auf der Oberfläche der Verhältnisse, und nicht ein einziges mal taucht er in die Tiefe der Zustände, die er schildert, hinab. Ja er ahnete nicht einmal, daß sie eine Tiefe hatten. In seiner ganzen Geschichte kommt kaum ein Wort über die Institutionen und die bürgerlichen Verhältnisse (Abgaben, Staatsschulden, Militairorganisation, Civilverwaltung) vor; er spricht weder von dem Handel noch von dem Reichthume der Bürger und deren politischer Bedeutung; Kunst, Wissenschaft, Literatur, Lebensart bleiben seinen Forschungen fremd; die Universität zu Florenz, später in Pisa, verdient keiner Erwähnung.

Es gehörte ein besonderer Anstoß dazu, um ihn gelegentlich zu veranlassen, über die Institutionen von Florenz zu sprechen. Pabst Leo X forderte von Machiavel einen Bericht über die Constitution von Florenz, und über die etwaigen Reformen. Dieser Bericht hat Machiavel den Ruf zugezogen, daß er selbst im Dienste der Mediceer ein tapferer Republikaner geblieben, weil er sich für die republikanische und gegen die monarchische Regierung aussprach. Es lohnt der Mühe, zu sehen, wie weit ihm dies Lob gebührt.

Mit Leo X mußte der Mannesstamm der Mediceer erlöschen. Auf diesen Gedanken fußt Machiavel nicht nur seine republikanischen Grundsätze, sondern auch die Reform der Republik Florenz.

Gleich zu Anfang seines Berichtes aber sagt er: »Eine Monarchie, in der die Staatsangelegenheiten durch den Willen eines Einzelnen entschieden werden und der Berathung von Mehreren unterworfen sind, kann nicht lange dauern. Und man muß sich nicht einbilden, daß man eine Republik aufrecht erhalten könnte, in der man nicht allen volksthümlichen Leidenschaften, deren unbedachte Unterdrückung den unabweisbaren Untergang dieser Art Regierung herbeiführt, freien Lauf ließe.«

Fürwahr, das ist ein wunderlicher Satz, den die Geschichte auf jeder Seite Lügen straft. Er ist überhaupt nicht im Stande, eine große Maschine zu fassen. So klagt er: »Ein anderer Fehler der Institutionen war, daß Privatleute das Recht hatten, sich in die öffentlichen Berathungen zu mischen. So erhielten sie ein großes Ansehen, aber sie beraubten dagegen den Magistrat desselben vollkommen, so daß er zu einer Nullität zurücksank. Ein solcher Gebrauch stößt alle öffentliche Ordnung um. Endlich war von allen diesen Fehlern der größte der, daß das Volk Nichts bei der Regierung zu sagen hatte.«

Das ist sein Republikanismus. Aber schlägt man das Blatt um, so heißt es wieder. »Die Einen glauben, daß man keine festere Regierung einrichten könne als die unter Cosimo und Lorenzo de' Medici; die Andern möchten sie einer größern Zahl von Regierern anvertrauen. Die ersteren sagen, daß Alles stets auf seine wahre Natur zurückkommt, und daß die Florenzer von Natur aus

dazu getrieben sind, Ihr Haus zu ehren, seine Wohlthaten anzuerkennen, und seinen Willen zu thun. — — Es ist besser, daß sie ein Haupt haben aus dem Hause, das sie anbeten.« —

»Aber man antwortet ihnen, daß eine solche Regierung gegenwärtig viel schwächer als früher sein werde, — weil die Leute und die Sachen nicht mehr dieselben sind« — d. h. das Haus der Mediceer starb aus. Und deswegen sagt er dann weiter: »Obgleich es wahr ist, daß die Florenzer nicht ohne ein Oberhaupt sein können, und daß wenn sie zwischen zwei Herren zu wählen hätten, sie das Haus Medici allen anderen vorziehen würden, so ist es nicht weniger gewiß, daß wenn sie zwischen einem Minister und einem Magistrat zu wählen haben, sie den letzteren stets vorziehen würden.«

So kommt er nach und nach zu dem Schlusse: »Ich sage, daß man die Constitution eines Staates nur sicher stellen kann, indem man eine wahre Republik oder eine wahre Monarchie herstellt, und daß alle zwischen beiden liegenden Regierungen verkehrt sind. Der Grund dieser Behauptung liegt auf flacher Hand.« — — Nun wer räth den Grund? Hier ist er:

»Es giebt nur ein Mittel der Zerstörung für die Monarchie wie für die Republik; für die Eine besteht es darin, zur Republik hinzuneigen, für die Andere zur Monarchie aufzusteigen. Aber es besteht eine doppelte Gefahr für alle zwischen beiden liegende Regierungen; sie können zur Republik hinab und zugleich zur Monarchie hinaufsteigen; und daher entstehen alle Revolutionen, denen sie ausgesetzt sind.«

Alle Regierungen, die Dauer gehabt und größere Kraft

entwickelt haben, Sparta, Rom, das deutsche Kaiserreich, England, das neuere Frankreich, Nordamerika haben nur solche Constitutionen, wie Machiavel sie aus dem wunderlichen Grunde, den er anführt, verdammt. Es hat überhaupt nie eine vollkommen reine Monarchie oder eine reine Republik gegeben.

Nachdem Machiavel so zu dem Schlusse gekommen ist, daß man sich entweder für die Monarchie oder die Republik entscheiden müsse, tritt er dann unbedingt auf die Seite der letzteren, und entwirft seinen Constitutionsplan. Der tapfere Republikaner aber sagt gleich in der Einleitung zu demselben: »Ew. Heiligkeit werden sehen, daß ich durch meinen Plan der Republik nicht nur Dero Ansehen in Florenz aufrecht erhalte, sondern sogar vermehre; daß ich das Heil und das Ansehen von Dero Freunden sichere, und daß der Rest der Bürger alle Ursache hat, damit zufrieden zu sein.«

»La meilleure des républiques!« — ist also schon eine Erfindung Machiavels.

Ins Einzelne eingehend, sagt er: »Ich würde die Seigneurie, die »Acht der Practik« und die »zwölf guten Männer« abschaffen; und um der Regierung mehr Würde zu geben, würde ich sie durch 65 Bürger, vierzig Jahre alt, 50 aus den großen und 15 aus den kleinen Gewerben, ersetzen. Sie würden auf Lebenslang die Regierung in der Art, wie ichs zeigen werde, führen. Aus diesen würde ein Gonfaloniere der Gerechtigkeit auf drei Jahre, wenn man ihn nicht für lebenslänglich will, gewählt werden. Die übrigen 64 würde ich in zwei Theile abtheilen. Die eine Hälfte regierte ein Jahr mit dem Gonfaloniere, die andere das andere Jahr.« —

»Ihre Heiligkeit würden in der ersten Wahl, die Mittel haben, alle Ihre Freunde und Anhänger hineinzubringen, wie ich später zeigen werde.«

Aus den Mittelklassen wollte er einen Rath von zweihundert bilden; die großen Gewerbe 60, die kleinen 40. Keiner von ihnen dürfe im Rathe der Vier und sechszig sein. Diese heißen der Rath der Gewählten. »Dieser zweite Rath würde gänzlich von Ew. Heiligkeit gewählt werden. Um zu diesem Ziele zu gelangen, um die verschiedenen Institutionen zu organisiren, um endlich das Ansehen Ew. Heiligkeit und das Heil Ihrer Freunde in Florenz zu sichern — würde die außerordentliche Versammlung Ew. Heiligkeit und dem Cardinal Medici, beiden auf Lebenslang, die Ausübung aller Rechte des ganzen Volkes übertragen. Ew. Heiligkeit würden das Recht haben, von Zeit zu Zeit die außerordentliche Versammlung zu berufen, und die Acht der Wache zu ernennen.« Endlich erhielt der Pabst noch die Organisation und den Oberbefehl der Truppen in Florenz.

»Auf diese Weise würde man der Ehrbegier der höheren Klassen genügen, und das Ansehen Ew. Heiligkeit und Ihrer Freunde sichern, da das Heer und die Strafgerichte in Ihren Händen — Ihr Wille Gesetz, und alle Häupter der Regierung Ihnen ergeben sein würden.«

»Es bleibt nun noch übrig, der dritten und letzten Klasse, der Masse der Bürger Genüge zu thun. Es würde unsinnig sein, sich einzubilden, hier irgend einen Erfolg zu haben, wenn man ihnen nicht ihre Autorität zurückgiebt, oder wenigstens zurückzugeben verspricht.« So schlägt er vor, den Saal des Rathes der Tausend wieder zu öffnen, und ihnen die Wahl der Magi-

strate zuzugestehen. »Damit aber die Freunde Ew. Heiligkeit sicher wären, daß nur Ihre Freunde gewählt werden, würde Ew. Heiligkeit acht Scrutatoren ernennen, die das Scrutinium im Geheimen vornehmen, und somit Ihre Stimme nach Belieben dem geben könnten, dem Sie wollten, ohne daß man öffentlich irgend Jemand auszuschließen brauchte. Und damit das Volk glaube, daß die, die es bezeichnet, in dem Scrutinium gewählt worden, würde man ihm das Recht geben, zwei Bürger zu wählen, die bei der ersten Operation gegenwärtig wären.«

Dieser Rath der Tausend würde acht Gonfalonieri des Volkes, Tribune, ernennen. »Es würde nützlich sein, sie schon jetzt zu wählen, um so Florenz an seine neuen Gesetze zu gewöhnen; aber man könnte ihnen verbieten, ihr Recht des Widerspruches — ohne die Erlaubniß Ew. Heiligkeit auszuüben, und Ew. Heiligkeit würden so dies Mittel benutzen können, um die Handlungen der Regierung um so sicherer darauf hinwirken zu machen, Ihr Ansehen aufrecht zu erhalten.«

Und so kommt er, der davon ausging, daß eine Regierung entweder rein republikanisch sein soll oder rein monarchisch, zu dem Schluße, daß er, freudig und sein Werk mit Wohlgefallen betrachtend, ausruft: »Wenn ich jetzt diese Institutionen mir als bestimmt denke, eine Republik zu bilden, ohne die Vermittelung von Ew. Heiligkeit Autorität, so scheint mir, daß die Einzelnheiten vollkommen diesem Zwecke entsprechen können. Aber wenn ich sie mit den Aenderungen, die sie während des Lebens Ew. Heiligkeit und des Cardinals haben sollen, betrachte, so bilden sie eine wahre Monarchie!«

Das ist seine republikanische Constitution für Florenz. Er hoffte durch dieselbe die Florenzer wieder zu Republikanern zu machen. Seine Vertheidiger sagen von ihm, er habe die Fürsten und den Absolutismus offen darstellen und so sie hinterrücks zernichten wollen. Er dachte nicht daran. Es würde viel leichter sein, aus seiner Florenzer Constitution zu beweisen, daß er die Fürsten habe belehren wollen, den Völkern die Schaale der Freiheit und der Selbständigkeit ohne den Kern zu geben. Aber auch das war nicht seine tiefe Absicht. Diesmal meinte er es gut mit beiden, mit der Freiheit und mit seinem Brodherrn; er bildete sich ein, die Freiheit mit Hülfe der Tyrannei in seine Vaterstadt wieder einschmuggeln zu können. Und das zeigt mehr als Alles, daß er weder begriff, wie die Völker ihre Freiheit gewinnen, noch wie sie sie verlieren.

10.

Der Beruf eines Staatsmannes, eines Staatslehrers, — o, er liegt nicht in dem kleinen Spiele mit List und Trug, in dem Abwägen von Ehrsucht, Eitelkeit und Habgier. Eine Mannesthat, ein Leben in Opfer und Hingebung für das Vaterland, für Recht und Wahrheit, für alles Große und Schöne, — das sind die Beispiele, die über allen Büchern stehen, die lebendige Geschichte machen und die Menschen und die Völker Staatskunst lehren. Und so lange sie noch vorkommen und wirken, ist der »Machiavellismus« nur als Ausnahme, nur vorübergehend möglich. Wo er die Regel, wo er System bei einem Volke, einer herrschenden Kaste, einer Klasse der

Gesellschaft, einer Dynastie werden kann, da ist er ein Beweis, daß dies Volk, diese Kaste, diese Klasse, diese Dynastie — faul und dem Untergange verfallen sind.

Das lehrt die Geschichte auf jedem Blatte. Aber nicht Jeder ist im Stande in dem Buche der Bücher zu lesen; Vielen, oft ganzen Völkern, noch öfter ganzen Schichten des Volkes und einzelnen Herrscherkasten und Familien ist der Blick geblendet für das helle Licht des Tages. Und diese sind dann meist ganz glücklich, die dunkle Flamme zu finden, die ihnen leuchtet — wie das Irrlicht zum Sumpfe, zum Untergange in Koth und Blut.

IV.

Machiavel und die Neuzeit.

1.

Der »Machiavellismus« ist die Moderpflanze der italienischen Fäulniß, aus der er naturgemäß und nothwendig hervorging; und Machiavel ist nur der Taufpathe einer Denk- und Handlungsweise, die in den Zuständen seiner Zeit und seines Landes keimten, und die mehr oder weniger überall hervorgetreten sind und stets hervortreten werden, wo ähnliche Fäulniß im Leben der Völker oder im Leben der herrschenden Familien und Klassen um sich gegriffen hat.

Wer so den eigentlichen Boden erkannt hat, in dem diese Fäulnißpflanze wurzelt, den wird es auch nicht wundern, daß dieselbe bis auf den heutigen Tag in Europa an vielen Orten üppigst fortwuchern konnte. Italien war durch die Weltherrschaft, die das alte Rom zur Hauptstadt aller Habgier, alles Luxus und aller Laster fast der ganzen Erde machte, so tief an der Wurzel angegriffen worden, daß die Europa mit neuer Kraft erfrischenden »Barbaren« nur auf kurze Zeit Italien eine verjüngte Lebens-

gluth einflößen konnten. Das Pabstthum war in Italien selbst am ersten zerfallen und hatte zu Machiavels Zeiten eine Stufe der Verwilderung und Entartung erreicht, die ganz Italien vergiftete und verpestete.

Aber nicht nur in Italien war der treibende Geist, der wie der Wind den See des Völkerlebens vor Fäulniß bewahren muß, verschwunden. Ganz Europa hatte in dem zwiegespaltenen Erbe des römischen Weltherrschergedankens, in dem Pabstthum und in dem Kaiserthum, Jahrhunderte hindurch seine belebende Kraft gefunden. Diese Kraft siechte schon lange in sich selbst, als sie in der Reformation und ihren Folgen — das Pabstthum durch Luther, das Kaiserthum durch den dreißigjährigen Krieg, — vollkommen gebrochen wurden.

Von da an war der belebende Geist, der schaffende Gedanke, der in Europa bis jetzt geherrscht hatte, gewichen, ohne daß der neue Geist, der in der Reformation begründet, in der Revolution entwickelt wurde, der Geist des freien Gedankens, der Geist der Menschen- und der Völkerselbständigkeit zur weltherrschenden Anerkennung, zur positiven Thätigkeit in freien Gemeinden, Völker- und Menschheitsinstitutionen gelangen konnte.

Die ganze Periode vom dreißigjährigen Kriege bis zur amerikanischen und französischen Revolution war eine Zeit der geistigen Todesruhe, eine Zeit der Verwesung für die beiden großen Leichen der Vergangenheit, das Pabstthum und das Kaiserthum. Der Same der neuen Zustände Europas, wie die Reformation ihn ausgeworfen hatte, lag noch in der Erde, stille und unsichtbar keimend im geistigen Leben der Völker; und nur hier

und dort, und nach und nach in England, in Holland, in Schweden, in Preußen, in Amerika, von dem gesunden Boden verjüngten noch unabgenutzten Volkslebens begünstigt, reiften die Erstlinge der Neuzeit.

Fast ganz Europa aber, und insbesondere die europäischen Staaten, die bis zur Reformation, die während der Zeit des herrschenden Pabst- und Kaiserthums, die Geschicke der Welt in ihren Händen hielten, Italien, Spanien, Frankreich und Deutschland (Oesterreich), waren ohne inneres Gesamtleben, ohne nationale Thätigkeit. Die Völker dieser Länder wurden, wie zu Machiavels Zeiten vollkommen Italien, nach und nach immer mehr ebenfalls ein fauler Haufe, in dem dann die Fäulnißpflanze des Machiavellismus einheimisch werden konnte, ja mußte.

So erklärt es sich von selbst, daß während dieser ganzen Periode die europäische Diplomatie ihre feinen Fäden machiavellistischer Spinngewebe überall an- und aufzuhängen wußte; so erklärt es sich, daß der ohnmächtige, weibische, ausgemergelte, kalte und feige Blutgedanke, — der sich einbildet, eine Heldenthat zu begehen und die Zukunft zu sichern, wenn er den hinsinkenden Gegner nachträglich meuchelmorden läßt, — während dieser Periode in den Hauptländern Europas zur Herrschaft gelangen konnte.

Aber ebenso erklärt es sich auch, daß so oft ein Volk oder Völkchen, ja nur ein einziger Mann, angehaucht von dem neuen Geiste, auf diese feinen und blutbesudelten Spinngewebe stieß, dieselben mit jeder Bewegung zerriß, und dann ihre Fäden im Winde hin und her flackernd hängen blieben. England, Schweden, Holland, Preußen, — Cromwell, Gustav Adolf, Wilhelm von Oranien, Friedrich II drangen unaufgehalten und unaufhaltsam vorwärts,

wohin sie ihre Schritte richteten, und die erstaunten Diplomaten machiavellistischer Afterweisheit ahneten gar nicht, woher es komme, daß die Adler nicht in den Netzen der Spinnen hängen blieben.

2.

Der Machiavellismus gehört keinem Volke, keinem Lande, keiner Staatsform und keiner Religion ausschließlich an; denn er tritt unserer Ansicht nach als Regel und als Gesamtthätigkeit überall hervor, wo Staaten, Völker und Institutionen sich überlebt haben, dem Tode verfallen in Fäulniß übergehen. Dennoch aber ist der »Machiavellismus« im Wesentlichen romanisch, monarchisch und katholisch. — Es will dies nicht sagen, daß die romanischen Volksstämme, die Monarchie oder gar der katholische Christenglaube für dieses System verantwortlich seien. Die hohen, schönen, großen Eigenschaften der romanischen Volksstämme stehen in ihrer Geschichte und in ihren Geistesschöpfungen zu mächtig eingeschrieben, als daß sie durch die Abart des Machiavellismus verwischt werden könnten; aber das verhindert nicht, daß die romanischen Völker zur Zeit, als der »Machiavellismus« erstand und im Völkerleben Wurzel faßte, den Stoff liefern mußten, aus dem er hervorging. — Die Monarchie ist ebenso wenig verantwortlich für den, im Absolutismus ausgearteten, Gedanken der Machtübertragung eines ganzen Volkes an ein Oberhaupt über alle Glieder des Staates. Aber diese Ausartung der Monarchie war von Italien, von Rom aus über Spanien, Frankreich und fast ganz Deutschland ge-

kommen, und konnte, so wie sie sich entwickelt hatte, nur in List, Betrug, Gewalt und Blut sich vor ihren Feinden sicher glauben. — Die edle, reine, und am Ende auch gewiß den Sieg davon tragende, Auffassungsweise des Christenthums, die durch den Katholicismus die ganze Menschheit in Bruderliebe zu einer Einheit führen wollte, steht so unendlich hoch und erhaben da, daß wer in ihr den Samen zu dieser Moderfrucht suchen wollte, nur bewiese, daß er gesundes Leben nicht von stinkender Fäulniß zu unterscheiden weiß. Und dennoch ist der Katholicismus, wie er im römischen Pabstthum ausgeartet war, der Boden, in dem der Machiavellismus der Neuzeit seine Herzwurzel schlug.

Das untergegangene alte Rom hatte in seinem weltherrschenden Kaiserthum die Form zu dem weltherrschenden Pabstthum geliefert. Und der Leib des Gesamtchristenthums, der in diese Form gezwängt wurde, fand in ihr seine frühe Zernichtung. Die Reste des alten kaiserlichen Roms, die in das neue päbstliche Rom übergegangen waren, halfen nur um so rascher das junge Leben des christkatholischen, des menschheitlichen christlichen Gesamtbedürfnisses ertödten. Und dann lag in Rom, Leiche auf Leiche, das Pabstthum auf dem altrömischen Kaiserthum; und die verpestete Luft trug den Gifthauch über alle romanischen Völker, über alle katholischen Länder.

Und wunderbar, — vollkommen so wunderbar, wie das alltägliche Wunder, das den Keim der Befruchtung in die offene Blüthe treibt und dann die Frucht zeugt, — der deutsche Staat, der dem Protestantismus allein seine Entstehung und seine Macht verdankte, sollte in dem Fürsten, der berufen war diesen Staat zu einer europäischen

Großmacht zu erheben, den ersten Bekämpfer Machiavels und des Machiavellismus, den geistvollsten und stolzesten Verächter des feinen Lug- und Blutsystems, des künstlichen diplomatischen Spinnenwesens finden. Friedrich II war oft — und je älter er wurde, desto mehr — Meister in der Schlangenklugheit; wer wird es leugnen? Aber deswegen war er nicht weniger in Wort und in der That der offene Verächter der machiavellistischen Kunstgriffe. Er hat in seiner Jugend das System bekämpft; und als Eroberer hat er der Welt thatsächlich gezeigt, daß die Mittel, die Machiavel empfiehlt, — die Städte zu ruiniren, die Menschen hinzuschlachten, Familien auszurotten, Religion und Großmuth zu heucheln, — nicht nur nicht nothwendig sind; sondern im Gegentheile, daß die Eroberung fest, und in kurzer Zeit bleibend an den erobernden Staat hinanwuchs, weil der Eroberer die Städte blühend machte und die Menschen schonte, weil er überall nicht Furcht, Mißtrauen und Schrecken, sondern Vertrauen, Hochachtung, ja oft Liebe zu säen wußte.

Dem Machiavellismus gegenüber sehen wir überhaupt mit der Reformation eine ganz andere Politik entstehen. Gerade in den reformirten, in den germanischen Ländern zeigt sich ein höheres, ein menschlicheres und zugleich würdigeres Wesen dem Freunde und dem Feinde gegenüber. Auch hier wäre es einfältig leugnen zu wollen, daß List und Betrug, Wortbruch und Heuchelei nicht, nur zu oft, mit im Spiele sind, — und dann mehr schaden als nutzen, meist wieder verlieren helfen, was kerngesundes, offenes Benehmen und männliche Kraft gewonnen haben. Aber

in der Regel steht die Politik der germanischen und reformirten Staaten Europas hoch über den kleinen Mittelchen eines Machiavel. Cromwell war ein durch eigne Kraft berufener Herrscher, der eine Revolution und zugleich eine alte Königsfamilie im Schach halten mußte; Wilhelm von Oranien, ein Fürst, der einen andern verdrängt hatte; — man lege das Liliputermaß machiavellistischer Weisheit an sie, und man wird auf den ersten Blick sehen, daß man damit ihnen nicht bis an den Knöchel reicht. Und so in mehr oder weniger großen Zügen alle Staatsmänner Englands, Schwedens, Hollands. Und die Länder, die sie vertraten, nahmen zu an Macht, Wohlstand und Einfluß, während die Länder, in denen machiavellistische Klugheit herrschte, Spanien, Frankreich, Oesterreich — trotz Philipps und Albas, trotz Ludwigs XIV und Louvois, trotz Ferdinands und Eugens — immer tiefer herabsanken und in sich selbst zerfielen.

3.

Friedrich II malt in seinem Antimachiavel die Franzosen fast mit denselben Zügen, die Machiavel zur Schilderung seiner Landsleute gebraucht. »Die Franzosen unserer Zeit beschäftigen sich mit Nichts als mit der Mode; sie ändern so oft als möglich den Geschmack; heute verachten sie, was sie gestern anbeteten; sie tragen ihre Unbeständigkeit und ihren Leichtsinn auf Alles über, was von ihnen

abhängt, und denken nur darauf, wie sie ihre Maitressen, ihren Aufenthalt, ihre Vergnügungen und ihre Verrücktheiten ändern.« Die Schlacht bei Roßbach vollendet das Bild, und so erklärt es sich leicht, wie Friedrich II in seinen Briefen zu dem Schlusse kommt, daß es mit den Franzosen aus und am Ende sei.

Zwanzig Jahre später begann die französische Revolution, und wir sehen dann wieder auf einmal dies Volk Alles vor sich niederschmettern und den Thron Friedrichs II wie im Spiele zertreten.

Die Revolution — war der neue Lebensfunke, der in Frankreich gezündet hatte. Von England nach Amerika und von Amerika zurück nach Frankreich hat die Revolution den freien Gedanken der Reformation ins Staatsleben übergetragen. Ueberall, wo und so weit sie die alte Zeit besiegte, hat sie dem Machiavellismus den Gnadenstoß gegeben. An die Stelle des hingeschwundenen Absolutismus, wie er aus dem alten römischen Kaiserthum im Pabstthum sich entwickelt hatte und von diesem dem Staatsleben Europas übertragen worden war, trat mit der Reform und Revolution der Gedanke freier Gemeinden, freier Völker, einer befreiten Menschheit. Der Machiavellismus kann im Großen und im Ganzen nur da auf einen endlichen Sieg hoffen, wo es genügt, ein paar Menschen betrogen, ein paar andere durch das Richtbeil, den Dolch oder Gift beseitigt zu haben. Aber ein ganzes Volk betrügen, hinmorden — ist nicht möglich, und ein Volk zu der Absicht bringen, ein anderes in Machiavels Weise unterjochen zu wollen, ist noch weniger denkbar. Machiavel selbst ahnet dies, wenn er sagt:

»die Völker sind weiser, gerechter, stärker und ausdauernder als die Fürsten.«

Mit dem Siege der Revolution mußte daher der Machiavellismus von selbst als diplomatisches System verschwinden.

Es will das abermals nicht sagen, daß es nicht in den Ländern, in denen die Revolution den belebenden Gedanken der Reformation ins Staatsleben übergetragen hat, immerhin noch Anhänger des Systems eines Machiavel geben kann; ja wir wissen, wie in Frankreich eine Weile dies System eine blutige Nachlese hielt; doch das verhindert abermals nicht, daß da wo die Reformation und die Revolution schließlich den Sieg davon getragen haben, der Stoff für eine machiavellistische Politik ausgehen muß.

Alle Staatsmänner, die wahrhaft und wahrhaftig im Boden freier Volksinstitutionen wurzeln, werden durch diese selbst so hoch gehoben, daß sie nothwendig über den kleinen Mittelchen eines Machiavel stehen. Die beiden großen Staatsmänner Amerikas, Washington und Franklin sind die vollkommensten Gegenfüßler eines Cäsar Borgia; und sie schufen, im Gegensatze zu dem Eintagleben des Mediceers nach dem Sinne Machiavels, für Jahrhunderte, ja für so lange als das Andenken an sie dauern wird. Die Politik, die sie in Nordamerika begründeten, war eine Politik der Befreiung, der Gerechtigkeit, der Großmuth und des Edelsinnes. Und sie konnte wie Herkules schon in der Wiege Schlangen erdrücken, und wird Amerika groß und mächtig erhalten, so lange von dieser Politik noch so viel übrig bleibt, daß sie die Gelüste der Eroberung, die sich leider

auch in Amerika mehr und mehr geltend zu machen wußten, im Zaume hält.

4.

In Frankreich wurde das elende, kleinliche Gespinste machiavellistischer Diplomatie ebenfalls mit dem Siege der Revolution unmöglich, und wo die Staatsmänner der französischen Revolution auftraten, da zerrissen sie ohne Mühe überall das Gewebe der alten Politik. Der Boden aber, in den der Gedanke der politischen Reformation fiel, war in Frankreich ein anderer als in England und Amerika. Das romanische Wesen der Franzosen hatte die Reformation nicht zugelassen; der Katholicismus hatte bis zum Tage, wo die Revolution losbrach, dem Systeme Machiavels durch seine mächtigsten Schüler, die Jesuiten, in Frankreich die unbedingte und allgemeine Herrschaft gesichert; wenn auch die Mattherzigkeit der Zeit in der Regel nicht einmal bis zu der Höhe und Kälte des Verbrechens in Machiavel hinaufreichte. Die Revolution änderte in Frankreich den Grundsatz des Staatslebens, das Dogma der Politik; aber sie war natürlich nicht im Stande auch unmittelbar das ganze Volk zu ändern. Und so zeigt sich denn in der französischen Revolutionsepoche meist der offenbarste Gegensatz zwischen dem politischen Dogma, zu dem sich die Parteien bekennen, und den Handlungen, mit denen sie diesem Dogma den Sieg zu verschaffen suchen. Im Namen der Freiheit füllen alle Parteien die Gefängnisse mit ihren Gegnern, im Namen der Gleichheit verbietet die eine Partei der andern zu denken, zu

athmen; im Namen der Bruderliebe fordert die eine Partei das blutige Opfer der andern, schickt der Bruder den Bruder aufs Richtgerüste.

Das sieht so aus, als ob Machiavels System trotz der Revolution noch die Herrschaft führe. Aber dem ist nicht so. Allen Parteien ist es bluternst mit dem Dogma, das sie angenommen; sie wollen Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe; sie heucheln nicht, sie reiten diese edeln Grundsätze nicht vor, um mit ihnen, wie der »Fürst« Machiavels, ihre Herrschaft sichern zu helfen; nein, sie sind bereit für diese Grundsätze Alles zu opfern, und willig betreten sie mit dem Bewußtsein des Martyrthums das Richtgerüste, so oft ihre »heilige Sache« das Opfer ihres eignen Lebens fordert.

Mit dem Ernste der besten Absicht, mit der Ueberzeugung für die heiligste Sache, für Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe zu kämpfen, zu ringen, sich zu opfern — können sie die Art und Weise nicht abschütteln, die Jahrhunderte des Machiavellismus und der Jesuitenherrschaft in Frankreich bis in Mark und Bein des Volkes hineinverpflanzt hatte. Danton, Robespierre, Napoleon, Talleyrand sind durch das Dogma ihres Glaubensbekenntnisses, den Ernst ihres Strebens, die Höhe ihres Zieles, Riesen gegenüber den Staatsmännern der Schule Machiavels; aber dennoch klebt ihnen der Machiavellismus, der Jahrhunderte ihr Land beherrscht hatte, überall an.

Der Gedanke des Schreckens war kein anderer als der zum Riesen der Revolution herangewachsene Grundsatz: »daß man die Familien der Besiegten ausrotten müsse.« Ein geistreicher Franzose sagte im Sinne Machiavels:

»Les morts ne reviennent pas.« Ein geistreicherer antwortete: »Ce ne sont que les morts qui reviennent« — und er hatte Recht, denn die Todten sind überall wiedergekommen, und sie haben überall die Lebendigen in das Grab hinabgestoßen, das sie für Andere geöffnet hatten.

Theilweise an diesem Reste des Machiavellismus, den die Franzosen bis jetzt, trotz der Grundsätze der Revolution, — trotz des Dogmas der Freiheit, der Gleichheit, der Menschenliebe — nicht zu besiegen gewußt haben, sind von dem ersten Tage der Revolution bis zur heutigen Stunde alle Versuche feste Zustände in ihrem Lande zu schaffen gescheitert. Danton, Robespierre, Napoleon und Louis Philipp, Alle sind durch ihre machiavellistischen Mittel zu Grunde gegangen. Es ist, als ob das Geschick zum Besten der Welt in Frankreich die letzte Probe auf diesen falschen Grundsatz habe machen wollen. Danton wollte die Freiheit, Robespierre die Gleichheit, Napoleon den Ruhm, Louis Philipp die Friedensherrschaft für Frankreich sichern; und sie Alle suchten das Mittel in Gewalt, im Schrecken, in der Säbel-Herrschaft, in List und Trug — und sie Alle gingen zu Grunde in dem Augenblicke, als sie wähnen durften ihr Ziel greifen zu können.

5.

Louis Philipp war vielleicht der größte Schüler, den Machiavel je gehabt hat. Jeden Satz, den Machiavel aufstellt, finden wir in dem Leben Louis Philipps bewahr-

heitet; er wußte »großmüthig, treu, zuvorkommend, gerecht, religiös« zu scheinen, und diesen Schein fahren zu lassen, wo er durch Knickerigkeit, Treubruch, Herrschsucht, Ungerechtigkeit und Religionslosigkeit irgend einen Vortheil erlangen konnte. Und es gelang ihm Vieles; er stieg zu einer ganz anderen Stufe der Macht hinauf als jener Stümper Cäsar Borgia. Aber als fast kein Mensch mehr an die Möglichkeit dachte, daß sein Thron je wieder umstürzen könne, da — trotz fünfzigtausend Soldaten und zwanzig Bastillen in und um Paris — brach dieser Thron eines frühen Morgens vor dem Sturme von ein paar Tausend wilder Burschen, geführt von ein paar hundert kecker Männer, krachend zusammen; — ja, es ist als ob das Geschick dies große Beispiel an das Ende der Epoche macchiavellistischer Afterweisheit habe stellen wollen.

Und dennoch konnte diese Politik noch einmal in Deutschland den Sieg davontragen.

Die Blutherrschaft in Ungarn und Italien, der Hohn aller Grundsätze des Rechts und der Freiheit in Oesterreich selbst, die Hinrichtungen in Baden und Rheinpreußen, das Polizeischreckenssystem in Berlin, die katholisch-schönthuende Afterweisheit in Preußen sind Ausflüsse desselben Systems nur mit etwas mehr oder weniger dunkelrother Färbung. In Oesterreich handelt es sich nur darum, den »Fürsten« wieder auf seinem Throne sicher zu stellen. Die alte, spanisch-italienische Politik, die nie im Stande gewesen war, aus all den, durch das Geschick der österreichischen Dynastie in den Schooß geworfenen, Ländern einen Staat zu bilden, die trotz aller blutigen und listigen Mittel des mächtigsten und feinsten Macchiavellismus so weit gekommen, daß sie heute

wieder von vorne anfangen muß — ist unserer Ueberzeugung nach, am Anfange des Endes angelangt. Sie wird noch einmal ihre Kunst versuchen, um dann für immer einer menschlichen und gerechten Volkspolitik Platz zu machen.

In Preußen scheint die jetzt herrschende Anschauung sich ein anderes Ziel gesetzt zu haben, als einfach den »Fürsten« wieder auf seinem Throne zu befestigen. Was dort vorgeht, gleicht oft auf ein Haar dem Streben Machiavels in seiner republikanischen Konstitution für Florenz, die er dem Absolutismus des Pabstes anzupassen suchte. Wir wissen, wie Machiavel dies zu verwirklichen hoffte: man rettet die Form und übergiebt sie der Gewalt; man läßt das Volk seine Vertreter wählen und verhindert, daß diese Gewählten irgend wie Einfluß auf die Geschicke des Staates erlangen; man giebt dem Volke Rechte, und sorgt dafür, daß es keinen Gebrauch von ihnen machen kann; man läßt das Volk in Kammern zusammentreten, aber diese Kammern sollen nicht die Befugniß haben, einen Willen auszusprechen.

Wort halten? Wozu das? Lehrt doch Machiavel, daß ein »gegebenes Versprechen das Bedürfniß der Vergangenheit, und ein gebrochenes Wort das Bedürfniß der Gegenwart« ist, oder wie die schöne Redensart heißt.

Großmüthig, treu, gerecht, religiös — braucht man nach Machiavel nur zu scheinen; — das ist so wohlfeil.

Ach, und vollkommen wie Machiavel, denkt man an Alles — nur nicht an die Zukunft, nur nicht daran, daß

ein solches System durch — einen Schnupfen, durch eine Volkslaune über den Haufen gestoßen werden kann. Louis Philipp hatte vielleicht in der Nacht die dem Tage, an dem sein Geschick sich entschied, vorherging, nicht ausgeschlafen; und so etwas genügt, im Augenblicke der Krisis das mühsame Werk eines der reichsten und glücklichsten Menschenleben umzustoßen.

Man erzählt sich, daß Hr. v. Radowitz kurz vor dem Sturze Louis Philipps seinem Könige nach Berlin geschrieben, der Thron Louis Philipps stehe fest wie auf Felsen; — vollkommen so, wie der kluge und feine Machiavel seinen »Herrlichkeiten« schreibt, daß der Vertrag zwischen Spanien und Frankreich nicht zu Stande kommen werde, und dann die Nachricht, daß er zu Stande gekommen, vor dem Briefe des Meisters in der Kunst, in Florenz gewesen sein würde, wenn es damals bereits Telegraphen gegeben hätte.

6.

Wie ist es möglich, daß diese Fäulnißpflanze romanisch-katholischen Absolutismus in dem jungen, frischen Leben Preußens, — des Staates, der unmittelbar aus der deutschen Reformation hervorging, und der zuerst den Reformationsgedanken ins deutsche Staatsleben übertrug, — Wurzel fassen konnte. Einfach: weil sie Moder fand, in den ihr Same fiel.

Trotz des verjüngten Lebens, das die Reformation und Revolution — denn die eine keimt in der andern — in

Preußen hervorgerufen hatten, theilte Preußen nicht weniger, im Großen und im Ganzen, die Geschicke Deutschlands, wenn auch seine Geschichte ihren eignen Faden durch dieselben durchzieht. Das ganze, große Deutschland aber lag seit dem dreißigjährigen Kriege darnieder, die Gewässer standen stille und faulten.

Deutschland als Staat war politisch vollkommen rath- und thatlos. Das geistige Leben aber wußte sich in der Wissenschaft und der Literatur Deutschlands Luft zu schaffen. Aber die rein geistige Thätigkeit genügt keinem Volke, sie wird nach und nach in ihm zur Gluth, die zehrt, brennt und verbrennt ohne zu erleuchten, ohne zu erwärmen.

In diesem Zustande waren in Deutschland, bei einem noch jungen und gesunden Stammvolke vielfach Erscheinungen aufgetaucht, wie wir sie in den Untergangsepochen anderer Völker überall vorherrschen sehen. Die Thatlosigkeit, zu der das geistige Streben Deutschlands verurtheilt war, führte trotz jugendlicher Manneskraft nach und nach zu einer Art Impotenz, wie sie sonst nur dem hinsterbenden Alter eigen ist. Die Literatur, die mit Göthe und Schiller noch in ihrer ganzen Kraft dasteht, weil sie noch immer naturgemäß zur That treiben darf, sinkt nach ihnen immer mehr zum Geisteskitzel herab, weil der Trieb zur That nicht zur That hatte führen können. Der schäumende Witz und der leere Pathos traten an die Stelle des lebendigen Gedankens und des begeisternden Gefühls. Und diese Literatur der schönthuenden Geistreichigkeit und der erlogenen Gefühle unserer jungen Lyrik ging dann wieder theilweise ins Leben des deutschen Volkes über und zeugte jene furchtbaren Erscheinungen — nicht

mannbarer Sinneslust und kecken himmelsstürmender Titanensünde, — sondern lebenssatter Knabensinnlichkeit und überreifer Greisenwitzelei. Der leere Pathos, die Lüge der Liebe und der Großherzigkeit schlugen zuletzt ganz naturgemäß um in den geistreichen Hohn über alles Edle und Erhabene, in den Pfennigwitz der Berliner Suffisance und Blasirtheit.

Das ist der eigentliche Boden, in dem der Machiavellismus in Deutschland wurzelt. Heinische Reisebilder, Florentinische Nächte, — und Hatzfeldsche Prozesse sind oft wie aus dem geistreichen Briefwechsel zwischen Macchiavel und seinem Gevatter in Rom abgeschrieben. In diesen Erscheinungen liegt die Antwort auf die Frage, wie es möglich war, daß der romanisch-katholische Macchiavellismus noch einmal seinen Thron in dem ersten Staate der deutschen Reformation aufschlagen konnte? Die Märzrevolution rief auf eine Weile deutsche Mannesart, That und Kampfslust an die Oberfläche des deutschen Lebens. Aber die Gewohnheit des lügenhaften Pathos, des geistreichen Selbstkitzels, der Knabenlüsternheit und der Greisenjugend die fast ein Menschenleben hindurch in Deutschland geherrscht hatten, drängten sich am Tage nach der That wieder an die Oberfläche. Liederliche Gesellen, überreife Jungen, geistreiche Spötter konnten fast überall auf einen Theil der öffentlichen Versammlungen, und zwar den, der, wenn auch nicht am härtesten dreinschlug, doch am lautesten schrie, am kecksten polterte, den unbedingtesten Einfluß ausüben, und wurden nachgerade die Tonangeber. Ueberall findet man die Helds und die Karbe's thätig, und selbst im ersten deutschen Parlamente wurde nach und nach dieser

Ton vorherrschend. Lichnowsky und Vogt, die beide sonst ihre sehr schätzbaren Eigenschaften haben, schlugen diesen Ton vor Allem an, und danken ihm vor Allem ihren Einfluß, oder besser danken ihm den »succès« den sie mit ihren Schlagwitzen und Hohnworten davon trugen.

Der Haupterfolg aber, den diese Art erlangte, war, daß sie die ernsten Männer der Nation zurückscheuchte. Es war das gewiß nicht die rechte Weise; anstatt sich zurückzuziehen, wäre es ihre Pflicht gewesen, die kecken Knaben, die spielenden Gesellen, das liederliche Gesindel, vom Markt und Forum weg in die Schule, auf den Spielplatz oder zum Teufel zu jagen. Aber das deutsche Volk war des Lebens und der That entwöhnt; es wußte in Masse kaum, um was es sich bei dem kecken Spiele auf dem Markte und auf dem Forum handelte. Und so überließ es, schüchtern und scheu, den Großsprechern die Volksversammlungen und die Tribüne.

Der Witz, der Hohn, die jungen Greise und die überreifen Knaben, die auf diese Weise das Feld sehr oft allein behaupteten, waren denn natürlich nicht im Stande aus sich selbst heraus zu schaffen, und suchten so die Männer, die Mannvölker neben ihnen nachzuahmen, nachzuäffen. Daher kam das Spielen mit der französischen Revolutionsmode; daher die Sucht nachzumachen, was die Franzosen zu andern Zeiten unter ähnlichen Verhältnissen und doch in so ganz entgegengesetzten Zuständen gethan hatten.

Und diese Sucht selbst war es denn wieder, die die Masse des Volkes, den wahren Kern der Nation nur noch mehr zurückscheuchte; und sie war es, die sehr bald den

Gegnern der neuen Errungenschaften, den Freunden macchiavellistischer Auffassung das Feld allein gewinnen half.

Dieses scheue, ängstliche, feige Zurückziehen des »braven, guten Bürgers«, des schlichten Ehrenphilisters ist die schwere Schuld, die die Mehrzahl der Nation auf sich geladen hat; die sie heute büßt, und aus der sie hoffentlich für die Zukunft eine Lehre ziehen wird.

7.

Die Revolution ist Nichts als die fleischgewordene, als die ins Staatsleben übergegangene Reformation. Luther, John Hampden, Washington und Franklin, Rousseau und Voltaire, Mirabeau und Lafayette sind Glieder einer und derselben Kette, wie verschieden auch der Stoff der einzelnen Ringe sein mag. Darüber sind die wahren Feinde der Reformation und der Revolution vollkommen im Reinen; und es wäre gut, wenn die Freunde der Reformation und die Freunde der Revolution, das heißt: die Freunde des freien Gedankens in der Kirche wie die Freunde des freien Denkens im Staate, sich ebenso klar ihrer innern Verwandtschaft bewußt wären.

Die hellsten Köpfe im Lager der Feinde der Revolution wußten stets, daß die Reformation vor Allem besiegt sein müsse, wenn die Revolution aufgehalten werden sollte. Daher denn der halbkatholische Pietismus im Lager unserer deutschen Protestanten, die zum Absolutismus hinneigen; und daher der halbkatholische Puseismus

im Lager der altenglischen Torys, die die Geschichte Englands wieder bis hinter die Revolution zurückzerren möchten.

Die deutsche Literatur, die in Schiller und Göthe die vollen, reifen Keime deutscher Helden und Staatsmänner trägt, und die dann in der folgenden Epoche nicht zur befruchtenden That gelangen konnte, führte nicht nur, wie wir gezeigt, zu der überreizten Witz- und Kitzelliteratur, zu hochtrabender Gefühlsschau und afterkluger Selbstbespiegelung, sondern auf der andern Seite auch zur »Romantik«, zur katholischen Schönthuerei der Schlegel und Stolberg. Es war das ebenfalls naturgemäß, die katholische Auffassung lag oft noch unangegriffen im Leben des deutschen Volkes, und Schiller, trotz seiner vollprotestantischen Richtung, war, wie schon Lessing vor ihm noch umfassender, in edler Versöhnung beider Religionsparteien Deutschlands der Dichter der Jungfrau von Orleans und der Maria Stuart. Als der Same des protestantischen, der Same der That freien Denkens, des befreienden Völkerglaubens nicht zum Durchbruche kommen konnte, mußte der zwischen durchfliegende Same der katholischen Auffassung sich allein geltend machen.

Die klar bewußten Feinde der Revolution benutzten dies Streben, und nicht umsonst wurden Schlegel und so manche seiner Nachfolger bis auf den heutigen Tag, in Wien gehegt und gepflegt. In Berlin suchte man den Geist ohne die Form, und so wurden dann die Stolbergs, deren Erstgeborner an Ruhm und Talent katholisch wurde, zu den Vorkämpfern des katholisch-schönthuenden protestantischen Pietismus. Ich glaube nicht, daß überall hier klares Bewußtsein herrscht, und ich zweifle nicht an dem besten

Willen, den edelsten Absichten jedes Einzelnen. Ich bekämpfe nicht die Menschen, sondern die Richtungen, und die angedeutete scheint mir offen in den Zuständen gewisser Kreise und Bestrebungen Preußens hervorzutreten.

Die Feinde der Reformation wußten dann die Furcht vor der Revolution auf jegliche Weise auszubeuten. Revolution heißt für diese, nicht der im Staatsleben verwirklichte Gedanke der freien Bewegung, sondern einfach: Aufstand, Anarchie, Zerstörung aller Autorität, Gewalt und Blutherrschaft. In England hat sich die Revolution zur constitutionellen Monarchie, in Amerika zur Republik durchgerungen, in Frankreich bis jetzt nur zum Absolutismus — einerlei ob Danton, Robespierre, Bonaparte, Louis XVIII, Louis Philipp, Cavaignac oder Louis Napoleon als Selbstherrscher auftreten — geführt. Die Regierungsform ist für die Verwirklichung der Reformation im Staate, für die Revolution, — da es nun einmal durch die leidige Erfahrung unsinnigen Widerstands wo die Völker zur Reife gelangt waren, überall zur Revolution kam, und so die politische Reformation nur durch Kampf errungen werden konnte — ohne großen Belang. Aber die Feinde der Reformation wußten glauben zu machen, daß die Revolution, Tochter der Reformation, überall zur Republik führen müsse. Nur ihr Widerstand zwingt sie diese Bahn, als die einzige, die übrig bleibt, zu beschreiten. Die Verantwortung und das Verdienst, dem sie gebühren.

Die Folge dieser Bestrebungen aber ist, daß in dem ersten deutschen Staate der Reformation die Furcht vor der Revolution eine dunkle, ohnmächtige, thatlose Hinneigung

zum Katholicismus hervorgerufen hat, die heute in Herrn von Radowitz den Preis des Augenblickes davon trägt.

Und so wurde der Machiavellismus nicht nur möglich, sondern in den Feldern, wo er heute wuchert, naturgemäß. Aber er wird die gesunde Frucht deutschen Lebens, die Reformation, nicht tödten, und die Uebertragung der Reformation ins Staatsleben nicht verhindern.

8.

Der deutsche Boden ist nicht gemacht für diese Pflanze. Sie konnte vom Auslande her eine Weile in denselben gelegt werden; in Oesterreich konnte die spanische Art sie als Treibhauspflanze des Hofes, der Jesuiten und der Bureaukratie zum täglichen Bedürfnisse fast aller höheren Klassen machen, wie sich der Mensch selbst ans Gift so gewöhnt, daß er nicht wieder davon ablassen kann; — in Preußen hat sie nur nebenbei sich geltend machen, nur den überreizten Gaumen mundgerecht werden können.

Sie wird nicht lange mehr in Deutschland wuchern. Das Volk, dem gerade That nicht nur Natur, sondern auch Bedürfniß ist, das überall gegen List und Heuchelei den Kürzeren ziehen muß, wird gerade aus vorwärts gehen, sobald es wieder einst zur That gelangen wird.

Und es wird zur That gelangen, denn nur die That, nur Kampf und Leben werden mit Sturm die Fäulniß aus dem See deutschen Wesens herauspeitschen. Diese Zeit des Kampfes wird kommen, und der Sieg wird für die sein, die da denken, sagen, lehren und handeln im

Geiste des Rechts und der Wahrheit; die da zu ihrem Schlachtrufe machen: »Thue Recht und scheue Niemand«; die, vor denen Machiavel'sche Spinngewebe nicht Stich halten, weil von ihnen geschrieben steht:

»Klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben!«

Montesquieu.

Weise des Geistes und der Wahrheit, die da zu ihnen gesprochen wurden: »Thut Recht und scheue Niemand!«, [illegible] die von keinem Macchiavelli'schen Spinngewebe [illegible] haben, weil von ihnen geschrieben steht:

»Klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben!«

Seinen Freunden

Max und Babette Simon

in Berlin

zum

Andenken an die Art, wie er verhindert wurde, den Winter 1849 in ihrem Hause und ihrer Familie zu verleben,

ergebenst gewidmet

von

dem Verfasser.

Cöln, den 12. Januar 1850.

I.

Montesquieu.

1.

Montesquieu, den Mann der Gerechtigkeit, den Vertheidiger der Freiheit, den Menschenfreund edlen Herzens, klaren Geistes, — seiner Fehler zeihen wollen, heißt das nicht freveln? —

Und doch treibt es mich vorwärts, und doch sagt mir die Stimme meines Innern: »Laß dich nicht abschrecken.«

Der heilige Grundsatz, daß der Mensch kein Spiel des Zufalls ist, und kein Opfer der Laune sein darf, ist der Ausgangspunkt; Recht und Gerechtigkeit, Freiheit und Menschenwohlfahrt das hohe Ziel des edlen Ringers für eine bessere Zukunft. Aber, wenn auch dem Ziele unabwendbar zustrebend, verfehlt er oft den Weg, der zu ihm führen muß; wenn auch stets im Allgemeinen dem Rechte und der Gerechtigkeit huldigend, erkennt er im Einzelnen das Unrecht an, ja hält er es oft für klug, nothwendig und gerechtfertigt. Mir schien es, wenn ich in der Geschichte seines Volkes die glänzende Bahn verfolgte, die dieser Stern erster Größe hinterlassen hat, als ob seine Irrthümer oft mit mehr Achtung aufgenommen worden wären denn die

ewigen Wahrheiten, die er lehrt; als ob das Unkraut, das zwischen den gesunden Samen gefallen, ganz anders denn dieser selbst gewuchert habe. Ja, oft kam es mir so vor, als ob das Unkraut nachgerade die gesunde Frucht vielfach zu ersticken drohe.

Das gab mir den Muth, dem Meister ernst und strenge gegenüberzutreten, mit ihm zu rechten, und das Unkraut, so gut ichs kann, so weit ich es sehe und für solches zu erkennen glaube, vom gesunden Korn zu sondern und zur Seite zu werfen.

2.

Ich hatte die Hauptwerke Montesquieu's, seine Lettres persannes, sein Buch über Rom, seinen Esprit des lois gelesen, studirt, und war oft ungehalten über Einzelnes gewesen. Und die Einzelngefühle hatten vielfach den Gesammteindruck überboten, die kleinen Schmerzen waren mir im Andenken geblieben und die großen ruhevollen Genüsse halbwegs vergessen.

Da las ich noch nachträglich seine Défense de l'esprit des lois. Und der Geist des Friedens, der hohen Menschlichkeit, der edeln Würde, der in Montesquieu's Werken herrscht, trat wieder in seiner ganzen Reinheit hervor. Durch diese Défense de l'esprit des lois wurde mir überdies noch einmal nachträglich recht klar, welche Gegner dieses Werk am härtesten getroffen hatte. — Die Vertheidiger der Gewalt, die Schmeichler der Macht, die Anhänger altherkömmlicher, religiöser und politischer Knechtschaft hatten den Geist der Gesetze, und Montesquieu in ihm und durch ihn, zum Ketzer und zum Gottesleugner zugleich zu stempeln gesucht. Diese Anklage war damals noch die gefähr-

lichste, die es geben konnte; die Bastille bestrafte noch unverurtheilt diejenigen, an denen diese Anklage haften blieb. Und deswegen vertheidigte sich Montesquieu vor Allem gegen sie. Diese Vertheidigung aber ist ein Meisterwerk des feinsten Witzes ohne giftigen Stachel, der edelsten Freimüthigkeit ohne alle Eitelkeit, des ruhigsten Ernstes ohne alles Sprödethun.

Montesquieu sagt: »Die Art zu raisonniren ist nicht gut, die auf ein gutes Werk angewendet, es so erscheinen lassen kann, als ob es das schlechteste Werk von der Welt sei, und die auf irgend ein schlechtes Buch angewendet, es als das beste Buch, das es gibt, darzustellen im Stande ist.«

»Wenn man ein Werk, und ein großes Werk, kritisirt, so muß man suchen, sich eine besondere Kenntniß der Wissenschaft, über die es handelt, zu verschaffen, und die anerkannten Schriftsteller, die schon über diese Wissenschaft geschrieben haben, recht lesen, um zu sehen ob der Verfasser von der herkömmlichen Art dieselbe zu behandeln abgewichen ist oder nicht.« . . . .

»Wenn ein Verfasser sich durch seine eigenen Worte erklärt oder durch seine Schriften, die in Frage stehen, so ist es unvernünftig, die äußern Zeichen seiner Gedanken zu verlassen um seine Gedanken zu suchen, denn nur er kann seine Gedanken kennen. Aber noch schlimmer ist, wenn seine Gedanken gut sind und man ihm schlechte unterschiebt.« . . . .

»Wo man bei einem Schriftsteller im Allgemeinen eine gute Absicht sieht, da täuscht man sich seltener, wenn man bei gewissen Stellen, die zweideutig scheinen, eher nach der allgemeinen Absicht urtheilt, als wenn man ihm eine ausnahmsweise böse Absicht unterschiebt.« . . . .

»Da es sehr schwer ist ein gutes Werk zu machen, und sehr leicht es zu kritisiren, weil der Verfasser alle Zugänge zu bewachen und der Kritiker nur einen zu durchbrechen hat, so muß dieser um so weniger sich ein Unrecht erlauben. Und wenn es sich träfe, daß er stets Unrecht hätte, würde er ganz unverzeihlich handeln.«

»Da übrigens die Kritik als eine Bewährung eigner Ueberlegenheit über Andere betrachtet werden kann, und da ihr gewöhnlicher Erfolg ist, dem menschlichen Stolze süße Augenblicke zu verschaffen, so verdienen die, die sich derselben hingeben, wohl stets unsere Billigkeit, aber selten unsere Nachsicht.«

»Und da von allen Arten zu schreiben sie diejenige ist, in der man am schwersten eine gute Natur zeigt, so muß man Acht geben, daß man nicht durch die Schärfe der Worte das Unangenehme der Sache vermehre.«

»Wenn man über die großen Materien schreibt, dann genügt es nicht, seinen Eifer zu Rath zu ziehen, sondern man muß auch sein Wissen befragen; und wenn der Himmel uns keine großen Talente gegeben hat, so kann man sie durch Mißtrauen in sich selbst, durch Pünktlichkeit, Arbeit und Nachdenken ersetzen.«

»Die Kunst, in einer Sache, die ihren guten Sinn hat, den schlechten Sinn, den ein Geist, der nicht richtig urtheilt, ihr unterstellen kann, zu suchen, ist ohne Nutzen für die Menschen. Diejenigen, die sich darauf legen, gleichen den Raben, die die lebendigen Körper meiden und nach allen Seiten hinfliegen um Leichen zu suchen.«

»Eine solche Art zu kritisiren hat zwei bedeutende Nachtheile. Der erste besteht darin, daß sie den Geist der Leser durch eine Mischung von Wahrheit und Lüge, eine Mi-

schung von Gutem und Bösem verdirbt. . . . . Der zweite darin, daß, indem man auf diese Weise die guten Bücher verdächtigt, man keine andern Waffen hat um die schlechten Bücher anzugreifen; so daß das Publikum kein Mittel mehr hat sie zu unterscheiden. Wenn man Diejenigen Spinozisten und Deisten nennt, die es nicht sind, was wird man dann von denen sagen, die es sind?«

»In den Augen der Menschen sind die Handlungen viel klarer als die Beweggründe; und es ist leichter für sie, zu glauben, daß die Handlung, Einem die gröbsten Injurien nachzusagen, vom Bösen, als sie zu bereden, daß der Beweggrund, der so handeln macht, vom Guten sei.«

»Wenn ein Mann dem geistlichen Stande (qui fait respecter la religion et que la religion fait respecter), angehört, und einen Weltmann vor der Welt angreift, so ist es unerläßlich, daß er durch seine Art zu handeln die Ueberlegenheit seines Charakters aufrecht zu erhalten sucht. Die Welt ist sehr verdorben; aber es giebt gewisse Leidenschaften, die sehr in Schranken gehalten sind; es giebt bevorzugte, die den andern verbieten hervorzutreten. Betrachtet die Weltleute unter sich, so findet ihr Nichts so ängstliches als sie; das ist der Stolz, der nicht wagt seine Geheimnisse zu verrathen, und der in der Nachsicht, die er mit andern hat, nur an sich selbst denkt. Das Christenthum gibt uns die Gewohnheit, diesen Stolz zu unterwerfen, die Welt giebt uns die, ihn zu verstecken. Was sollte bei der geringen Tugend, die wir haben, aus uns werden, wenn unsere ganze Seele sich befreien wollte, und wenn wir nicht mehr auf das unbedeutendste unserer Worte, unserer Zeichen in unsern Gebehrden Acht gäben? Aber wenn Männer eines achtbaren Standes sich gehen lassen, wie Weltleute

es nie wagen würden, dann müssen diese nothwendig dahin geführt werden, zu glauben, daß sie besser seien als sie in Wahrheit sind, was ein sehr großes Uebel ist.«

»Wir Weltleute sind so schwach, daß wir ganz besonders geschont zu werden verdienen. Aber wenn man uns alle äußeren Zeichen der wildesten Leidenschaften zeigt, was sollen wir dann von dem Innern denken? Kann man hoffen, daß wir, bei unserer gewöhnlichen Keckheit zu urtheilen, nicht urtheilen werden?«

»Wenn Jemand über religiöse Gegenstände schreibt, so muß er nicht so sehr auf die christliche Liebe derjenigen, die ihn lesen, rechnen, daß er ihnen Sachen vorträgt, die dem gesunden Menschenverstande entgegen sind; denn in der Absicht sich die zu gewinnen, die weniger Aufklärung als Frömmigkeit haben, verliert er Alle, die weniger Frömmigkeit als Aufklärung besitzen.«

»Und da die Religion sich vielfach von selbst vertheidigt, so verliert sie mehr, wenn sie schlecht vertheidigt wird, als wenn sie gar nicht vertheidigt würde.« — — —

3.

Ich habe diese Stellen so umfassend übersetzt, weil sie mehr als Alles, was ich sagen könnte, Montesquieu in seiner großen, schönen, edeln und überlegenen Art zu zeigen im Stande sind. Es weht in denselben ein Geist, wie ihn die Weisen des Alterthums gehabt haben würden, wenn sie die Milde der christlichen Auffassung mit ihrer klaren Anschauung zu verbinden gewußt hätten. Die Art, wie Montesquieu seinen Gegner ab und zum Stillschweigen verweist, ist so tapfer als möglich und zugleich so einfältig als noth-

wendig; und der, den er traf, hatte gewiß nicht Lust es noch einmal mit diesem Riesen, der ihn spielend gefangen hielt, aufzunehmen. Aber die geistige Ueberlegenheit giebt dann der Form und der Art zu kämpfen nur einen um so größern Werth. Denn in dieser Art spricht sich die ungetrübteste Ruhe, die aufrichtigste Menschenachtung, die kraftvollste Milde aus. Der niedergeworfene Gegner mußte einen solchen Sieger nicht nur achten, sondern lieben, wenn er nicht trüben Herzens und gefälschten Geistes war.

Diese Vertheidigung des Esprit des lois hatte, als sie erschien, den ungetheiltesten Beifall, und sie, wie die Angriffe, die sie hervorriefen, trugen unendlich dazu bei, diesem Werke selbst nur noch größern Erfolg zu verschaffen. Und wirklich eine Einleitung wie diese Vertheidigung, läßt das Tüchtigste erwarten. Und deswegen schicke ich sie meinen Bemerkungen voran, und hoffe, daß man mir nicht nachsagen wird, daß auch mich der Kitzel, einen Montesquieu zu schulmeistern, geleitet habe. Ich beuge mich in Demuth vor dem Gewaltigen, und wage nur bescheidene Zweifel bei dieser und jener Frage, die in der Art, wie sie aufgefaßt, mir den Keim gar vieler Mißgriffe zu enthalten scheint, die dem Geiste, der durch die Werke Montesquieu's weht, oft vollkommen entgegen sind; die seine Hoffnungen und Absichten unmöglich machen, die in ihrer Anwendung seine heiligsten Grundsätze umstoßen müssen. Ich bilde mir ein, Montesquieu selbst gegen einzelne Irrthümer, Folgen der Zeit und der Verhältnisse, in denen er lebte, die auf den Menschen, und stände er dem Gotte noch so nahe, unabweisbar ihren Einfluß ausüben, zu vertheidigen; und das vor Allem giebt mir den Muth, mit ihm zu rechten.

II.

Lettres persannes.

Das erste Werk, mit dem Montesquieu auftrat, waren seine Lettres persannes. Sie begründeten seinen Ruf, denn das Buch fand den ungetheiltesten Beifall. Aber ich glaube kaum, daß dieses und ähnliche seinem Namen eine Zukunft gesichert haben würden, wenn er nicht durch andere ganz Anderes geleistet hätte. Das Urtheil Voltaires: »ce livre, si frivole et si aisé à faire,« ist zwar sehr strenge, zu strenge, aber doch im Allgemeinen wahr. Die Erfindung, die Fabel — ein Perser, der Paris mit den Augen eines Asiaten ansehen soll, und asiatische Zustände mit den Augen eines Parisers ansieht und mit den Farben eines Franzosen malt, — ist ohne große Bedeutung, die Einzelnheiten sind oft wirklich höchst frivol, und wo sie tiefer sein sollen, nicht immer stichhaltig. Eine Reihenfolge von Briefen über die Abnahme der Bevölkerung in Europa beruht auf einem thatsächlichen Irrthume; denn mit Ausnahme der großen Centralpunkte der alten Welt ist die neue gewiß im Allgemeinen bevölkerter als die alte. Auch Montesquieu's Ansicht über die Colonien, die stets das Volk

schwächen und nie in der Fremde großen Erfolg haben sollen, ist in der Anwendung und in der Allgemeinheit, wie er sie darstellt, verkehrt, französisch; ein Engländer, Holländer, Däne zc. würde gewiß auf ein ganz anderes Ergebniß gekommen sein. Colonien, die nur zur Ausbeutung der Colonie im alleinigen Interesse des Mutterlandes gegründet sind, werden sicher stets die Folgen haben, die Montesquieu sieht und schildert; aber solche, in denen das Interesse der Colonie und des Mutterstaates auf Gleichheit und Gerechtigkeit fußen, werden stets zu ganz entgegengesetzten Folgen führen, wenn sonst die Natur der Verhältnisse überhaupt Colonien nothwendig macht oder auch nur erlaubt.

Es ist dies einer von den Fällen, in denen Montesquieu auf Irrwege geräth, weil er den Stern, der ihn sonst meist leitet, und der da heißt: Gerechtigkeit, aus dem Auge verliert. Wir werden noch oft ein ähnliches Verkennen seiner selbst sehen. In den »persischen Briefen« liegen übrigens in der Regel seine leitenden Grundsätze: Recht und Gerechtigkeit, Menschenliebe und Gesamtwohl sehr offen am Tage. Die Geschichte der Troglodyten soll beweisen, daß nur die Tugend zum Glücke, zu Macht und Ansehen führt (lettre XI etc. etc.). An einer andern Stelle geht er noch weiter und fordert auch für das Völkerrecht den Grundsatz der Gerechtigkeit als alleinige Richtschnur, nach der Krieg, Friede und Völkerbündnisse geregelt werden sollen (lettre 96). —

Aber ich zweifle, ob diese Grundsätze allein dem Buche den Erfolg gesichert haben würden, den es erlangte. Im Gegentheile mögen die Fehler des Buches ihm fast mehr genützt haben, als seine Vorzüge. Die leichte frivole Art

— Voltaire hat hier Recht — in der Montesquieu in seinen »persischen Briefen« die bedeutendsten politischen, historischen und philosophischen Fragen behandelte, erlaubte dem lustigen Völkchen, das damals in Frankreich herrschte, das Buch zu genießen. Die Ahnung einer andern Zukunft durchwehte bereits die Welt, und in diese Zukunft griff Montesquieu mit spielender Hand hinüber. Das ist es, warum ihm die Masse willig folgte, und nur um so williger, als er seinen philosophischen Lehrsaal in einem Serail aufgeschlagen hatte und seine Zuhörer sehr bald merkten, daß er nur den Vorhang zurückzuschieben brauchte, um sie zu Zeugen der geheimen Freuden und Sünden des Orients zu machen.

Doch verhindert dies nicht, daß man oft genug dem tiefen Geiste und dem scharfen Blicke des Forschers begegnet. Die Schilderung der Franzosen seiner Zeit ist meist schlagend und wahrhaft überraschend. Er sagt von ihnen: »Sie gestehen gerne zu, daß man anderswo viel vernünftiger handle, wenn man ihnen nur zugesteht, daß sie besser gekleidet sind; sie sind erbötig, sich den Gesetzen einer fremden Nation zu unterwerfen, aber nur unter der Bedingung, daß die französischen Perruquiers als Gesetzgeber über die Form der fremden Perrücken entscheiden.« (lettre 101). Man wird nicht ableugnen, daß in dieser Beziehung die französische Nation doch etwas ernster geworden ist, und gegenwärtig, wenn sie ihre Moden dem Auslande aufdrängen möchte, vielfach ihre Gesetze mit zu denselben rechnet. An andern Stellen der »persischen Briefe« aber ist es oft als ob man einen Sohn der Neuzeit sprechen hörte: »In Paris herrschen Freiheit und Gleichheit. Geburt, Tugend, selbst Kriegerverdienst, wie glän-

zend es auch sein mag, retten nicht vor der Menge, in der Jeder verschwindet. Die Rangeifersucht ist hier unbekannt. Man sagt, daß der Erste von Paris derjenige ist, der die besten Pferde an seinem Wagen hat.« (lettre 89). »Man ist in Frankreich viel freier als in Persien. Deswegen liebt man dort den Ruhm viel mehr. Diese glückliche Phantasie läßt einen Franzosen mit Vergnügen und mit Geschmack thun, was unser Sultan von seinen Unterthanen nur erzwingt, indem er ihnen ohne Unterlaß ihre Strafe oder ihren Lohn vorhält.« (lettre 90). So war also schon damals la gloire das Steckenpferd der Franzosen. Das monarchische Princip war ebenfalls ungefähr dasselbe wie später: »Der Monarch« — und es ist hier von dem Abgotte der Königlichen die Rede, von Louis XIV — »der Monarch, der so lange geherrscht hat, existirt nicht mehr. Er hat viele Leute von sich sprechen gemacht, so lange er lebte; bei seinem Tode verstummte Alles. Glaube aber ja nicht, daß dies Ereigniß nur moralische Reflexionen hervorgerufen habe. Jeder hat an seine Geschäfte gedacht und wie er es machen müsse, um aus der Aenderung den größten Nutzen zu ziehen.« (lettre 93).

Noch auffallender aber sind die folgenden Bemerkungen: »Die Minister folgen und zernichten sich hier wie die Jahreszeiten. Seit drei Jahren habe ich viermal das Finanzsystem ändern sehen. — Von dem Augenblicke, wo der verstorbene König die Augen schloß, dachte man daran eine neue Administration einzurichten. Man fühlte, daß man sich unbehaglich befand, aber man wußte nicht, was thun, um besser zu sein.« (lettre 138). Diese Systemänderungen, diese Ministerkrisen

hatten damals viel bedeutendere Folgen als gegenwärtig. Es gibt kein Land in der Welt, wo das Glück (la fortune — das Vermögen) so unbeständig ist als in diesem hier. Es haben alle zehn Jahre Revolutionen statt, die den Reichen ins Elend stürzen, und die den Armen mit raschen Flügeln zu den höchsten Reichthümern erheben.« (lettre 99)

Diese Bemerkungen Montesquieu's beweisen, außer seiner geistreichen Beobachtung, daß die Franzosen vor hundert Jahren ungefähr dieselben waren, die sie heute sind. Sie beweisen noch mehr, daß wenn in ihrem Charakter, in ihren Verhältnissen, in ihren Zuständen durch die Revolution und ihre Folgen eine Aenderung statt gefunden hat, diese eher zu ihrem Vortheile, als zu ihrem Nachtheile ausgefallen ist. Die Mode hat einen ernsteren Ton angenommen, der Franzose würde sich die Gesetze des Auslandes nicht mehr gefallen lassen. Die Ministerkrisen sind ungefähr so häufig wie zu Zeiten Montesquieu's, nur sind sie nicht mehr, wie zu Zeiten Montesquieu's, im Stande, die Finanzsysteme und mit diesen das Vermögen der Bürger mit in den Strudel herabzuziehen. Was aber am klarsten aus den feinen und so treffenden Bemerkungen Montesquieu's hervorgeht, ist, daß das Lamm unten am Bache dem Wolfe oben das Wasser nicht trüben konnte. Ich meine: man darf, nachdem man Montesquieu und noch ein paar andere französische Schriftsteller gelesen hat, weder die Revolution von 1789 noch die von 1830 noch die von 1848, weder die Verfassungen noch die Volkssouverainität, weder die constitutionelle Monarchie noch die Republik dafür verantwortlich machen, daß die Franzosen noch heute nach der gloire tanzen, daß die Minister sich bei ihnen

wie die »Jahreszeiten folgen und verschlingen», daß die Franzosen sich »unbehaglich fühlen, aber nicht wissen wie's besser machen.« Wie gesagt, der Bach unten ist nicht trüber als er oben war, im Gegentheile; und somit sind die Revolution, die Verfassung, die Volksvertretung, die constitutionelle Monarchie und die Republik in dieser Beziehung so unschuldig wie das Lamm in der Fabel. —

Bei andern Völkern würden dieselben Ereignisse und Institutionen, die in Frankreich unschuldigerweise für gewisse Zustände und Moden verantwortlich gemacht werden, ganz andere Folgen gehabt haben. Montesquieu selbst würde dies gewiß nicht bestreiten, denn er weiß sehr wohl, daß bei den verschiedenen Völkern dieselben Ursachen, oder besser dieselben Wirkungen und Ereignisse oft ganz entgegengesetzte Folgen haben. In seinen »persischen Briefen« ist auch einmal von Deutschland die Rede, und bei der Gelegenheit sagt er: »Deutschland ist nur noch ein Schatten des ersten Reiches; aber, ich glaube, es ist die einzige Macht auf dieser Erde, die durch Zersplitterung nicht geschwächt wurde; die einzige, glaube ich weiter, die durch ihre Verluste erstarkt, und die, langsam in der Ausbeutung ihrer Erfolge, aus ihren Niederlagen unüberwindlich hervorgeht.« — (lettre 136). Hoffen wir, daß, wie wahr diese Bemerkung für die Zeiten Montesquieu's war, sie eben so für unsere Zeiten die Auferstehung des deutschen Volkes, »langsam in der Ausbeutung seiner Erfolge, aus seinen Niederlagen unüberwindlich hervorgehend«, mit prophetischem Geiste verkündet.

Die Lettres persannes sind das Buch, in dem der schöne Geist, das edle Gemüth, die feine Beobachtungsgabe Mon-

tesquieu's in ihrer ganzen Reinheit angedeutet sind. Das Alles ist aber gleichsam nur als Blüthe da, und wohl deswegen so schön. Die Frucht hatte später oft einen herben Beigeschmack. Das Werk selbst ist ohne größere Bedeutung, aber es verspricht unendlich viel, es läßt ahnen, wie tief und klar der Brunnen war, aus dem es geschöpft wurde. Trotz all dem aber würde es ohne seine Nachfolger doch nur eine Zeitfliege gewesen sein, und erhält erst durch jene seine ganze Bedeutung, sein hohes Interesse.

III.

Roms Größe und Untergang.

1.

Montesquieu gehörte zu den Charakteren, die lange jung bleiben. Seine »persischen Briefe« haben oft einen Blüthenstaub der Gedanken, der Ansichten und Welthoffnungen, die den Jüngling zu verrathen scheinen; und doch hatte Montesquieu bereits das reife Mannesalter (32 Jahre) erreicht, als er dieselben veröffentlichte. Sein zweites Werk, die erste Frucht jener schönen Blüthe, das 13 Jahr später erschien, ist dann die Arbeit eines vollkommen gereiften Mannes, der eine Menge seiner schönsten Jugendansichten halbwegs für Träume halten zu dürfen scheint. O, es ist ein Elend und doch wieder eine gottwürdige Wohlthat um die Eitelkeit der Menschen, die stets, trotz allen Scheines des Gegentheils, was sie besitzen, für das Höchste, was sie nicht haben, für nicht des Redens werth halten. Die Jugend spottet der kalten Erfahrung des Alters, das Alter belächelt die kecke Logik der Jugend. Das größte Unglück des Alters aber ist die Sucht, recht praktisch sein zu wollen. Diese Prosa des Denkens und Strebens treibt die Menschen meist, die Ereignisse als solche, abgerissen, er=

klären zu wollen. Der praktische Mann sucht die Ursache für jede Folge, und vergißt meist, daß diese Folge selbst nur ein Blatt des großen Baumes ist, dessen Wurzeln tief unten im Boden liegen. Die Jugend sieht mit ungewaffnetem Auge, und überblickt dann meist ein Ganzes; das Alter setzt die Brille auf, oder, wenn's seiner Sache recht sicher sein will, nimmt eine Luppe vor, und findet dann die feinen Fasern, die das Blatt durchziehen; — aber es sieht nicht mehr den Stamm, und vergißt nur gar zu oft seine Wurzeln. Vom Walde gar nicht zu reden.

In den lettres persannes begegnen wir der kecken Logik, den scharfen mitleidlosen Grundsätzen der Jugend; in dem Werke Montesquieu's über Rom [1]) dem praktischen Manne, der zwar seine durchgreifenden Grundsätze nicht vergessen hat, der sie aber nur selten noch an die Ereignisse anzulegen wagt.

Das Hauptcapitel seines Werkes über die »Größe und den Verfall« Roms ist dasjenige, in dem er die Mittel darzustellen sucht, durch welche Rom zur Herrschaft über die Welt gelangte. [2]) Es ist dasselbe zu bedeutend, um es hier nicht großentheils zu übersetzen.

»Im Laufe so großen Glückes, in dem man gewöhnlich sich vernachlässigt, handelte der Senat stets mit derselben Umsicht; und während die Heere Alles in Erstaunen setzten, hielt der Senat an der Erde, was er niedergeworfen fand.«

»Er warf sich als Gericht auf, das über alle Völker urtheilte. Am Ende jedes Krieges entschied er

---

[1]) Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence.

[2]) Chap. VI.

über die Strafe oder den Lohn, die jedes verdient hatte. Er nahm dem besiegten Volke einen Theil seiner Domainen, um ihn seinen Bundesgenossen zu geben. Er erwirkte zweierlei hierdurch, er fesselte an Rom Könige, die es wenig zu fürchten und von denen es viel zu hoffen hatte, und er schwächte andere, von denen es Nichts zu hoffen und Alles zu fürchten hatte.«

»Man bediente sich der Bundesgenossen, um mit ihnen den Feind zu bekriegen. Vor allem aber zerstörte man die Zerstörer. Philipp wurde mit Hülfe der Aetolier besiegt, die dann später zernichtet wurden, weil sie sich Antiochus angeschlossen hatten. Antiochus wurde besiegt mit Hülfe der Rhodier; aber nachdem man ihnen den glänzendsten Lohn gegeben hatte, demüthigte man sie für immer unter dem Vorwande, daß sie verlangt hätten, man solle mit den Persern Friede schließen.«

»Wenn sie mehrere Feinde zugleich hatten, so schlossen sie einen Waffenstillstand mit dem schwächern, der sich glücklich schätzte, ihn erlangt und seinen Untergang verschoben zu haben.« —

»Wenn man in einen großen Krieg verwickelt war, so schwieg der Senat bei allen Beleidigungen und harrte in Ruhe der Zeit, wo er sie bestrafen könne.« ...

»Da sie ihren Feinden unberechenbare Uebel zufügten, so bildeten sich selten Bündnisse gegen sie; denn wer der Gefahr ferne stand, hatte nicht Lust, sich ihr zu nähern.«

»Deswegen wurden sie selten angegriffen, sondern konnten im Gegentheile Zeit und Ort und ihre Gegner wählen. Und von allen Völkern, die sie angriffen, waren gewiß wenige, die nicht alle möglichen Beleidigungen ertragen hätten, wenn man sie in Frieden gelassen.«

»Ihre Gewohnheit war, stets als Herrn und Gebieter zu sprechen. Die Gesandten, welche sie zu Völkern, die ihre Macht noch nicht gefühlt hatten, schickten, konnten sicher sein, mißhandelt zu werden. Was dann eine gute Veranlassung war, einen neuen Krieg zu beginnen.«

»Da sie nie ernstlich Frieden machten, und da, in der Absicht Alles zu überziehen, ihre Verträge nichts als Waffenstillstände waren, so fügten sie denselben Bedingungen bei, die stets damit anfingen den Staat zu zernichten, der sie annahm. Sie verlangten, daß die Besatzungen die Festungen verließen, oder beschränkten die Zahl der Truppen, oder ließen sich die Pferde und Elephanten ausliefern. Seemächte zwangen sie ihre Schiffe zu verbrennen, oder ins Innere des Landes zu ziehen.«

»Nachdem sie die Heere eines Fürsten zerstört hatten, zernichteten sie seine Finanzen durch Tribute.« . . .

»Wenn sie mit einem Prinzen Friede schlossen, so nahmen sie seine nächsten Verwandten als Geißel, die ihnen dann das Mittel gaben, nach Belieben die Ruhe des Reiches zu stören.« . . . .

»Wenn ein Prinz eines Volkes sich gegen seinen Souverain empört und landesflüchtig geworden war, so gaben sie ihm erst den Titel eines römischen Bundesgenossen, wodurch sie ihn geheiligt und unangreifbar machten, so daß es keinen König gab, der, wie mächtig er auch sein mochte, vor seinen eignen Unterthanen und seiner Familie sicher war.«

»Obgleich der Titel eines Bundesgenossen eine Art Dienstbarkeit war, so war er dennoch sehr gesucht; denn man war sicher, daß man nur ihren Beleidigungen ausgesetzt war, und man durfte hoffen, daß sie geringer

seien. So gab es keine Dienstleistungen, keine Demüthigungen, deren man sich nicht unterwarf um ihn zu erlangen.« —

»Sie hatten verschiedene Arten von Bundesgenossen. Die Einen waren mit ihnen verbunden durch ihre Privilegien und eine Theilnahme an ihrer Größe, wie die Lateiner und die Herniker; andere durch ihre Gründung selbst als Colonien; einige durch Wohlthaten, wie Masinissa, Eumenes, Attalus, die ihnen ihre Macht und ihre Vergrößerung verdankten; andere durch freie Verträge: diese wurden dann durch den langen Gebrauch der Allianz selbst zu Unterthanen, wie die Könige von Aegypten, Bithynien, Cappadocien und die Mehrzahl der griechischen Städte. Mehrere endlich durch erzwungene Verträge und ihre Unterjochung, wie Philipp und Antiochus; denn sie schlossen keinen Frieden mit einem Feinde, der kein Bündniß enthielt. Das heißt, sie unterwarfen kein Volk, das ihnen nicht dazu diente, andere zu unterwerfen.«

»Wenn sie einer Stadt ihre Freiheit ließen, so sorgten sie dafür, daß in derselben zwei Parteien entstanden: eine, die die Gesetze und die Freiheit des Landes vertheidigte, und eine zweite, die den Willen Roms für das höchste Gesetz anerkannte. Und da diese letztere Faction stets die mächtigere war, so sieht man wohl, daß eine solche Freiheit nur ein leerer Klang war.« —

»Manchmal bemächtigten sie sich eines Landes unter dem Vorwande einer Erbfolge. Sie kamen nach Asien, Bithynien, Libyen durch die Testamente des Attalus, des Nikomedes und des Apion; und Aegypten wurde unterjocht durch das des Königs von Cyrene.«

»Um die großen Fürsten stets klein zu erhalten, widersetzten sie sich, daß sie mit denjenigen ein Bündniß schlossen, die schon römische Bundesgenossen waren, und da sie keinem Nachbarn der mächtigen Fürsten ihre Bundesgenossenschaft verweigerten, so ließ den Letztern diese Bedingung, die sie in ihre Friedensschlüsse einschalteten, keine Bundesgenossen.«

»Sobald sie irgend einen bedeutenden Fürsten besiegt hatten, setzten sie in den Friedensschluß, daß er keinen Krieg gegen die römischen Bundesgenossen unternehmen dürfe, sondern seine Streitigkeiten durch Schiedsrichter entscheiden lasse, — wodurch sie ihn für die Zukunft der Militairmacht beraubten.«

»Und um sich diese Macht ganz vorzubehalten, sprachen sie dieselbe sogar ihren Bundesgenossen ab. Sobald sich der geringste Zwist zwischen diesen erhob, schickten sie Gesandte zu ihnen, die sie zwangen Friede zu halten. Man braucht nur zu sehen, wie sie den Kriegen des Attalus und des Prusias ein Ende machten.« —

»Wenn ein Fürst eine Eroberung machte, die oft ihn selbst entkräftet hatte, so stellte sich meist ein römischer Gesandter ein, der sie seinen Händen wieder entriß. Unter tausend Beispielen genügt es, sich zu entsinnen, wie sie Antiochus mit Einem Worte aus Aegypten austrieben.«

»Da sie wußten, wie tüchtig die europäischen Völker zum Kriege waren, so stellten sie ein Gesetz auf, daß keinem asiatischen Könige erlaubt sei, in Europa einzudringen, und hier irgend ein Volk zu unterjochen. Die Hauptursache ihres Krieges mit Mithridates war, daß er gegen diesen Befehl es gewagt hatte, einige Barbarenvölker zu unterwerfen.«

»Wenn sie sahen, daß zwei Völker, ob ihre Verbündeten oder nicht, ob betheiligt oder unbetheiligt an dem Streite, sich bekämpften, so unterließen sie nie auf der Kampfbühne zu erscheinen und für den Schwächern Partei zu nehmen. Das war, sagt Dionysius von Halikarnassus, ein alter Brauch der Römer, daß sie stets ihre Hülfe Allen zugestanden, die sie in Anspruch nahmen. . . .

»Aber ihr Hauptgrundsatz hieß: Theile. Die Achäische Republik bestand aus einer Verbindung von freien Städten; der Senat erklärte, daß in Zukunft jede Stadt sich nach ihren eignen Gesetzen, ohne von einer gemeinsamen Autorität abhängig zu sein, regieren solle.«

»Eben so handelten sie der Böotischen Republik gegenüber. . . .

»Sie machten nie Kriege in fernen Ländern, ohne Verbündete in der Nähe ihres Feindes gesucht und gefunden zu haben, die ihre eigne Armee unterstützen könnten. Diese selbst war nicht groß, aber sie hatten stets in der Nähe eine zweite schlagfertige Armee und in Rom eine dritte. So wagten sie nur einen kleinen Theil ihrer Macht, während der Feind seine ganze Macht einsetzte.«

»Manchmal mißbrauchten sie die Spitzfindigkeit der Ausdrücke ihrer Sprache. Sie zerstörten Carthago, indem sie sagten, daß sie zwar die Cité, aber nicht die Stadt bestehen zu lassen versprochen hätten. Man weiß, wie die Aetolier, die ihnen Glauben geschenkt hatten, von ihnen getäuscht wurden. Die Römer behaupteten, daß die Worte »sich auf Treu und Glauben einem Feinde ergeben« den Verlust einer Menge Sachen, Personen, Län-

dereien, Städte, Tempel und der Gräber selbst nach sich zögen.«

»Sie konnten selbst einem Vertrage eine willkürliche Deutung geben; so sagten sie, als sie die Rhodier demüthigen wollten, daß sie ihnen Lycien nicht zum Geschenk, sondern zum Freunde und Bundesgenossen gegeben hätten.«

»Wenn einer ihrer Generale Frieden schloß, um ein Heer zu retten, das im Begriffe stand zernichtet zu werden, so bestätigte der Senat denselben nicht, zog allen möglichen Nutzen aus ihm, und setzte den Krieg fort.« . . .

»Manchmal schlossen sie mit einem Fürsten unter leidlichen Bedingungen Frieden; und waren diese Bedingungen erfüllt, so fügten sie solche hinzu, die ihn zwangen den Krieg wieder anzufangen. . . .

»Endlich urtheilten sie über die Könige wegen ihren Privatverbrechen. Sie hörten die Klagen Aller an, die etwas gegen Philipp vorzubringen hatten, und sie schickten Gesandte aus, um ihnen Recht zu verschaffen. Sie ließen Persien vor ihnen wegen Mordthaten und Streitigkeiten gegen Bürger alliirter Städte anklagen.«

»Da man von dem Gold und Silber, das ein General in seinen Triumphen zeigte, auf seine Siege schloß, so ließen sie dem besiegten Feinde Nichts. Rom wurde immer reicher, und jeder Krieg setzte es in den Stand einen neuen anzufangen.«

»Herren der Welt, sprachen sie sich alle Schätze zu. Als Eroberer war diese Sucht weniger ungerecht, als wenn sie sich dieselben als Gesetzgeber zusprachen; da sie erfuhren, daß Ptolemäus, König von Cypern, unendliche

Reichthümer besitze, erließen sie auf den Antrag eines Tribuns ein Gesetz, durch das sie sich die Erbschaft eines lebenden und die Güterconfiscation eines verbündeten Fürsten zusprachen.«

»Bald nahm die Habsucht der Privatleute, was die öffentliche Geldsucht übrig gelassen hatte. Die Richter, die Statthalter verkauften den Fürsten ihre Gerechtigkeit.« ...

»Nichts aber nützte Rom mehr als die Ehrfurcht, die es der Welt aufdrang. Es zwang erst die Könige zum Schweigen, und machte sie gleichsam dumm. (Elle les rendit comme stupides.) Es handelte sich nicht um den Grad ihrer Macht, sondern ihre Person selbst war angegriffen. Einen Krieg wagen, hieß der Gefangenschaft, dem Tode, der Schmach des Triumphes trotzen. So wagten die Könige, die im Glanze und Ueberfluß lebten, keinen Blick auf das römische Volk zu werfen, und hofften von ihrer Geduld und ihrer Demuth einen Aufschub der Leiden, die ihnen drohten.«

»Bemerket, ich bitte Euch, das Benehmen der Römer. Nach der Niederlage des Antiochus waren sie Meister von Afrika, Asien und Griechenland, ohne daß fast eine einzige Stadt ihr Eigenthum war. Es schien, als ob sie nur eroberten um zu geben; aber sie blieben so die Herren, daß, so oft sie gegen einen Fürsten einen Krieg unternahmen, sie ihn gleichsam durch das Gewicht der ganzen Welt erdrückten.«

»Es war noch nicht Zeit sich der eroberten Länder zu bemächtigen (!) Wenn sie die Städte, die sie Philipp entrissen, behalten hätten, würden sie den Griechen die Augen geöffnet haben. Wenn, nach dem zweiten punischen Kriege, oder dem gegen Antiochus, Rom in

Afrika und Asien das Land hätte behalten wollen, würde es nie im Stande gewesen sein, so wenig sichere Eroberungen zu erhalten.«

»Es war nöthig, daß man wartete bis alle Nationen sich daran gewöhnt hatten, frei und als Bundesgenossen zu gehorchen, ehe man ihnen als Unterthanen gebieten und sie nach und nach der römischen Republik einverleiben konnte.« —

»Sehet den Vertrag den sie mit den Lateinern nach dem Siege am See Regillus abschlossen. Er war eines der Hauptfundamente ihrer Macht. Man findet in demselben kein Wort, das die Absicht der Herrschaft verriethe (qui puisse faire soupçonner l'empire).

»Es war dies eine langsame Art zu erobern. Man besiegte ein Volk und man begnügte sich es zu schwächen. Man drang ihm Bedingungen auf die es langsam untergruben; wenn es sich wieder erhob, so erniedrigte man es desto mehr, und es wurde Unterthan, ohne daß man eine Epoche seiner Unterjochung angeben könnte.«

»So war Rom nicht eigentlich eine Monarchie oder Republik, aber das Haupt eines Leibes, aus allen Völkern der Welt gebildet.«

»Wenn die Spanier, nach der Eroberung Mexiko's und Peru's diesen Plan verfolgt hätten, würden sie nicht gezwungen gewesen sein, Alles zu zernichten, um sich Alles zu erhalten.«

»Es ist Unsinn, wenn der Eroberer allen Völkern seine Gesetze und Gebräuche aufdringen will. Das ist zu nichts gut; denn unter allen Arten von Regierungen ist man fähig zu gehorchen. Aber Rom, das keine allgemeinen Gesetze aufdrang, gab den Völkern unter sich keine ge-

fährlichen Verbindungsmittel; sie bildeten nur durch ihren gemeinsamen Gehorsam einen Leib, und ohne Mitbürger zu sein, waren sie alle Römer.« — — —

2.

Ich nehme einen Augenblick an, daß Montesquieu die römische Geschichte vollkommen richtig auffaßt, daß er das Benehmen der Römer bis in seine Einzelnheiten hinein der Wahrheit gemäß dargestellt habe. Ich fühle keinen Beruf, hier mit ihm als Geschichtschreiber zu rechten, sondern will nur seine publicistischen Grundsätze auf die Wage legen, die er selbst anderswo als die richtige anerkennt. Ich habe absichtlich die Einzelnheiten in dem Benehmen der Römer, wie Montesquieu es darstellt, herausgehoben, und aus einer Zusammenstellung derselben läßt sich ein dreifaches Ergebniß ziehen. Nämlich erstens, daß die Römer oft der strengen Gerechtigkeit huldigten; zweitens, das sie meist mit Umsicht, Klugheit und Kraft handelten; drittens, daß sie nicht selten sich offenbare Ungerechtigkeit zu Schulden kommen ließen. —

Der Gerechtigkeit gemäß war es wenn sie in einer Art Gericht über die Völker urtheilten; wenn sie die Zerstörer zerstörten; wenn sie die kleinen Fürsten gegen die großen, die schwachen Völker gegen die starken in Schutz nahmen; wenn sie dieselben zwangen, Friede zu halten; wenn sie sie veranlaßten ihre Streitigkeiten durch Schiedsgerichte entscheiden zu lassen; wenn sie sich gegen die Erobererer erklärten; wenn sie den Asiaten verboten in Europa einzudringen, und die Barbaren zu unterjochen; wenn sie ihre Hülfe Allen zugestanden, die sie anflehten; wenn sie

endlich suchten, sich durch Privilegien, durch die Theilnahme an ihrer eignen Größe, durch Wohlthaten und durch Verträge Bundesgenossen zu verschaffen, zu erhalten und so ihre Macht und ihren Einfluß zu vermehren. —

Es war klug, kräftig und der Gerechtigkeit nicht widersprechend, wenn Rom stets mit Umsicht handelte; wenn es der rechten Zeit harrte; wenn es die Starken bekriegte und mit den Schwachen Friede schloß; wenn es Verbündete in der Nähe seiner Feinde suchte; wenn es mit Einem Worte sich so benahm, daß es der Welt Ehrfurcht einflößte und Achtung aufdrängte.

Es war ungerecht, wenn Rom als Herr und Meister auftrat; wenn es sich der flüchtigen Fürsten bediente, um die innern Verhältnisse ihres Landes zu verwirren; wenn es durch Unterjochung und Gewalt die Zahl seiner Bundesgenossen zu vermehren suchte, wenn es die Friedensbedingungen dazu benutzte, um den besiegten Feind zu zernichten; wenn es selbst seine Sprache mißbrauchte, um durch ihre Spitzfindigkeiten seine Treulosigkeit zu beschönigen; wenn es den Verträgen einseitig eine Rom günstige, dem Gegner ungünstige Deutung gab; wenn es sich des elendesten Vorwandes bediente, um sich eines Landes zu bemächtigen; wenn es den Grundsatz »Theile um zu herrschen« überall anzuwenden suchte; wenn es seine besiegten Feinde durch seine Tribute aussaugte; wenn es endlich seine Goldgier so weit trieb, daß ihm alle Mittel gerecht waren, die ihm erlaubten dieselbe zu befriedigen.

Die Frage ist nur: Welche von diesen Mitteln, ob die, die der Gerechtigkeit gemäß waren, ob die, die ihr offen Hohn sprachen, es sind, die die Macht Roms begründet haben? —

Montesquieu, der hier wunderbarer Weise mit seinem Gegenfüßler Machiavel fast auf der gleichen Höhe steht, scheint der Ansicht zu sein, als ob die einen und die anderen Mittel gleich nothwendig und gleich nützlich gewesen. Er führt sie an, eines nach dem andern, und aus der ganzen Haltung dieser Schilderung selbst geht hervor, daß er sie sämmtlich für gleich zweckdienlich hält.

Die Römer selbst waren anderer Ansicht, denn sie huldigten, selbst da wo sie offenbar im Unrechte waren, dem Geiste der Gerechtigkeit. Sie nahmen ihre Zuflucht zur Lüge, sie suchten alle möglichen Scheinvorwände, eine Erbschaft, das Verbrechen eines Königs, eine Sprachspitzfindigkeit xc. xc. hervor, um durch sie ihr Unrecht zu beschönigen. Sie thaten dies, als sie in ihrer höchsten Macht standen und überall siegreich waren. Und wahrlich, sie thaten es nicht aus innerem Rechtsgefühl, sondern aus Klugheit, und zwar weil sie wußten, daß selbst der Schein der Gerechtigkeit immer noch eine Macht sei, ob auch nur Schein und Schatten des Geistes dem sie zu huldigen sich gezwungen fühlten.

In der Regel aber waren sie gerechter als alle damals herrschenden Völker. »Ihre Beleidigungen waren geringer als die Anderer«; »sie eroberten um zu geben«; — »der Friede mit den Lateinern enthält kein Wort, das die zukünftige Herrschaft ahnen läßt«; — »sie herrschten in Asien, Afrika und Griechenland, ohne daß eine einzige Stadt ihr Eigenthum war.« Montesquieu setzt hinzu: »Die Zeit war noch nicht gekommen, sich der eroberten Länder zu bemächtigen.« Machiavel denkt ungefähr ebenso. Wer aber in der Geschichte Ursache und Wirkung sieht, wer jene dort zu finden weiß wo sie liegt,

wie weit sie auch oft von dieser entfernt erscheint, der wird sich in der Geschichte Roms bald überzeugen, wie der Untergang seiner Macht von dem Augenblicke an unabweislich war — wie er an dem Tage entschieden wurde, an dem die Römer glaubten, »daß die Zeit gekommen, sich der eroberten Länder zu bemächtigen.« Die Eroberung Galliens schuf das Kaiserreich, die erste Strafe Roms, und das Kaiserthum führte zum Untergange der Stadt, dem letzten Gerichte der Weltbeherrscherin.

Die Ursachen aber, die die Römer glauben machten, daß die Zeit gekommen, sich der eroberten Länder zu bemächtigen, liegen wieder in den ungerechten Mitteln, die sie anwendeten, ihren Einfluß zu sichern.

Die Tribute, die sie ihren besiegten Feinden auflegten, zerstörten die Einfachheit der Sitten, die verhältnißmäßige Gleichheit der Lebensbedingungen der verschiedenen Bürger Roms, vermehrten die Ungleichheit, und wurden so der erste Anstoß zum Verderben und endlichen Umsturze der inneren Verfassung des Staates. Das gewonnene Gold schrie um Rache, d. h. es kitzelte die Goldgier der Römer und veranlaßte sie, den Mitteln, diese Gier zu befriedigen, immer mehr, überall und auf alle Weise nachzustreben. Im Innern führte dies die Aussaugung der Plebs durch die Patrizier, nach Außen hin die Raubpolitik des römischen Staates der ganzen Welt gegenüber herbei. Nach und nach zernichtete dann der Erfolg selbst, mit dem die Römer eine Zeitlang ihre Gier nach den Schätzen der Welt befriedigen konnten, alle Kraft und alle höheren Gefühle des Volkes, und somit die nothwendige Bedingung des Bestehens, die Grundfesten ihrer Macht.

Die ungerechten Vortheile, die sie aus ihren oft ge-

rechten Kriegen zu ziehen wußten, ließen sie bald den Krieg um seiner Folgen willen suchen. Die Patrizier hofften ihre Reichthümer durch die Kriegsbeute zu vermehren, die Plebs ihre Schulden zu zahlen. Daher entstand dann die Politik der Kriege aus Habsucht, der Kriege, zu denen man auf alle Weise die unhaltbarsten Vorwände herbeizuschaffen suchte. So wurde es Grundsatz: »Theile um zu herrschen.« Aber dieselbe Politik der ungerechten Vorwände zur Durchsetzung ihrer ungerechten Forderungen wurde auch in den innern Verhältnissen nach und nach die Regel, und wie die Römer immer weiter nach Außen mit derselben Alles niederschmetterten, so zernichteten die Parteien im Innern mit ihr das Rechtsgefühl, die öffentliche Ehrbarkeit, den Bürgermuth, den freien Mannesstolz. Derselbe Grundsatz: »Theile um zu herrschen!« mit dem sie die Welt besiegten, war auch das Mittel mit dem Cäsar Rom unterjochte, die letzten Wurzeln seiner alten Freiheit ausrottete, es in eine Bahn hineinlenkte, auf der keine Rückkehr mehr möglich war, und die, wie strahlend und glänzend sie auch eine Zeitlang noch erscheinen mag, doch nothwendig und in immer raschern Sätzen dem mitleidlosen und unwiderruflichen Untergange zuführte.

Wer nicht nach dem äußern Scheine urtheilt, der sieht schon in dem glänzenden Kaiserreiche selbst den Untergang Roms. Nicht mehr die Bürger Roms waren es, die das Geschick der Weltstadt entschieden; nur die gallischen und germanischen Hülfstruppen Cäsars machten es dem, von dem die »Kaiser« ihren Namen borgten, möglich, Rom zu unterjochen. Die Schätze, um derentwillen Rom sich selbst geopfert, für die es seinen Ruhm, seine Macht, seine Kraft und seine Zukunft eingesetzt hatte, dienten bald nur dazu,

die fremden Miethsvölker zu solden. Nach und nach wurde das Fremde immer mächtiger in Rom, und selbst die Mode unterwarf sich dem Auslande. Das blonde Haar der Germanen und die Zungenfertigkeit der Gallier herrschten in den innern Cirkeln, in den »Salons« — wenn ich's so nennen darf — des kaiserlichen Roms. Die Kaiser selbst waren bald keine Römer mehr, und schon ehe die fremden Soldaten den Purpur an den Meistbietenden losschlugen, hatten die fremden Kaiser die bitterste Rache an den Söhnen der Unterjocher ihres Vaterlandes genommen. »Jeder Kaiser führte Etwas aus seinem Lande in die Gesetze Roms ein, entweder für die Lebensweise, oder für die Sitten, oder für die Polizei, oder für die Religion. Und Heliogabal ging gar so weit, alle Gegenstände der Verehrung in Rom zerstören, alle Götter aus ihren Tempeln herausnehmen, und sie durch die Seinigen ersetzen zu lassen.« [1])

So wurde Rom, Stück für Stück, moralisch zerstört, bis es dann zuletzt auch, Stück für Stück, physisch zernichtet wurde. Das Kaiserthum war die strahlende Buß- und Marterkrone des alten Roms; es war die Vollstreckung des gräßlichen Urtheils des Geschickes, nach dem das Weltreich erst von Innen nach Außen faulte.

Alles Menschenwerk, wie der Mensch selbst, trägt nothwendig den Keim des Unterganges in sich; bei den Völkern wird die gute Eigenschaft oft durch die schlechte gehoben und gehalten. »Die Völker haben ebenso wie die Menschen die Tugenden ihrer Laster und die Laster ihrer Tugenden.« Aber das darf uns nicht verhindern, beide bei ihrem rechten Namen zu nennen; das darf uns nicht

---

[1]) Montesquieu XVI.

abhalten, zu suchen, ob der Keim des Lebens in dem Laster oder in der Tugend, ob der Keim des Todes in der edlern oder unedlern, in der Gott- oder in der Thiernatur des Menschen liegt. —

3.

Wer die Geschichte Roms, wie die der ganzen Welt, aus einem höheren Gesichtspunkte zu überschauen sucht, der wird sich bald überzeugen, daß das Unrecht stets den Keim der Zernichtung in sich trägt; daß das Laster als Rostflecken der Tugend, wo es sich festsetzt, diese nach und nach durchfrißt. Montesquieu ahnet dies noch oft in seinem Werke über Rom; aber er ist sich dieses leitenden Gedankens nicht mehr klar bewußt, er verliert diesen Faden der allein durchs Labyrinth der Geschichte führt, und deswegen sieht er nicht mehr tief genug, um die Ursachen der endlichen Wirkungen zu entdecken.

Noch sagt er: Nicht der Zufall regiert die Welt. »Das beweisen die Römer, die beständig im Fortschreiten waren, so lange sie nach gewissen Grundsätzen regierten, und die beständig im Nachtheile waren, als sie anders dachten und handelten. Es giebt allgemeine, moralische und physische Ursachen, die in jedem Staate thätig sind, die ihn heben, ihn erhalten oder stürzen; alle zufälligen Ereignisse sind diesen Ursachen unterworfen; und wenn der Zufall einer Schlacht, d. h. eine besondere Ursache den Untergang eines Staates herbeigeführt hat, so gab es eine allgemeine Ursache, die Schuld daran wahr, daß dieser Staat durch eine einzige Schlacht zu Grunde gerichtet werden konnte. Mit Einem Worte: Das Wesen des Ganzen (l'allure principale) bedingt die besondern Zufälle.« (Chap. XVIII). Auch

auf die Römer wendet er diese Ansicht noch im Allgemeinen an: »Die Römer gelangten dazu, allen Völkern zu gebieten, nicht nur durch ihre Kriegsweise, sondern auch durch ihre Vorsicht, ihre Klugheit, ihre Beständigkeit, ihre Liebe zu Ruhm und Vaterland. Als unter den Kaisern alle diese Tugenden verschwanden, blieb ihnen nur noch die Kriegskunst, mit der sie trotz der Schwäche und der Tyrannei ihrer Fürsten, erhielten, was sie erobert hatten; aber als die Corruption auch das Heer ergriff, wurden sie die Beute aller Völker.« (Chap. XVIII.)

Diese Ansicht aber schwebt Montesquieu nur dunkel vor; er ist davon nicht durchdrungen, und sobald er ans Werk geht, um die Ereignisse in der Geschichte Roms zu beurtheilen, bleibt er am Einzelnen kleben und verliert die Uebersicht des Ganzen. Er kann glauben, daß die Römer durch den Zufluß des Geldes in Rom erstarkt seien, und daß sie dann später schwächer wurden, weil dies Geld als Sold oder Geschenke in die Hände der Barbaren überging. [1])

Die logische Schlußfolgerung ist hier eine vollkommen umgekehrte. Die Römer entarteten, wurden entnervt und geschwächt, weil aller Reichthum der ganzen Welt in Rom zusammenfloß; sie verloren dann ihre Schätze, ihr Gold wieder, weil sie durch diesen Reichthum selbst entnervt und entmannt worden waren. —

Auf diesem Wege ist es natürlich, daß Montesquieu, am Ziele angekommen, seinen Ausgangspunkt wieder aus dem Auge verloren hat. Wir hörten ihn so eben sagen,

---

[1]) Et comme ils s'étaient agrandis parce que l'or et l'argent de tous les rois étaient portés chez eux, ils affaiblirent, parce que leur or et leur argent étaient portés chez les autres. Chap. XVIII.

daß nicht der Zufall die Welt regiere, und daß die römische Geschichte ins Besondere beweise, wie Vorsicht, Klugheit, Beständigkeit, Liebe zum Vaterlande, wie Tugenden die Römer zu den Herren der Welt gemacht hätten. Und beim Schlusse der Geschichte Roms angekommen, auf den Ruinen des Weltreichs ruft er dann aus: »Das war das Ende des abendländischen Reiches. Rom vergrößerte sich weil es nur successive Kriege hatte, da jede Nation, durch ein unbegreifliches Glück (par un bonheur inconcevable), es erst angriff, wenn die andere zernichtet war. Rom wurde zerstört, weil alle Völker es zugleich angriffen, und von allen Seiten eindrangen.« [1]) Mit diesen Worten schließt er seine Geschichte des Unterganges des weströmischen Reiches. Das also ist der letzte Gedanke den ihm das große Drama, das sich vor den Augen seines Geistes entwickelte und abspielte, einflößte. Es ist das um so auffallender, als er in dem Capitel in dem er die Ursachen der Größe Roms darzustellen sucht, klar beweist, woher es kam, daß die Römer das »unbegreifliche Glück« hatten, stets nur von Einem Volke angegriffen zu werden. Alle Völker fürchteten den strengen Ernst, die Kraft, die Ausdauer, den eisernen Muth und den unbesiegbaren Willen Roms. Alle konnten im Kampfe mit ihm nur verlieren. Als dieser eiserne Muth nicht mehr bestand, kehrte sich das Blatt um. Nach und nach lernten einzelne Völker einsehen, daß der Kampf mit Rom nicht mehr so gefährlich sei; und als es allen Völkern klar geworden war, daß Rom nur eine leichte Beute, stürzten sie von allen Seiten auf die Weltstadt ein, und vollzogen

[1]) Montesq. Schluß des chap. XIX.

auf ihren Ruinen die letzte Clausel eines Urtheiles, in dem wahrlich nicht »Glück und Zufall«, sondern »Recht und Gerechtigkeit« den Sieg davon getragen hatten.

4.

Das Prinzip, der Urgrundsatz Roms war die Tugend.[1]) Die Schändung eines schwachen Weibes stürzte den Thron der Könige; die Selbstbesiegung, die Verleugnung der festesten Blutbande, wo die Gerechtigkeit dieselbe forderte, begründeten die Republik. Die römischen Heere, so lange sie nur für Rom, seine Freiheit, seine Selbständigkeit, sein Gesetz und seine gerechte Weltanschauung fochten, waren Muster der Mannszucht, der Selbstverleugnung, der Aufopferung. Sie siegten überall, weil sie besser, weil sie tugendhafter waren. Jeder Splitter der Geschichte Roms, der aus dieser wunderbaren Zeit auf die Nachwelt gekommen ist, bekundet die Gesundheit, die eiserne Kraft der mächtigen und edeln Steineiche, die hier zum Himmel strebte. Jedes Wort, das die Annalen aufbewahrt haben, ist ein Manneswort, jeder Gedanke eine That. Und selbst die Ausartung, die Rohheit der Zeit und der Zustände — die Schaale, bekundet noch immer den gewaltigen Kern.

Die Tugend begründete Roms Macht; — das Laster ist der Schatten der Tugend, und schleicht dieser wie seinem Leibe nach. Daß wir auch auf Spuren des Lasters

---

[1]) Les Hébreux et les Arabes ont eu pour principal objet la religion, les Athéniens les lettres, Carthage et Tyr le commerce, Rome la vertu! Rousseau, contr. soc. I, ch. 21.

in der ältern Geschichte Roms stoßen, wer würde es leugnen wollen? Aber sie sind eben nur der Schatten, nicht der Leib, nicht das Wesen.

Und von dem Erbe der Tugend der ersten Epoche Roms hat das Weltreich stets gezehrt, nachdem die Erblasser, die tapferen, tüchtigen Kernnaturen Altroms längst in den Folgen der Entartung, die nach und nach aus der Macht, aus der Herrschaft und vor Allem aus der Eroberung hervorkeimte, untergegangen waren.

Der herrschende Grundsatz Altroms war die Tugend, und dieser Grundsatz allein wurde die Ursache seiner Macht; in ihm, und sonst nirgends, wurzelt die Größe Roms; die aber ihre höchste Stufe bereits erreicht hatte, ehe Rom noch über eine einzige Stadt, als ihm unterthänig, gebot. Die erobernde Republik und das übersatte und doch nie zu sättigende Kaiserreich stürzen schon Jahrhunderte ihrem Untergange zu, als sie scheinbar noch immer höherm Glanze entgegengehen.

IV.

l'Esprit des lois.

1.

Die Lettres persannes und das Buch über die »Größe und den Verfall Roms« sind eigentlich nur die Einleitung zu dem Hauptwerke Montesquieus: l'Esprit des lois.

Der Titel: »Der Geist der Gesetze«, wie unklar er auch ist, deutet doch die Absicht des Verfassers an. Montesquieu wollte in seinem Werke die Ursachen und die Folgen der Gesetze, den innern Zusammenhang der zwischen allen Lebensbedingungen der Völker und ihrer vorzüglichsten Lebensäußerung besteht, aufsuchen und klar machen.

Das ferne Ziel das er sich gesteckt, hat er nicht erreicht: ja, selten es klar ins Auge gefaßt. Er verliert es oft, und irrt im Kreise herum, ohne recht zu wissen, wohinaus er will, ohne zu ahnen, wohin er kommen werde. Aber wie die Alchimisten, die Gold suchten, die Chemie gründeten, die mehr werth ist als das Gold nach dem sie strebten; so fand auch Montesquieu bei seinem Suchen nach dem Steine der Weisen in den Gesetzen der ganzen Welt gar Vieles, was er nicht suchte, und was am Ende der

Welt vielleicht noch mehr nützte, als wenn er sein Gold, den reinen »Geist der Gesetze« gefunden hätte.

Wir kennen ihn aus seinen persischen Briefen und seinem Werke über Roms Größe und Verfall, als den Mann des Rechts und der Gerechtigkeit, als den Vertheidiger der Duldsamkeit, als den Freund der Freiheit. Auf seiner Fahrt nach dem goldenen Vließe der Gesetze kam er an hundert und aber hundert Monumenten der Billigkeit, der Duldsamkeit, des Rechts vorbei. Und bei jedem hielt er stille, richtete es auf, wenn es umgefallen, stellte es her, wenn es zerbrochen war. Er sammelte sie alle, so viele er ihrer fand. So wurde sein Werk zu einem Gesetzbuche der Gerechtigkeit, der Duldsamkeit, so weit er diesen auf seiner Fahrt begegnet war. Es war ihm nicht gegeben, wie Prometheus den Göttern das Licht zu rauben, und mit ihm das All zu erleuchten. Auch er war kein Philosoph der die Schöpfung aus sich selbst nachzuschaffen oder umzuschaffen sucht. Aber er war redlichen Strebens und guten Willens, und wo er ein Gesetz fand, in dem er redliches Streben und guten Willen entdeckte, da trug er es in seinen Codex ein. So lenkte er der Welt Auge auf viel Gutes; und je praktischer er war, je weniger er sich oft als Denker über die Höhe des Mittelmaßes erhob, desto wirksamer war seine Art, desto mehr Eingang fand sie bei Hoch und Niedrig, bei Gelehrt und Ungelehrt, bei Mann und Weib. Selten, vielleicht nie hat ein Schriftsteller so tiefen, so allgemeinen Einfluß erlangt wie Montesquieu. Er wurde der Mann seines Jahrhunderts, er sprach in den Gesetzen, die er lehrte, Gefühle, Bedürfnisse, Nothwendigkeiten aus, die alle Welt und besonders die denkenden Männer seines Volkes bereits seit langem ge-

ahnet hatten, die er aber zum Bewußtsein brachte. Das ist die Ursache, warum alle Stände, alle Klassen Frankreichs ins Besondere ihm zufielen, und warum seine Ansichten, von dem Augenblicke, daß sein »Geist der Gesetze« erschien, bis auf die heutige Stunde, in dem Labyrinthe der Geschichte Frankreichs zu einem ununterbrochen fortlaufenden Faden geworden sind.

Um aber diese Auffassung, um die Mängel und die Vorzüge des »Geistes der Gesetze« darzustellen, um den Einfluß desselben zu erklären, ist es nöthig, hier ins Einzelne einzugehen. —

Montesquieu beginnt sein großes Werk mit den Gesetzen im Allgemeinen, den Gesetzen der Natur; geht dann auf seine drei Regierungen: Republik, Monarchie und Despotie über, sucht ihr Wesen und ihren Urgrundsatz klar zu machen und den Einfluß derselben auf die Gesetze im Allgemeinen, auf Erziehung, auf Civil-, Criminal- und Prozeßgesetze, auf den Luxus, auf den Krieg und die Kriegart zu zeigen; dann springt er ab und handelt von der Freiheit, bei welcher Gelegenheit sein Musterstaat, England, sehr klar hervortritt; nach der Freiheit kommen die Abgaben, und diesen folgen eine Menge Bücher über den Einfluß des Climas und des Bodens. Erst nach dem Boden und dem Clima kommen Sitten, Gebräuche und ursprüngliche Denkart des Volkes; von diesen geht er auf den Handel über; dann kommt er auf das Münzwesen, auf die Einwohnerzahl, und von diesen springt er wieder ab auf die Religion. Zwei lange Abhandlungen, die eine über das Erbrecht Roms, und die zweite über das Civilrecht und das Feudalrecht Frankreichs, bereiten uns auf das Ende vor; bis er endlich mit einer neuen Abhandlung über die

vorzüglichste Ursache der Entartung der Carolingischen Königsraçe schließt.

Es ist schwer den innern Zusammenhang der zwischen den einzelnen Theilen seines Werkes besteht, herauszufinden, und ich gestehe, daß ich ihn nicht herausgefunden habe. Ich glaube, daß man die Abhandlung über den Einfluß der Gesetze auf die Religion und umgekehrt vor die über den des Climas, den Handel vor die Sitten u. s. w. setzen könnte, ohne dem Ganzen im Geringsten zu schaden.

Sein »Geist der Gesetze« besteht aus einer Menge kleinerer oder größerer Abhandlungen über den Einfluß der Gesetze auf das Volk und der Lebensbedingungen des Volkes auf die Gesetze. Diese einzelnen Abhandlungen sind dann auch im Wesentlichen wirklich so vereinzelt, daß der Verfasser derselben oft in der einen vollkommen das Gegentheil von dem behauptet, was er in der vorhergehenden als unumstößliche Wahrheit aufstellte.

Auch Montesquieu sah in der Regel nur den nächsten Ring in der Kette, und stieg fast nie bis zum Anfange derselben, bis zu dem großen Ringe hinab, in dem sich alle Ketten des Volkslebens vereinigen. Deswegen irrte er denn auch oft, da nur der, welcher der Kette bis ans Ende folgt, sicher sein kann, daß er nicht die Ursache in einer Folge, die Folge in einer Veranlassung sucht. — Ein paar Beispiele werden diesen Vorwurf zu rechtfertigen im Stande sein.

Als Montesquieu von der Freiheit zu sprechen beginnt, versucht er den Begriff derselben festzustellen. Er fühlte, wie oft das Wort in ganz verschiedener Weise aufgefaßt wird, und deswegen sagt er: »Die Freiheit ist das Recht Alles zu thun, was die Gesetze erlauben.« (liv. XI, chap. 3.)

Es wird kaum nöthig sein zu zeigen, wie sehr hier Montesquieu neben das Ziel schlägt. Er verwechselt Herrschaft des Gesetzes mit der Herrschaft der Freiheit. In einem Staate mit den tyrannischsten Gesetzen könnte nach ihm politische Freiheit herrschen, wenn die Gesetze nur befolgt würden. Die politische Freiheit muß freilich auf den Gesetzen beruhen, ist durch sie begründet, aber es ist wahrlich nicht Einerlei für die Freiheit von welcher Art die Gesetze seien. Das ganze Werk Montesquieus ist nur geschrieben um diese Wahrheit zu beweisen. —

Es giebt nichts Schwereres als strenge Begriffsbestimmungen. Montesquieu war an der Definition der Freiheit gescheitert; sein Tact leitete ihn besser in Bezug auf die Tyrannei; er behalf sich mit einem Bilde. »Wenn die Wilden in Louisiana die Frucht eines Baumes haben wollen, so hauen sie den Baum um, und nehmen dann die Frucht. Das ist die despotische Regierung.« (liv. V, chap. 13.)

Ein andermal sucht er den Ursprung der Sklaverei zu ergründen. Nachdem er die Ansicht der römischen Juristen über diesen Punkt angegeben hat, fährt er fort: »Ich würde vorziehen zu behaupten, daß das Recht der Sklaverei aus der Verachtung hervorgeht, die eine Nation der andern in Folge des Unterschieds ihrer Gebräuche einflößt. Lopes de Gomar sagt, daß die Spanier nahe bei St. Marthe Körbe fanden, in denen die Bewohner ihren Vorrath aufbewahrten. Das waren Krebse, Schnecken, Heuschrecken u. dgl. Die Sieger machten daraus den Besiegten ein Verbrechen.« Lopes de Gomar behauptet ferner, daß hierauf die Spanier ihr Recht, die Amerikaner, die über-

dies Tabak rauchten und den Bart nicht à l'espagnole trugen, zu Sklaven zu machen, fußten.« Montesquieu setzt in seiner ehrbaren Art hinzu: »Die Wissenschaften machen die Menschen milder, die Vernunft menschlicher; nur die Vorurtheile lassen sie auf Milde und Menschlichkeit verzichten.« (liv. XV, chap. 3.)

Die Krebse, die Schnecken und Heuschrecken waren also die Ursache, daß die Spanier sich berechtigt glaubten, die Amerikaner zu Sklaven zu machen. Das möge ihnen Gott verzeihen; aber eine Sünde wider den heiligen Geist ist es, daß sie den edeln Montesquieu in seiner Art, oft vom Kleinen auf das Große, vom Einzelnen aufs All, vom Zufälligen auf das Nothwendige zu schließen, verleiteten, sie überhaupt zur Ursache aller Sklaverei machen zu wollen, oder wenigstens diese Ursache in der Verachtung zu suchen, die gewisse Gebräuche des einen Volkes dem andern einflößen.

An einer andern Stelle aber ist er gerechter. Hier greift er weiter hinauf, und macht die Gesetze und die Handlungen der Menschen verantwortlich: »Weil die Gesetze schlecht waren, fand man faule Menschen; weil die Menschen faul waren, unterwarf man sie der Sklaverei.« (liv. XV, chap. 8.) Das ließe sich schon hören, und hat seine nicht zu verachtende Moral. Doch wird die Faulheit selten Folge der Gesetze sein, im Gegentheil wird ein faules Volk auch faule Gesetze haben. Kommt es aber dann mit einem fleißigen, tapfern Volke zusammen, so wird es sicher dessen Beute, ob nun als Sklave, als Tributpflichtiger oder auch nur als »matière à exploiter«, je nach der Culturstufe, auf der der fleißigere, tapfere Nachbar steht.

Bei den Franken und Burgundern trat die Großjäh-

rigkeit in der Regel mit fünfzehn Jahren ein. Montesquieu sucht dies in folgender Art zu erklären. »Agathias sagt uns, daß die Waffen der Franken leicht gewesen seien. Sie konnten also mit fünfzehn Jahren großjährig werden. In der Folge wurden die Waffen schwerer, und sie waren schon viel schwerer zu Zeiten Carls des Großen, wie unsere Capitularien und unsere Romane zeigen. Diejenigen, die Lehngüter hatten und die in Folge dessen Kriegsdienste leisten mußten, wurden nur mit ein und zwanzig Jahren mündig.« (liv. XVIII, chap. 26.) Wenn in der Unterstellung, daß die Franken großjährig wurden, sobald sie waffenfähig waren, eine gewisse Wahrheit liegt, so kommt dies daher, daß bei einem Volke auf der Culturstufe, auf der die Franken standen, die Waffenfähigkeit ungefähr alle Bürger- und Mannsfähigkeiten in sich schließt. So kann denn die Schwere der Waffe zufällig bei der Ansicht über die Großjährigkeit mit in Anschlag kommen. Aber es ist sicher verkehrt, die schwere Waffenart allein dafür verantwortlich zu machen, daß später die Großjährigkeit weiter hinausgeschoben wurde. Die schwere Waffe war daran so wenig vorherrschend Schuld, die eigentliche Ursache, als früher die leichtere, sondern einfach der Umstand, daß die höhere Entwickelung der bürgerlichen Verhältnisse auch eine höhere Menschen- und Mannesreife forderte, um allen bürgerlichen und gesellschaftlichen Pflichten nachzukommen. Die höhere Culturstufe wird nothwendig die Mündigkeit weiter hinausschieben. Das ist Folge der Verhältnisse, und wiederholt sich selbst in den verschiedenen Ständen eines und desselben Staates. Der Arbeiter, der Bauer kann mit ein paar Lehrjahren lange vor der gesetzlichen Mündigkeit seinem Geschäfte bis ins Kleinste

vorstehen. Weiter hinauf bis zu den höchstgestellten Beschäftigungen, dem Richter, dem Regierungsbeamten, dem Arzte, tritt die Zeit, wo der Sohn selbständig seinen Vater, der Schüler seinen Lehrer, vertreten kann, immer später ein. Montesquieu liebt es oft, sich so ein Ursächlein, dem er zufällig begegnet, und das in zweiter, dritter Linie mit Schuld an gewissen Verhältnissen ist, zum Mittelpunkte seines Systems zu machen.

Seine Weltansicht ist in der Regel mehr materialistisch als spiritualistisch. Er ist Franzose, und deswegen ist es dann um so auffallender, wenn er gerade da, wo eine materielle Mitursache mit im Spiele ist, eine spiritualistische Einwirkung gelten läßt, weil diese wieder mehr an der Oberfläche liegt als die eigentliche, wirkende Ursache. Ein allgemeines, physisches Gesetz der Fortpflanzung widersetzt sich der Ehe zwischen Nahe-Verwandten. Die physischen Nachtheile der Begattung bis in gewisse Grade der Verwandtschaft sind bei allen Hausthieren in mehr oder weniger größerem Umfange beobachtet worden. Es ist eine anerkannte Erfahrung, daß Ehen zwischen Geschwisterkindern nur selten fruchtbar sind, daß die Kinder, die sie zeugen, oft für die Uebertretung eines Naturgesetzes, dessen sich die Eltern schuldig gemacht haben, durch Verkrüppelung und Körperschwäche büßen müssen. Die überall eintretende allmählige Entartung der Königsfamilien, die gezwungen sind in dem engen Kreise ihrer Verwandten zu heirathen, ist ebenfalls ein Beleg für diese Wahrheit. Montesquieu stieß in seiner Musterung der Gesetze auch auf die Beschränkungen, die sie bei Heirathen unter Verwandten aufstellen. Und er sagt dann in Bezug auf diesen Gegenstand: »Es giebt Völker bei denen die Geschwisterkinder wie Schwester

und Brüder betrachtet werden, weil sie gewöhnlich in demselben Hause wohnen; es giebt andere, bei denen man diese Gewohnheit nicht kennt. Bei den Ersteren muß die Ehe zwischen Geschwisterkindern als der Natur zuwider betrachtet werden, bei Letzteren nicht.« (liv. XXVI chap. 14.) Das Zusammenleben, die gesellschaftlichen Einflüsse sind also, nach ihm, hier die Ursache einer Erscheinung, die sich selbst bis auf das Thier hinab geltend macht. Ich glaube nicht, daß es nöthig ist hier den Irrthum in den Montesquieu verfallen ist, näher zu beweisen, und habe nur noch einmal zeigen wollen, wie er in seinen Folgerungen oft von dem Einzelnen auf das Ganze und nicht umgekehrt schließt; wie er die nächste Erscheinung, die mit der zu erklärenden in zufälligem Zusammenhange steht, aufgreift, und diese von jener abhängig zu machen, jene auf diese zu begründen sucht.

2.

Diese Art, vom Einzelnen auf das All, von dem Theile auf das Ganze zu schließen, geht vielfach durch den »Geist der Gesetze« durch. Die beiden Staaten die Montesquieu stets im Auge hat, sind Frankreich und England; so oft er nicht von diesem spricht, denkt er ziemlich sicher an jenen. Wenn er von den orientalischen Frauen, die mit zwölf Jahren mannbar sind, redet, so streitet er zwar die physische Thatsache ihrer körperlichen Mannbarkeit nicht ab, denkt aber doch nur an ein zwölfjähriges Kind in Frankreich, und behauptet, daß trotz der natürlichen Frühmündigkeit des orientalischen Weibes ihre geistige Entwickelung nur die eines Kindes und somit die Schönheit nie mit Verstand gepaart sein könne. (liv. XVI chap. 2.) Die Fran-

zosen haben mehr Eitelkeit, die Spanier mehr Hochmuth. Beides sind nicht gerade Tugenden, aber Montesquieu glaubt, daß die Eitelkeit den Franzosen mehr genutzt als der Hochmuth den Spaniern, und schließt daraus, daß überhaupt die Eitelkeit eine vorzüglichere Untugend sei als der Hochmuth, ja daß man in der Politik aus der Eitelkeit eine wahre Tugend machen könne. Er nennt die Eitelkeit eine ebenso gute Feder (aussi bon ressort) für eine Regierung als der Stolz eine gefährliche sei. »Um dies zu beweisen«, sagt er weiter, »braucht man sich von der einen Seite nur die zahllosen Wohlthaten vorzustellen, die aus der Eitelkeit hervorgehen, als da sind: der Luxus, die Industrie, die Künste, die Mode, die Politesse, der Geschmack, — und von der andern Seite die unendlichen Uebel, die aus dem Hochmuthe gewisser Nationen entstehen, als die Faulheit, die Armuth, das Aufgeben von Allem, die Zerstörung der Nationen die der Zufall in ihre Hände fallen läßt, und endlich ihre eigene Zerstörung. Die Faulheit ist eine Folge des Hochmuthes, die Arbeit eine Folge der Eitelkeit; der Hochmuth eines Spaniers veranlaßt diesen nicht zu arbeiten, die Eitelkeit eines Franzosen veranlaßt ihn, zu suchen, besser zu arbeiten als die Andern.« . . . . »Untersucht alle Nationen, und ihr werdet finden, daß bei den meisten der Ernst, der Hochmuth und die Faulheit Schritt miteinander halten.« (liv. XIX chap. 9.)

Ich denke, der Franzose guckt hier aus jeder Zeile hervor. Aber noch klarer wird an diesem Beispiele die schwache Seite Montesquieus: Die Franzosen sind eitel, aber sie sind industriel, tapfer, und es ist ihnen manches gelungen. also — schließt Montesquieu — ist die Eitelkeit kein Un-

glück, im Gegentheile eine Schwungfeder der Regierung. Die Spanier sind hochmüthig und überdies faul, und ihre Herrschaft ist überall im Sinken; also — ist der Hochmuth ein Unglück und eine schlechte Feder des Regierungsuhrwerkes.

Der Stolz der Spanier hatte kaum ein Jahrhundert vor Montesquieu dies Volk zum ersten von Europa, ja der Welt machen geholfen; die Eitelkeit der Franzosen hat ihnen ein Jahrhundert nach Montesquieu die schönste Gelegenheit für Europa eine neue Epoche der Größe, der Freiheit, des Volksglückes zu begründen, aus der Hand gewunden. Die Folgen des Stolzes, des Hochmuthes sind sicher auf die Dauer für ein Volk vom höchsten Nachtheile; aber ich glaube kaum, daß die der Eitelkeit weniger nachtheilig sind, im Gegentheile.

Alle diese Eigenschaften, die Eitelkeit, der Luxus, die Modesucht auf der einen, der Hochmuth, die Faulheit, der Ernst auf der andern Seite, die Montesquieu hier zusammenwürfelt, weil er sie in den Völkern die er im Auge hat, vereinigt findet, sind bei andern getrennt, und sind überhaupt nicht in nothwendiger Wechselverbindung. Wo sie als Laster die guten Eigenschaften eines Volkes überbieten, wo sie zur herrschenden Idee werden, führen sie nothwendig zur Zernichtung, und es würde schwer sein zu sagen, ob Eitelkeit oder Hochmuth und Stolz rascher zum Untergange leiten.

Montesquieu aber konnte sich nur selten aus sich, aus seinem Volke herausdenken. Wir werden später sehen, wie er aus der französischen Denkart sich ein System für alle Monarchien ableitet, wie er von Frankreich auf alle Völker, vom Einzelnen aufs Ganze schließt, und dann dies

Einzelne zum Gesetze des Ganzen macht. Hier aber stehe noch eine Stelle, in der er zwar seine Duldsamkeit, aber auch seine Beschränktheit zeigt. Er glaubt, daß es gefährlich sei, den allgemeinen Charakter (l'esprit général) einer Nation zu ändern. Das ist im Allgemeinen gewiß eine unumstößliche Wahrheit; aber in der besondern Anwendung tritt dann wieder der Franzose ganz hervor. Montesquieu sagt: »Wenn es in der Welt eine Nation gäbe, die eine humeur sociable — (es ist das schwer zu übersetzen) — Offenherzigkeit, Lebensfreudigkeit, Geschmack, Leichtigkeit in der Mittheilung ihrer Ideen besäße, die lebendig, angenehm, froh, manchmal unvorsichtig, oft indiscret wäre, und die dabei Muth, Freigebigkeit, Offenherzigkeit, einen gewissen point d'honneur hätte; so muß man nicht suchen, ihre Art durch Gesetze zu beschränken, um ihre Tugenden nicht zu belästigen. Wenn der Charakter im Allgemeinen gut ist, was liegt dann an einzelnen Fehlern, die er hat. — Man könnte hier die Frauen in Schranken halten, Gesetze machen um die Sitten zu verbessern und den Luxus zu beschränken. Aber wer weiß, ob man dabei nicht einen gewissen Geschmack einbüßte, der die Ursache des Reichthums der Nation ist, und eine gewisse Politesse, die die Fremden anzieht? — Der Gesetzgeber muß dem Geiste der Nation folgen, wenn derselbe den Grundsätzen der Regierung nicht entgegen ist; denn wir machen Nichts besser als was wir frei und in Folge unseres natürlichen Genies machen. — Man gebe einer natürlich frohen Nation einen Geist der Pedanterie, und sie wird sicher dadurch nichts im Innern und nichts nach Außen hin gewinnen. Lassen wir sie die frivolen Sachen mit Ernst und die ernsten spielend machen.« (liv. XIX, chap. 5.)

Diese Ansicht wird Vertheidiger genug finden, denn sie sieht so aus, als ob sie der gesundeste Menschenverstand, ächte Hausmannskost in der Politik wäre. Man wird oft genug die Mütter und die Väter gerade so sprechen hören, denn so werden die Kinder verzogen. Es ist wahr: jedes Volk hat die Laster seiner Tugenden und die Tugenden seiner Laster; aber die Laster sind die Rostflekken, die die Tugend zerfressen und zernichten. Der Stolz eines Cincinnatus führte diesen zu großen Thaten, und derselbe Stolz lehrte nach und nach die Römer alle Völker verachten, bis er zuletzt Rom zernichtete. Der Hochmuth der Spanier half diesen eine Zeitlang die Welt besiegen und ihr Gesetze vorschreiben, bis er sich dann an ein paar Krämerstädten brach und von da an zum Bettelstolz eines zerlumpten Müßiggängers herabsank. Die Eitelkeit der Franzosen diente ihnen oft als Hebemittel ihres Ansehens und ihres Einflusses, bis es ihnen stets gelang ihre Freunde und ihre Feinde zu empören, so daß Frankreich selten auf einen seiner Nachbaren lange zählen konnte, kaum je einen besiegten Gegner fest an sich anzuschließen verstand; in der Regel durch eiteles, spielendes Wesen bald wieder verlor, was es im ersten Sturme durch Tapferkeit, Ritterlichkeit und Aufopferung gewonnen hatte. Der Beruf des Gesetzgebers ist, die Natur des Volkes so zu lenken, daß die Rostflecken seines gesunden Stahls, die Laster seiner Tugenden, so weit als möglich verwischt werden; daß sie so wenig als möglich den gesunden Kern anfressen. Der Gesetzgeber ist der Erzieher seines Volkes und als solcher muß er vor allem dem Verziehen vorbeugen. Alle Völker sind zu Großem berufen, aber nicht ihre Laster sind es, die sie zum Großen führen. Es lassen sich der ver-

einzelten Fälle viele denken, in denen ein Volkslaster fast nützlicher sein könnte als eine Tugend; die raschere Entwickelung der Manneskraft ist oft die Folge einer Uebertretung der Naturgesetze. Aber solche früh entwickelte Männer werden stets junge Greise. Es ist leicht möglich, daß eine krankhafte Ueberreizung ein Volk, wie den Menschen, zu den größten vorübergehenden Anstrengungen führt. Aber dem folgt nothwendig eine noch größere Erschlaffung. Die Eitelkeit, die Frivolität der Franzosen wurde von allen ihren geistigen Gesetzgebern so verzärtelt und verzogen, daß sie endlich in das Fieber des napoleonischen Kaiserrausches, an dessen Folgen Frankreich noch Jahrhunderte zu tragen haben, den es vielleicht nie überwinden wird, umschlagen konnte.

Die Geschichte aller Völker ist ein Beweis für die Wahrheit dieser Ansicht. Alle schreiten vorwärts, werden stark und mächtig durch ihre Tugenden, denen dann freilich meist ihre Laster Schritt für Schritt folgen. Aber von dem Augenblicke an, daß die Tugenden den Lastern folgen, daß diese Hauptsache, jene zum Schatten werden, beginnt der Untergang des Volkes. Montesquieu war schier zu duldsam; vor allem aber zu sehr Franzose, um seinem Volke gegenüber mit Ernst und Strenge das Richteramt zu vertreten.

Nur England gegenüber ist er noch nachsichtiger; denn er glaubt hier das Ideal eines freien Staates entdeckt zu haben, und geht dann in seinen Schlüssen vom Einzelnen auf das All so weit, daß er, da zufällig England eine Insel ist, behauptet, die Inselbewohner seien stets freier als die Bewohner des Continents (liv. XVIII, chap. 4), während die geschichtliche Erfahrung zeigt, daß die Inseln

fast zu allen Zeiten und in allen Weltgegenden von den Continenten abhängig, d. h. daß die Inselbewohner von den Bewohnern des festen Landes unterjocht waren. In ähnlicher Art schließt er von Holland, das damals eine gemäßigte republikanische Verfassung hatte, auf alle dem Meere abgezwungene Länder, und wirft in Folge dessen Holland und Aegypten und einen Theil Chinas in dieselbe Form der gouvernements modérés. (liv. XVIII, chap. 6.)

V.

Das Clima und sein Einfluß auf Gesetze und Institutionen.

1.

Nachdem wir so die Auffassungsweise Montesquieu's, seine starken und seine schwachen Seiten näher kennen gelernt haben, können wir zu den Hauptergebnissen seines Werkes übergehen. Diese bestehen:

1. in seiner Ansicht über den Einfluß des Climas, des Grund und Bodens auf die Gesetze;
2. in seiner Ansicht über den Einfluß der Gesetze auf die Sitten und den Charakter der Völker;
3. in seinem System der drei Regierungsarten und ihrem Grundsatze;
4. in seinem System der drei Gewalten in jeder Regierung, und
5. in seiner Auffassung der politischen Freiheit.

Jedes dieser Hauptergebnisse seines »Geistes der Gesetze« verdient eine besondere Berücksichtigung.

Die Art und Weise wie Montesquieu die Wechselwirkung zwischen Clima, Grund und Boden auf der einen, Sitten, Gebräuchen und Gesetzen auf der andern Seite auf-

faßt, hat gleich bei dem Erscheinen seines »Esprit des lois« heftigen Widerspruch gefunden. Er fühlte sich veranlaßt, diesen Punkt in seiner Vertheidigung besonders zu berühren, und sagte: »Das Clima und die andern physischen Ursachen rufen zahllose Folgen hervor. Wenn der Verfasser das Gegentheil gesagt hätte, so würde man ihn für stupide gehalten haben. Die ganze Frage geht darauf hinaus: zu wissen, ob es unter den verschiedenen Climas verschiedene Nationalcharaktere giebt? Daß es aber solche Unterschiede giebt, beweist fast die Gesamtzahl aller Bücher die geschrieben worden sind. Und da der Charakter des Geistes bedeutend auf die Stimmung des Herzens einwirkt, so kann man ebenso wenig bezweifeln, daß gewisse Eigenschaften des Herzens in dem einen Lande häufiger sind als in dem andern; und das beweisen wieder die zahllosen Schriftsteller aller Länder und Zeiten. Da diese Verhältnisse rein menschlicher Natur sind, so hat der Verfasser von ihnen auf menschliche Weise gesprochen. Er hätte viele Fragen über die menschlichen und die christlichen Tugenden, die man in den Schulen abhandelt, hinzufügen können. Aber mit diesen Fragen macht man keine Bücher über die Physik, die Politik und die Jurisprudenz. Mit einem Worte, diese Physik des Climas kann gewisse Neigungen in den Geistern hervorrufen; diese Neigungen können auf die menschlichen Handlungen Einfluß haben; — tritt das der Herrschaft desjenigen entgegen, der die Welt geschaffen, oder desjenigen, der sie erlöst hat?« —

Man sieht aus der Erwiderung, daß die Angriffe von dem religiösen und insbesondere von dem christlichen Standpunkte aus stattfanden und sich im Allgemeinen hielten. Montesquieu hatte daher leichtes Spiel. So wie er die

Frage aufstellt und beantwortet, hat er das unbestreitbarste Recht, die unangreifbarste Erfahrung für sich. Das Clima übt nothwendig seinen Einfluß aus. Aber die Frage ist nicht, ob man diesen Einfluß auf den Menschen bestreiten könne, sondern in wie weit derselbe diese oder jene allgemeine und besondere Folge habe. Und hier scheint dann Montesquieu in den Zugeständnissen, die er dem Clima, dem Grund und Boden macht, unendlich viel zu weit gegangen zu sein. Er sieht das Clima überall thätig, und nachdem man mit ihm seine Wirkungen beobachtet hat, ist man am Ende ganz erstaunt, daß dennoch ein Restchen freien Menschenwillens übrig bleibt, und daß Montesquieu von diesem Restchen den Sieg über die Natur, über die Allmacht der Sonne, die er so eben ausgerufen hat, verlangt.

Höchst bezeichnend aber ist die Art, wie er zu Werke geht um seine Ansicht zu begründen. Sein erstes Capitel über diesen Gegenstand heißt: »Wenn es wahr ist, daß das Wesen des Geistes und die Leidenschaften des Herzens außerordentlich verschieden (extrèmement différents) in den verschiedenen Climas sind, so müssen die Gesetze dieser Verschiedenheit der Leidenschaften und dieser Verschiedenheit der Charaktere entsprechen.« (liv. XIV, chap. 1.) Er beginnt also mit einem »Wenn«, das gleich von vorn herein eine »außerordentliche Verschiedenheit« in Bezug auf Geist und Herz unterstellt. In dem folgenden Capitel sucht er dann dies »Wenn« näher zu begründen. Er zeigt die Wirkung der Kälte und Hitze auf den Körper und sagt: »Bringen Sie einen Menschen an einen heißen und verschlossenen Ort, so wird er in Folge der Ursachen die ich so eben angegeben habe, an einer sehr großen Unbehaglichkeit leiden. Wenn man ihm in einer solchen Lage

eine muthige That vorschlüge, so glaube ich, daß man ihn sehr wenig geneigt dazu finden würde. . . . Die Völker der heißen Länder sind ängstlich, wie die Greise es sind; die der kalten Länder sind muthig, wie die jungen Leute. Wenn wir die letzten Kriege (den spanischen Successionskrieg) die diejenigen sind, auf die wir am meisten unser Augenmerk gerichtet haben, und in denen wir besser gewisse Folgen, die in der Ferne unbedeutend und unansehnlich erscheinen, beobachten können, näher berücksichtigen, so sehen wir, daß die nordischen Völker, in die mittäglichen Länder (z. B. Spanien) versetzt, keine eben so großen Thaten verrichtet haben wie ihre Landsleute, die in ihrem eigenen Clima kämpfend all ihren Muth aufbieten können.«

Diese ganze Auffassung und Folgerungsweise beruht auf dem Uebelstande, daß Montesquieu sich nicht aus seiner Lage und seinen Verhältnissen herausdenken kann, nicht objektiv zu werden vermag. Wenn von einem heißen Lande die Rede ist, so denkt er an den Eindruck den die Hitze auf ihn, Montesquieu, machen werde. Er versetzt sich oder irgend Jemanden, in dem er doch wieder eigentlich nur an sich selbst denkt, an einen heißen und verschlossenen Ort, und glaubt sich so die Lage eines Bewohners der heißen Länder recht anschaulich klar gemacht zu haben. Dies Versetzen aus einem Clima ins andere ist freilich vernichtend, aber die Sache verhält sich ganz anders, wenn von keinem Versetzen, sondern von dem Leben in einem gewissen Clima die Rede ist. Montesquieu brauchte nur an unsere Grobschmiede, Ofenarbeiter ꝛc. zu denken und ein wenig zuzusehen, ob die dann so gar schwach, so vollkommen that- und muthlos seien. Er muß die ganze

Geschichte des Orients vergessen, um sich einzubilden, daß die Völker heißer Länder ängstlich wie die Greise und nur die der kalten Länder muthig wie die Männer sind. Ganz in seiner Art ist es dann wieder, daß er von dem spanischen Erbfolgekriege, der ihm zufällig am nächsten liegt, auf alle Kriege zwischen Süd- und Nordvölkern schließt. Dieselben Spanier waren vor der Wendung des dreißigjährigen Krieges der Schrecken aller Völker bis in den höchsten Norden hinauf. Und dieselben Nordländer, die im spanischen Erbfolgekriege sich nicht gerade sehr tapfer in den südlichen Ländern zeigten, hatten diese zu andern Zeiten mit ihren Heldenthaten erfüllt und erobert.

Doch von dem spanischen Erbfolgekriege auf alle Kriege zu schließen, das ließe sich noch hören, der Sprung ist wenigstens nicht ganz unnatürlich. Ein anderer, den Montesquieu vom Kleinen auf das Große macht, hat etwas wahrhaft riesenartiges. Er nimmt eine Schafzunge, beobachtet dieselbe mit dem Microscop, schneidet sie durch, läßt die eine Hälfte frieren und zeigt dann die Wirkung, die der Frost auf diese macht. Und daraus folgert er: »Diese Beobachtung beweist was ich gesagt habe, nämlich, daß in den kalten Ländern die Nervenbüschel (houppes nerveuses) weniger ausgebreitet sind; sie ziehen sich in ihre Scheiden zurück, wo sie vor der Wirkung der äußeren Gegenstände geschützt sind. Die Gefühle sind also weniger lebendig. In den kalten Ländern wird man wenig Gefühl für die »Plaisirs« haben, dasselbe wird größer in den gemäßigten, außerordentlich in den heißen Ländern sein. Wie man die Climas nach den Graden der Breite unterscheidet, so könnte man sie nach den Graden des Gefühls unterscheiden.« . . .

»Sie finden in den nördlichen Climas Völker die wenig Laster, hinlänglich Tugenden, viel Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit haben. Nähern Sie sich den mittäglichen Ländern, so glauben Sie sich von der Moral selbst zu entfernen; lebendigere Leidenschaften vermehren die Verbrechen; Jeder wird suchen dem Andern alle Vortheile, die die Leidenschaften begünstigen können, abzuringen. In den gemäßigten Ländern werden Sie Völker sehen, unbeständig in ihren Manieren, in ihren Lastern selbst und in ihren Tugenden. Das Clima hat keine hinlänglich determinirte Qualität um dieselben festzustellen.« (liv. XIV, chap. 2.)

Montesquieu denkt hierbei sicher nur an England und Deutschland für den Norden, Frankreich für die gemäßigten Climas, und Spanien und Italien für den Süden. Polen und Rußland passen schon hier nicht, und wir werden noch anderswo sehen, daß beide überall gegen seine Ansichten über den Einfluß des Climas anstoßen. Die kernige Art der Araber paßt eben so wenig in seine Gefühlsgrade, nach denen er die Welt mit dem Thermometer in der Hand abmessen zu können glaubt.

2.

Nachdem Montesquieu so die allgemeine Regel aufgestellt, stößt er gleich auf einen Widerspruch in dem Charakter gewisser mittäglicher Völker. »Die südlichen Völker sind sehr schwach und ohne Muth.« Nun findet sich aber, daß die Indianer oft zu den höchsten Anstrengungen, den höchsten Opfern fähig sind, daß die Frauen sich sogar freiwillig selbst verbrennen. Montesquieu erklärt diesen Widerspruch in folgender Weise: »Die Natur, die diesen Völ-

kern eine Schwäche gegeben hat, die sie furchtsam macht, hat ihnen ebenfalls eine so lebendige Einbildungskraft gegeben, daß Alles sie bis aufs Aeußerste anregt. Dieselbe Zartheit der Organe, die sie den Tod fürchten läßt, dient ebenfalls dazu, sie tausend Sachen noch mehr fürchten zu lassen als den Tod. Dieselbe Sensibilität läßt sie die Gefahr fliehen und zugleich suchen.« (liv. XIV, chap. 3.)

Wir haben oft gesehen, daß Montesquieu die Ausnahme als Regel aufstellt, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß er die Regel auch mitunter zur Ausnahme macht. Den Einfluß des Climas leugnen wollen, hieße das Licht der Sonne bestreiten; aber die Hand der Natur ist eine milde, und wo sie eine Wunde schlägt, da heilt sie dieselbe eben so rasch als sie sie geschlagen hat. Es ist wahr und nicht als Ausnahme sondern als Regel, nicht an diesem oder jenem Orte sondern überall: »Dieselbe Feinheit der Organe, dieselbe Reizbarkeit der Gefühle, die Gefahr und Tod fürchten machen, helfen auch ihnen zu trotzen.« Oder für den Norden: »Derselbe gesunde Menschenverstand,[1]) der mit Ruhe den Leidenschaften Gesetze auflegen kann, schreitet mit derselben Ruhe der Gefahr und dem Tode entgegen, wo die Stimme des gesunden Menschenverstandes ihm Tod und Gefahr dem Leben und der Sicherheit vorziehen heißen.«

Montesquieu aber, der diese Heilkraft der Natur gegen die Wunden die sie selbst schlägt, nur als Ausnahme zuläßt, zeigt uns hiernach den Einfluß des Climas auf den Volks-

---

[1]) »Bon sens attaché aux fibres grossières«, sagt Montesquieu in demselben Capitel.

geist und die Institutionen bis ins Einzelne hinein, stets wirkend, vorherrschend und entscheidend.

In England hat das Clima vorerst den Spleen und dann, wenn man die Sache genau untersucht, auch die Freiheit zu verantworten. Das hängt auf folgende Weise zusammen: »Der Selbstmord war bei den Römern die Folge der Erziehung, er hing mit ihrer Art zu denken und ihren Gewohnheiten zusammen. Bei den Engländern ist er Folge einer Krankheit, Folge des physischen Zustandes der Maschine, und ist von jeder andern Ursache unabhängig.« Dann beschreibt er die Krankheit und behauptet, daß sie nicht durch Strafgesetze zu heilen sei. (liv. XIV, chap. 12.) Aus diesen Unterstellungen zieht er endlich den Schluß: »Bei einer Nation, bei der eine Krankheit des Climas die Seele so angreift, daß sie der Ekel an Allem bis zum Selbstmorde führen kann, überzeugt man sich bald, daß Leuten, denen Alles unerträglich ist, nur eine solche Regierung genehm sein kann, bei der sie nicht einen Einzelnen für das verantwortlich machen können, was ihren Kummer verursacht; eine Regierung, in der eher die Gesetze als die Menschen herrschen, so daß man, um den Staat zu ändern, die Gesetze selbst umstoßen müßte. Wenn dieselbe Nation vom Clima noch einen gewissen Charakter der Ungeduld erhalten hätte, der ihr nicht erlaubte, lange dieselben Sachen zu dulden, so sähe man wohl, daß eine Regierung wie die, von der wir sprechen, die beste sein würde. Der Charakter der Ungeduld ist nicht groß an und für sich, aber er kann sehr groß werden, wenn er mit Muth vereinigt ist. Die Knechtschaft beginnt stets mit dem Schlafe. Aber ein Volk, das in keiner Lage Ruhe hat, das sich ohne Ablaß alle schmerz-

lichen Stellen befühlt, würde nicht leicht einschlafen können. Die Politik ist eine Feile, die langsam ihrem Ziele zustrebt. Die Menschen aber, von denen wir eben sprechen, würden die Langsamkeiten (les lenteurs), die Details, das kalte Blut der Unterhandlungen nicht ertragen können; sie würden darin oft weniger als alle anderen Nationen erreichen; sie würden durch ihre Verträge wieder verlieren, was sie durch die Waffen gewonnen hätten.« (liv. XIV, chap. 13.)

Ein Engländer hat also Unrecht, wenn er ruft: Es lebe die Freiheit! Billig dürfte er nur rufen: Es lebe der Spleen! und nur Toaste ausbringen auf die Nebel und das Clima Altenglands.

Aber wenn die Unterstellung nicht gerade zum Ruhme der Engländer und nur zum Ruhme des Spleens und der Nebel gereicht; so muß es den Söhnen Albions ein wahrer Trost sein, daß sie die Folgen des Climas so vollkommen besiegt haben. Nach Recht und Clima hätten sie durch ihre Verträge wieder verlieren müssen, was sie durch die Waffen gewonnen, von Gott und Nebel wegen müßten sie wahre Stümper in der Politik und Unterhandlungskunst sein. Ich glaube kaum, daß es heute in Frankreich irgend einen Politiker, von den Herren Guizot und Thiers herab bis zu dem letzten unbesoldeten Mitarbeiter des letzten ungelesenen Journals, giebt, der nicht nach gerade vor der Staatsklugheit der Engländer einen wahrhaft grausenartigen Respect hätte. Und wirklich Englands Staatskünstler verdienen die Eifersucht der Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts; nur ist es fast unbegreiflich, wie sie den braven Montesquieu so hinters Licht führen konnten. Doch erklärt sich das ebenfalls aus der Art Montesquieus. Damals

hatte Louis XIV in Spanien halbwegs die englische Politik besiegt, und auch in Holland war England besiegt worden. Schon früher hatte England einmal halb Frankreich erobert und nach und nach wieder verloren. Daraus zog Montesquieu seine allgemeinen Schlüsse und brachte dann mit diesen seine Ansicht über das Clima in Verbindung.

Der Selbstmord ist ein rein menschlicher Tod. Kein Thier steigt bis zur Gottes- und Naturlästerung hinauf. Aber wie der Selbstmord im Allgemeinen den Menschen mit seinem schwarzen Siegel von dem Thiere unterscheidet und sondert, wie er die höhere Schöpfungsstufe andeutet, so ist er auch das Memento mori der höheren Culturstufe unter den Menschen selbst. Je tiefer ein Volk in seiner geistigen Entwickelung steht, desto seltener sind die Selbstmorde im Allgemeinen. Zur Zeit als der höchste Luxus mit der höchsten Entartung in Rom Hand in Hand gingen, wurde der Selbstmord zu einer Mode und zur Verhaltungsregel einer philosophischen Schule. In England geschah etwas Aehnliches, in Paris in der neuesten Zeit ebenfalls. Während Selbstmord in den Hauptstädten an der Tagesordnung ist, kommt er in den kleineren Städten nur sehr selten, in den Dörfern fast gar nicht vor, — so lange nicht auch hier die geistige Ursache des Selbstmordes sich geltend macht. Diese besteht dann vor allem in einer höhern Culturstufe, die erlaubt, die höchsten, feinsten Genüsse der Gesellschaft zu erkennen. Gesellt sich zu dieser Frucht vom Baume der Erkenntniß die Ohnmacht den Genuß zu befriedigen, die Unmöglichkeit ihn durch andere höhere Gefühle und Pflichten zurückzudrängen, dann heißt das Endergebniß: Verzweiflung, und bei den kräftigern Na-

turen: Selbstmord. Und als solcher, als Frucht von dem Giftbaume der Erkenntniß, als Nachtseite der höheren Culturstufe, gehört er allen Zeiten, allen Ländern und allen Völkern an, und wird ihnen ewig angehören.

3.

Wie in England das Clima den Spleen und der Spleen die Freiheit begründet, so zeugt das Clima in heißen Ländern die Sclaverei. »Es giebt Länder, sagt Montesquieu, wo die Hitze den Körper entnervt und den Muth so schwächt, daß die Menschen dort nur durch die Furcht vor der Strafe zu einer anstrengenden Pflicht veranlaßt werden können. Die Sclaverei widerspricht somit hier weniger dem Verstande; und da der Herr hier ebenso feige ist in Bezug auf seinen Fürsten als der Sclave in Bezug auf seinen Herrn, so ist hier die Privatsclaverei noch von der politischen Sclaverei begleitet.« (liv. XV, chap. 7.) Aber Montesquieu's angeborner Edelmuth empört sich doch wieder gegen den Schluß, den seine Logik zu ziehen im Begriff ist, und so fährt er fort: »Aristoteles glaubt, daß es Menschen, von der Natur dazu geschaffen Sclaven zu sein, gebe. Was er um dies zu beweisen sagt, ist nicht stichhaltig. Ich glaube, daß wenn es deren giebt, es die sind, von denen ich eben sprach. Aber, da alle Menschen gleich geboren werden, so muß man sagen, daß die Sclaverei gegen die Natur ist, obgleich sie in gewissen Ländern durch eine natürliche Ursache begründet sein kann. Und man muß diese Länder genau von denen unterscheiden, in denen die natürlichen Ursachen selbst sie verwerfen, wie in den europäischen Ländern, wo sie so glücklicherweise abgeschafft

wurde. Plutarch sagt, daß zur Zeit Saturns es weder Herren noch Sclaven gegeben habe. In unseren Climas hat das Christenthum dieses Zeitalter zurückgerufen.« (chap. 7.)

Zur Zeit des Aristoteles konnte einer der höchsten Vertreter der damaligen Civilisation noch glauben, daß die Natur freie Menschen und Sclaven zeuge. Noch Jahrhunderte lang blieb diese Ansicht die des ganzen civilisirten Europas. Damals dachten die Herren in Europa gerade so wie sie noch heute in Asien, Afrika und Amerika denken. Sie hielten es für unmöglich, daß freie Menschen, daß etwa sie selbst Knechtes und Sclavenarbeit thun könnten. Das Clima hat nicht geändert; in Italien wachsen noch heute Pomeranzen und Oelbäume; dieselbe Sonne scheint über Griechenland, Südfrankreich und Spanien. Und überall ist die Sclaverei verschwunden. Ob es wahr ist, daß Saturn ein goldenes Zeitalter der Freiheit und Gleichheit gesehen, mögen die Poeten entscheiden; aber was nicht zu bestreiten, ist, daß es heute in Europa keine Sclaverei mehr giebt. Und das genügt um zu beweisen, daß das Clima und die heiße Sonne nicht Sclaven ziehe.

An einer andern Stelle sagt Montesquieu: »Ich weiß nicht, ob mein Geist oder mein Herz mir diese Ansicht einflößt; es giebt vielleicht kein Clima auf der Erde in dem man nicht freie Menschen zur Arbeit anhalten könnte. Weil die Gesetze schlecht waren, fand man faule Menschen; weil die Menschen faul waren, machte man sie zu Sclaven.« (liv. XV, chap. 8.)

Das ist der Wahrheit näher aber diese Wahrheit paßt nicht in das duldsame System Montesquieu's, der es selbst nicht einmal wagt die Sclaverei mit strenger Rücksichts-

losigkeit zu verdammen, und der ängstlich fast um Nachsicht anhält, wo ihm sein Herz gebietet seinen Kopf Lügen zu strafen.

Der Mensch ist auf den Menschen angewiesen. Keiner ist allein und für sich etwas; Jeder kommt nur durch seine Nebenmenschen zur Möglichkeit des Bestehens. Das ist die Ursache der Gesellschaft. Wo dieses Angewiesensein des Einen auf den Andern nicht geordnet ist, wo nicht ein höherer Gedanke des Rechts und der Gerechtigkeit die Wechselverhältnisse der Menschen im Interesse Aller regelt, da strebt jeder Einzelne so viel möglich Vortheil aus seinen Verbindungen und Verhältnissen mit Andern zu ziehen. Dies Streben führt auf den verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Cultur zu verschiedenen Ergebnissen. Die physische oder die geistige Ueberlegenheit bedingt die Möglichkeit des mehr oder weniger größern Nutzens, den der eine Mensch von dem andern zu ziehen sucht, zu ziehen weiß. Je nach den verschiedenen Culturstufen tritt die physische oder die geistige Ueberlegenheit, die Eine der Andern voran. Auf der untersten Stufe der gesellschaftlichen Entwickelung ist es die physische Gewalt, das Recht des körperlich Stärkern, das die Wechselverhältnisse der Menschen im Interesse des Einzelnen beherrscht, und dies führt dann zur S c l a v e r e i. Später tritt ein Zwischenzustand, eine Art Mittelalter ein, wo dies Recht des Stärkeren nicht mehr genügt, wo die List mit der Gewalt Hand in Hand geht, wo der Priester den König segnet, und dieser Zustand führt dann in der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zur K n e c h t s c h a f t, einem Mittelding zwischen Sclaverei und Freiheit. Auf der höheren Stufe der Cultur gewinnt der Geist immer mehr Macht, die phy-

sische Gewalt tritt mehr und mehr zurück, die List an ihre Stelle, und der Kaufmann, der Bürger verdrängen den Priester und den König zugleich. Dann hören Sclaverei und Knechtschaft auf, aber so lange die Wechselverhältnisse zwischen den Menschen nicht geordnet sind, wird der geistig Schwache, kein Sclave mehr, kein Knecht, schlimmeres, elenderes — eine wehrlose Beute — matière à exploiter für den geistig Stärkern sein. Nur das höhere Gesetz, nur der Gedanke der Gerechtigkeit ist auf allen Stufen der Cultur im Stande den Menschen vor dem Menschen in Schutz zu nehmen. Aber diese Wahrheit erkennt nur die höchste Stufe der Herzenscultur an, und die ist leider allgemein, und zum Bewußtsein erhoben, das letzte Ergebniß aller Weltklugheit und aller Weltfortschritte. —

4.

Außer dem Spleen und der Freiheit, der Herrschaft und der Sclaverei hat dann das Clima noch die Vielweiberei und die Vielmännerei zu verantworten. »Die Weiber sind in den heißen Climas mit acht, neun und zehn Jahren mannbar; somit gehen hier die Kindheit und die Ehe beinahe immer Hand in Hand. Sie sind alt mit zwanzig Jahren. Die Schönheit ist also bei ihnen nie mit Verstand gepaart. Wenn die Schönheit die Herrschaft fordert, läßt der Verstand sie verweigern; wenn der Verstand sie erhalten könnte, besteht die Schönheit nicht mehr. Die Frauen müssen in der Abhängigkeit sein, denn die Vernunft kann ihnen im Alter keine Herrschaft erwerben, die die Schönheit ihnen nicht in ihrer Jugend gegeben hatte. Es ist also sehr einfach, daß ein Mann, wenn die Re-

ligion sich nicht widersetzt, seine Frau verläßt, um eine andere zu nehmen, und daß die Vielweiberei eintritt.« (liv. XVI, chap. 2.)

Montesquieu sieht, daß im Orient die Weiber mit zehn Jahren mannbar sind, aber er hält es für unmöglich, daß eine so junge Person mehr Verstand und Charakterentwikkelung als das zehnjährige Kind seines Nachbarn besitzen könne, daß mit einem Worte diese volle Reife ebenso geistig als körperlich sei. Die Natur heilt die Wunden mit derselben Hand mit der sie sie schlägt; wo sie die Körper rascher entwickelt, folgt der Geist sicher dieser Entwickelung Schritt für Schritt. Und ebenso, wo sie das Weib rascher reifen läßt, rascher alt macht, da folgt der Mann dem Weibe in demselben Verhältnisse wie überall. Im Norden leben Mann und Weib längere, im Süden Mann und Weib kürzere Zeit, im Norden nutzt sich das Leben in den geringeren Genüssen weniger rasch ab, im Süden um so rascher, je höher, je feiner, je vollkommener die Genüsse des Lebens sind.

In Europa wie in Asien ist das Weib abgenutzt, wenn der Mann noch in seiner vollen Kraft steht. In den heißen Ländern tritt diese Epoche der Weiber mit zwanzig Jahren, im Norden mit vierzig, fünfzig Jahren ein. Im Süden ist der Mann bis dreißig, bis vierzig Jahren in seiner vollen Kraft, im Norden bis fünfzig, sechszig und siebenzig Jahren im Stande Vater zu werden. Das Bedürfniß des Südens ist also eben so gut im Norden vorhanden, und die Ausartung beweist überall die Wahrheit dieser Ansicht. Wie im Süden würde auch im Norden die Vielweiberei, bei denen die viele Weiber ernähren könnten, bald genug öffentlich eintreten, wenn »die Reli-

gion sich nicht widersetzte« um mit Montesquieu zu reden. Als Abart besteht sie oft genug im Geheimen, und diese Abart hält stets Schritt mit dem Abnehmen der öffentlichen Sitten. — Die Sitten, die europäische christliche Weltanschauung, die moralische Gleichheit zwischen Mann und Weib, das Gesetz und die Religion sind allein Ursache, daß die Vielweiberei in Europa nicht mehr besteht; das Clima ist daran nicht Schuld.

Eine andere Ursache der Vielweiberei soll der Umstand sein, daß in den südlichen Ländern mehr Mädchen als Knaben geboren werden, was dann im Norden Asiens, wo das Gegentheil eintritt, wie Montesquieu behauptet, zu Vielmännerei führt. (liv. XVI, chap. 4.) Ob letztere gesetzlich irgendwo vorkommt weiß ich nicht; aber dann ist wenigstens die Stärke und das längere Leben der Frauen nicht Schuld. Aber die Frage, ob die Ueberzahl der weiblichen Geburten nicht eher Folge denn Ursache der Vielweiberei und der moralischen Erschlaffung, der Sclaverei und der Mannesentwürdigung ist, wird schwer zu entscheiden sein und gewiß mehr Vertheidiger als Gegner finden.

Was aber dem Gedanken, daß die Vielweiberei Folge des Climas sei, unmittelbar und aufs bestimmteste widerspricht, ist einmal der Umstand, daß die Vielweiberei überall, wo sie besteht und je bestand, stets nur eine Ausnahme, stets nur ein Luxusartikel war; und dann, daß dieser Luxusartikel zu verschiedenen Zeiten ebenso gut in den südlichen als in den nördlichen Ländern vorkommt.

Montesquieu selbst berührt den ersten Punkt. Er sagt: »Obgleich in den Ländern, wo die Vielweiberei einmal eingeführt ist, die Zahl der Frauen sehr von dem Reich-

thume des Mannes abhängt, so kann man doch nicht sagen, daß der Reichthum die Ursache sei, durch den in einem Lande die Vielweiberei eingeführt wurde. . . . Die Vielweiberei ist weniger ein Luxus als die Gelegenheit eines großen Luxus bei den mächtigen Nationen. In den heißen Climas hat man weniger Bedürfnisse, und so kostet es weniger Frau und Kind zu ernähren. Man kann dort also eine größere Zahl Frauen haben.« (liv. XVI, chap. 3.) Er schlägt hier, wie sonst noch oft genug, so scharf neben die Wahrheit hin, daß man, wenn man nicht genau zugesehen hat, glauben könnte, er habe sie auf den Kopf getroffen. Es ist nicht zweifelhaft, daß der Reichthum die Vielweiberei nicht hervorruft; aber es ist ebenso gewiß, daß zur Vielweiberei verhältnißmäßig großer Reichthum nöthig ist. Montesquieu hat aber irgendwo gelesen, daß in Ceylan ein Mann für zehn Sous einen ganzen Monat leben kann, und schließt daraus wieder, daß es somit eine wahre Kleinigkeit sei, sich dort ein kleines Serail mit allem Zubehör zu halten. Er vergißt, daß in Ceylan die zehn Sous so schwer zu erwerben sind als in Paris oft zehn Louisd'or; er denkt an Frankreich während er vom fernsten Süden spricht; er übersieht abermals, daß die Natur, wo sie wenig Arbeit erlaubt, auch wenig Bedürfnisse giebt, wo sie wenig Bedürfnisse auflegt, für diese deswegen ebenso gut den naturgleichen Zoll von Arbeit und Mühe verlangt.

Wo es möglich ist von wenigem zu leben, ist es schwer das Wenige zu erwerben. Die Nothdurft einer Familie ist der Maßstab der Kraft und der Ausdauer des Mannes. Wer mehrere Familien mit seiner Arbeit ernähren muß, wird in der Regel unter dieser Last

erliegen, wenn nicht ausnahmsweise seine Stellung, das Glück &c. mit ins Spiel kommen. Im Orient haben daher nur die Großen und die Reichsten mehrere Weiber, ein Serail nur die Fürsten und Prinzen; der Mittelstand hat nur eine Frau, die Armen leben meist ehelos.

Ueberall, wo daher von der Vielweiberei des Orients die Rede ist, vergessen Alle, die auf sie ihre Systeme bauen, daß sie von einer Ausnahme und nicht von der Regel sprechen. Diese Ausnahme ist dann freilich ein Bestandtheil der dort herrschenden Civilisation, ein Ausfluß der Cultur, ein Maßstab der Grundsätze und Ansichten; aber von ihr auf das Clima, vom Clima auf sie schließen, heißt Eisen und Holz aneinander schmieden wollen. Der klarste Beweis dafür ist, daß die Vielweiberei in allen Climas vorkommt. Selbst bei den Germanen war sie zu Hause, wenn auch als Ausnahme. Tacitus sagt: »Die Germanen waren fast die einzigen Barbaren, die sich mit Einer Frau begnügten, mit Ausnahme Weniger, die nicht aus Ausschweifung, aber in Folge ihres Adels mehrere Weiber zu haben suchten.« Fast alle Barbaren, und Tacitus spricht hier so gut von denen des Südens als des Nordens, erlaubten Vielweiberei; denn Vielweiberei und Barbarei, nicht aber Vielweiberei und Clima, gehen oft Hand in Hand. Montesquieu, der diese Stelle ebenfalls anführt, setzt hinzu: »Diese Heirathen waren weniger ein Zeichen der Ausschweifung als eine Folge der Würde; . . . . das erklärt warum das Beispiel der Könige nicht von ihren Unterthanen nachgeahmt wurde.« (liv. XVIII, chap. 24.) Tacitus spricht von den Großen, den Adeligen, Montesquieu nur von den Königen. Die Vielweiberei war bei den Germanen seltener, weil sie die

Folge der Barbarei und des Luxus zugleich ist. Die Barbarei bestand auch bei den Germanen und sie fand die Vielweiberei gerecht; der Luxus war nur bei einzelnen Familien möglich, und dort trat dann auch thatsächlich die Vielweiberei ein. Als der Luxus hätte größer werden können, als die Germanen mit den Römern zusammenstießen und mit ihnen die Herrschaft und Beute der Welt theilten, fanden sie in dem römischen Reiche eine Culturstufe, die über der Vielweiberei stand; und als diese Cultur im Kampfe mit den Germanen selbst unterlag und immer mehr verschwand, trat das Christenthum hinzu und verhinderte, daß von neuem Luxus und Barbarei zur Vielweiberei führten. — —

Montesquieu selbst ahnet auch hier, daß ein innerer Zusammenhang zwischen der allgemeinen Culturstufe der Civilisation, der Freiheit und den Institutionen auf der einen und den Verhältnissen zwischen Mann und Weib auf der andern Seite stattfindet. Aber hier, wie so oft schon, sieht er die Ursache für die Wirkung, das Besondere für das Allgemeine an. Er sagt: »In einer Republik ist die Stellung der Bürger begrenzt, gleich, sanft, gemäßigt; alles nimmt hier an der öffentlichen Freiheit Theil. Die Herrschaft über die Weiber würde hier nicht ebenso leicht ausführbar sein; und wenn das Clima diese Herrschaft gefordert hat, so war die Regierung eines Einzelnen am angemessensten. Das ist eine der Ursachen, warum es stets schwer war die volksthümliche Regierung im Orient herzustellen. — Im Gegentheile ist die Dienstbarkeit der Frauen sehr übereinstimmend mit dem Geiste der absoluten Regierungen, der es liebt Alles zu mißbrauchen. So hat man denn zu allen Zeiten in Asien die häusliche Dienst-

barkeit mit der despotischen Regierung Schritt halten sehen.« (liv. XVI, chap. 9.)

Wenn man hier die Ringe dieser Schlußkette verfolgt, so erzeugt das Clima die Dienstbarkeit der Frauen und diese die despotische Regierung. Ist es nöthig, noch nachzuweisen, daß Despotie und Vielweiberei derselben Culturstufe angehören, und sich zwar nicht bedingen, aber ohne sich zu hindern nebeneinander bestehen können? Dagegen sind die Freiheit, die Mannes- und Menschenwürde einer Republik nothwendige Auflösungsprinzipe der Vielweiberei, und wo die eine möglich ist, ist in der Regel die andere unmöglich, denn beide gehören verschiedenen Civilisationen an. Die Behauptung aber, daß der Orient stets despotisch regiert worden, widerlegt sich von selbst, wenn man an die griechischen Republiken in Griechenland und Kleinasien, an die Theocratie, Aristocratie und Monarchie der Juden und an die Spuren freierer Institutionen und Regierungen in Aegypten, Persien, China und Indien denkt. —

5.

Montesquieu aber begnügt sich nicht damit, die Vielweiberei durch das Clima zu rechtfertigen; er setzt den Frauen noch ärger zu, und will sie gar, je nach dem Thermometer, einsperren oder frei herum wandern lassen. »Nicht allein die Vielweiberei verlangt, daß man sie im Orient an gewissen Orten abschließt, sondern auch das Clima. Wer die horreurs, die Verbrechen, die Treulosigkeiten, die Schandthaten, die Giftmischereien, die Mordthaten, welche durch die Freiheit der Frauen in Goa und in den Niederlassungen der Portugiesen in Indien, wo die Religion nur

Eine Frau erlaubt, veranlaßt werden, mit der Unschuld und Reinheit der Sitten der Frauen in der Türkei, in Persien, in Mongolien, China, Japan vergleicht, wird sich wohl überzeugen, daß es oft da wo man nur Eine Frau hat eben so nöthig ist, diese von den Männern zu trennen, als wo man ihrer viele hat. Das Clima muß über diese Sache entscheiden.« (liv. XVI, chap. 12.) Zum Troste der Europäerinnen sagt er dann, als Franzose, diesen viele und sehr schöne Artigkeiten. Doch ist das überflüssig, da schon die Hauptidee, daß nur das Clima an allem Schuld, sie zu beruhigen im Stande sein muß. Denn wenn auch einmal wieder eine Zeit einträte wie die der Brunhilde und Kriemhilde, der italiänischen Giftmischereien, oder der böhmischen Mägde, so darf das doch die Europäerinnen nicht um ihre Freiheit in Angst setzen, denn das Clima schützt sie. Nur sollten die Nordländerinnen für ihre südlichen Genossinnen Partei nehmen, und sich nicht mit einem Complimente, das ihnen nur von Sonnengnaden zukommt, abspeisen lassen [1]. Protestiren wir. —

---

[1] Man stößt in Montesquieu oft auf die unbegreiflichsten Widersprüche. So sagt er an einer andern Stelle von der natürlichen Scham: »Alle Nationen stimmen darin überein die Ausschweifungen der Frauen zu verachten. Die Natur hat sich bei allen Völkern geltend gemacht. Sie hat die Vertheidigung und auch den Angriff geschaffen, und da sie auf beiden Seiten die Wünsche geschaffen hat, so hat sie auf die eine die Reinheit und auf die andere die Schmach gestellt. Sie hat den Individuen um sich zu erhalten einen langen Zeitraum gegeben, und nur Momente um sich fortzupflanzen. Es ist also nicht wahr, daß die Begierde (incontinence) den Gesetzen der Natur folgt, im Gegentheile, sie verletzt sie, während die Bescheidenheit und Enthaltsamkeit ihr huldigen. Uebrigens liegt es in der Natur der vernünftigen Wesen, ihre Unvollkommenheiten zu fühlen. Die Natur hat uns

Aber was hilft es? Wir Männer kommen nicht besser weg. Wenn wir einmal Muth zeigen, so ist daran der Schnee, das Eis des Nordens Schuld, und der Muth dauert nur so lange bis der Schnee geschmolzen ist, dann nehmen wir Fersengeld und rücken in die Sommerquartiere.

»Wir haben bereits gesagt, daß die große Hitze die Kraft und den Muth der Menschen entnerve, und daß man in den kalten Climas eine gewisse Körper- und Geisteskraft besitze, die die Menschen fähig mache, nachhaltige, schwere, große und muthige Handlungen zu begehen. . . . . So darf man nicht erstaunt sein, daß die Feigheit der Völker heißer Climas diese stets zu Sklaven gemacht, während der Muth der Völker kalter Climas diese frei erhalten hat. Das ist eine Folge, die von ihrer natürlichen Ursache herkommt.« (liv. XVII, chap. 1.)

Diese Ursache sieht Montesquieu dann überall thätig. Die geologische Bildung Asiens gestattet einen raschern Uebergang aus den kalten Regionen in die heißen, so daß die gemäßigte Zone fast wegfällt. Daraus folgt, daß in Asien die Nationen sich als starke und schwache gegenüberstehen; die tapfern, kriegerischen und thätigen Völker berühren unmittelbar entnervte, faule und furchtsame Völker. Daraus folgt nothwendig wieder, daß die einen erobert werden, die

---

also die Scham gegeben, d. h. die Schmach unserer Unvollkommenheiten.«

»Wenn also die physische Macht gewisser Climas das natürliche Gesetz der zwei Geschlechter und das der vernünftigen Wesen verletzt, so ist es die Sache des Gesetzgebers bürgerliche Gesetze zu machen, die die Natur des Climas bezwingen und die ursprünglichen Gesetze wieder herstellen.« (liv. XVI, chap. 12.)

andern erobernd sein müssen. In Europa im Gegentheile stehen sich fast gleich starke Nationen gegenüber, und die sich berührenden haben ungefähr gleich großen Muth. »Das ist die Hauptursache der Schwäche Asiens und der Stärke Europas, der Freiheit in Europa und der Knechtschaft in Asien; eine Ursache, die, so viel ich weiß, nie angedeutet worden ist. Das ist es dann auch, woher es kommt, daß die Freiheit in Asien nie zunimmt, während sie in Europa zu oder abnimmt, nach den Umständen.« (liv. XVII, chap. 3.)

Wenn wir aus der Ferne ein Gebirge sehen, so liegt dasselbe in Einer Farbe, in Einer Masse vor unsern Augen. Die Einzelnheiten verschwinden, die Bewegung erstarrt. Je näher wir ihm treten, desto lebendiger wird Alles. Bald unterscheiden wir Wald und Feld, Berg und Thal. Der Fels tritt schärfer hervor, und die Ruine auf ihm belebt sich. Wir erkennen die Hütte des Hirten oben in den Matten, wir sehen das Dörfchen dort am Rande des Waldes, die Stadt unten am Fuße des Gebirges. Und immer näher tretend scheiden wir die Esche von der Buche, bis wir zuletzt am Walde angelangt, jedes Blatt im Winde spielen sehen können.

So aber geht es uns auch mit der Geschichte, mit der Beobachtung der Welten und der Zeiten. Die Geschichte Asiens liegt uns sehr ferne, das Gebirge ist ein schweigender, vielleicht ausgebrannter Vulkan. Und Montesquieu beobachtet diese fernen Völker durch die schlechte Brille kurzsichtiger Vorgänger. Ist es da zu verwundern, daß er nur regungs- und bewegungslose Umrisse sieht? Asien hat gewiß so gut wie Europa seine innere Geschichte gehabt, und noch heute regt sich dort ein Leben, das uns nur deswegen so wenig lebendig erscheint, weil der Fortschritt uns erlaubt

mit dem Winde in der Raschheit zu wetteifern. Wer darf es leugnen, daß die Civilisation und mit ihr die Freiheit und das Volksglück eine Tochter des Südens ist? Von wo holten die Aegyptier ihre Weisheit? Und gingen später Moses, Lykurg und Solon nicht bei ihnen in die Schule? Ist Christus kein Asiate? Und sind diese Alle nicht die höchsten Vorkämpfer der Freiheit und Civilisation?

Ich weiß es, auch die Germanen haben die Freiheit gefördert; ja ohne sie würde wahrscheinlich Europa durch Rom, wie Asien durch seine Despotien, ausgehöhlt und zernichtet worden sein. Aber das Zusammentreffen, die innere Verwandtschaft des Christenthums, das aus Asiens Gluthebenen, aus den ägyptischen Sandwüsten hervorging, und des Germanenthums, das aus Europas eisigem Norden herabstieg, beweist Eines vor Allen, und zwar: daß die Civilisation, die Freiheit, die Lehre der Gleichheit und Bruderliebe an kein Clima gebunden ist. Aber wie die Freiheit eine Frucht ist, die in allen Climas fortkommt, so sind die Knechtschaft, die Tyrannei nicht weniger cosmopolitischer Natur. Nach der eben angeführten Stelle fährt Montesquieu fort: »Wenn auch der moskowitische Adel von einem seiner Prinzen zur Knechtschaft herabgewürdigt wurde, so wird man doch stets Zeichen der Ungeduld sehen, die in den Climas des Südens nicht vorkommen. Haben wir dort nicht die aristokratische Regierung während ein paar Tagen eingesetzt gesehen? Wenn auch ein anderes Königreich des Nordens seine Gesetze verloren hat, so kann man sich auf das Clima verlassen, es hat sie nicht unwiederruflich verloren.« (liv. XVIII, chap. 3.)

Rußland und der ganze slavische Norden Europas passen überhaupt nicht in das System Montesquieus. Der

Thermometer und die Freiheit sind hier nicht im Einklang. Aber das stört ihn wenig. Er begnügt sich mit ein paar Zuckungen der Ungeduld, um durch sie den Freiheitssinn der Slaven und Russen zu bekunden, — als ob diese Zuckungen nicht im Wesentlichen ganz dieselben seien wie jene hundert Serail- und Vesirrevolutionen des Orients. Er tröstet sich und hofft von dem Clima eine Umgestaltung der Dinge, und abermals ein Jahrhundert ist seitdem verflossen und die Despotie der nordischen Kaiser ist ebenso wie die Nichtigkeit der Großen und die Sclaverei des Volkes dieselbe, fast noch schlimmer im tiefsten Norden Europas als in den heißesten Ländern Asiens. Das aber verhindert Montesquieu nicht zu sagen: »Die Völker Asiens werden durch den Stock regiert, die Tartaren durch Geißeln. Der Geist Europas war stets diesen Sitten entgegen und zu allen Zeiten nannten, was den Völkern Asiens eine Strafe erschien, die Europas eine Entehrung.« (liv. XVII, chap. 5.)

Es ist wahr, der Geist, und nur der Geist Europas, seine Cultur, seine Civilisation widersprechen der Schmach, in der sich die Gewalt anmaßt, den Menschen wie das Vieh mit Stock und Geißel zu regieren. Aber nicht das Clima widersetzt sich dieser Schmach und Strafe; denn galt sie doch eine Zeitlang selbst in Deutschland, und herrscht sie doch seit Jahrhunderten schon in Rußland, in Polen, in Lithauen, im ganzen slavischen Norden, so weit der Geist Europas, Civilisation und Freiheit, den Geist Asiens, Barbarei und Knechtschaft, nicht besiegt und zurückgedrängt haben. —

Montesquieu glaubt endlich seine Ansicht noch dadurch zu belegen, daß er darauf hindeutet, wie Asien eilfmal durch die Völker des Nordens und nur zweimal durch die des

Südens erobert worden sei. In Europa ist der Unterschied weniger auffallend. Die Römer drangen von Süden nach Norden vor, ebenso die Celten. In der Völkerwanderung kam der Norden über den Süden. Dagegen drangen die Araber wieder von Süden her bis nach Frankreich vor; Karl der Große richtete seine Eroberungen ebenfalls wieder nach Norden hin; die Normannen setzten sich in einzelnen südlichen Ländern fest; die Deutschen aber eroberten einen großen Theil des slavischen Nordens; und Napoleon fand in Moskau seinen Untergang. Aber selbst wenn auch in Europa dieselbe Beobachtung gälte, so bewiese sie dort so wenig als in Asien. Denn Montesquieu selbst sagt an einer andern Stelle. »Es ist natürlich, daß ein Volk ein schlechtes Land verläßt um ein besseres, und nicht, daß es ein gutes verläßt um ein schlechtes zu suchen. Die Mehrzahl der Einwanderungen finden somit statt in Länder, die die Natur gemacht hat um glücklich zu sein.« (liv. XVIII. chap. 3.) Und deswegen werden sich die Südasiaten wohl hüten nach Nordasien zu wandern, und deswegen ist es natürlich, wenn die Nordasiaten, so oft sie sehen, daß im Süden Kampf, Unordnung, Erschlaffung eingetreten sind, sich aufmachen und ins gelobte Land ziehen; deswegen erklärt es sich von selbst, wenn in Europa bald der Norden, bald der Süden vorrücken, da hier die Unterschiede nicht so groß sind wie in Asien.

6.

Wie das Clima, so ist auch die Beschaffenheit des Grund und Bodens nach Montesquieu Ursache der verschiedenartigsten Volkszustände. Nicht das Clima Asiens

allein ist die Ursache seiner Knechtschaft. »Asien hat auch die größten Ebenen, die wir kennen, es ist in größere Theile getheilt durch die Meere, und da es mehr südlich liegt, so sind die Quellen eher vertrocknet, die Berge weniger mit Schnee bedeckt und die weniger großen Flüsse bilden weniger starke Grenzscheiden. Die Macht muß also in Asien stets despotisch sein; denn wenn die Knechtschaft nicht außerordentlich wäre, so würde eine Theilung eintreten, die die Natur des Landes nicht erlaubt.« (liv. XVII, chap. 6.) Die Gebirgsgegenden sind im Gegensatze die Asyle der Freiheit. Das ist schon alt, weil zu allen Zeiten die Bewohner der Gebirge durch die Noth gezwungen waren, rüstig, fleißig, kräftig, arm und genügsam zu sein. Wo ein Gebirgsvolk reich und genußsüchtig wurde, hörte seine Freiheit auf, und seit die Schweiz das Sprichwort: »pas d'argent pas de Suisses« — zum Wahrwort machte, sank auch ihre Freiheit herab; und seit sie die goldgespickten Börsen der Engländer zu leeren begannen, verschwand der Glanz ihrer Kraft, und zog die französische Revolution ebenso gut und ungehindert durch ihre Berge wie später die Heere der verbündeten Mächte. — Doch lassen wir Montesquieu weiter schließen. »Die Völker der Inseln sind mehr zur Freiheit geeignet als die der Continente. Die Inseln sind meist klein, ein Theil des Volkes kann nicht leicht dazu benutzt werden, den andern zu unterdrücken. Das Meer trennt sie von den größern Staaten, und die Tyrannei kann sich dort nicht die Hand reichen. Die Eroberer sind durchs Meer aufgehalten; die Inselbewohner werden nicht in die Eroberung mit hineingerissen und halten so leichter ihre Gesetze aufrecht.« (liv. XVIII, chap. 5.) Zu allen Zeiten waren die Inseln von dem Festlande moralisch

und physisch abhängig, und mit Ausnahme Englands, das Musterland Montesquieu's — das übrigens ebenfalls von den Celten, Römern, Dänen, Sachsen und Normannen erobert und beherrscht wurde — sind sie es noch heute. Beweis: Irland, Malta, Sicilien, Sardinien, Corsika, Cypern &c. &c. Aber das paßte nicht in Montesquieu's System.

»Die Länder, die die Industrie der Menschen wohnbar gemacht hat, und die, um zu existiren, derselben Industrie bedürfen, verlangen eine gemäßigte Regierung. Es giebt deren vorzüglich drei, die beiden schönen Provinzen Kiang-Nan und Tche-Kiang in China, dann Aegypten und Holland. .... Hier muß die Macht gemildert sein, wie sie es sonst in Aegypten war; sie muß gemäßigt sein, wie in Holland, das die Natur gemacht hat, um auf sich selbst zu achten und nicht um der Achtlosigkeit und Launen überlassen zu werden. So waren denn auch, trotz des Klimas in China, die ersten Gesetzgeber China's veranlaßt, sehr gute Gesetze zu machen, und die Regierung war oft gezwungen, sie zu befolgen.« Wenn auch der ewige Kampf mit dem Meere in Holland &c. das Volk in Athem hällt, es zwingt, wachsam, fleißig, rüstig, abgehärtet zu sein, und diese Tugenden selbst seine Freiheit bedingen, so ist es doch nicht nöthig, die Widersprüche, auf die Montesquieu hier wieder durch seine materialistische Anschauung stößt, herauszuheben. Aegypten war sonst gemäßigt regiert, China oft mit guten Gesetzen versehen, Holland ist noch jetzt eine Quasirepublik, Schluß — alle dem Meere abgerungenen Länder fordern eine gemäßigte Regierungsform. —

Auch die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Landes kommen in Anspruch; die erstere fordert Einherr-

schaft, die letztere Mehrherrschaft, Republik. (liv. XVIII, chap. 3.) Was allen Republikanern zur Berücksichtigung hiermit verrathen wird; denn es ist fast leichter aus einem blühenden Lande eine Wüste zu machen als aus einer Monarchie eine Republik; und Montesquieu ist ganz damit einverstanden, daß die Völker, die die Erde öde lassen, sich einer großen Freiheit freuen. (liv. XVIII, chap. 30.)

Lykurg, Solon, Moses, Christus sind überflüssig; — eine Gottesgeißel, ein Barbarenfürst kanns gerade so gut. Doch genug.

7.

Wir haben den Einfluß des Climas und des Grund und Bodens, wie ihn Montesquieu darstellt, Schritt für Schritt verfolgt, und finden denselben überall thätig, überall die bedingende Ursache unabweisbarer Folgen. Montesquieu selbst aber empört sich oft gegen die Folgen, die er selbst als nothwendig aufstellt; oft sieht er die Möglichkeit, ihnen entgegen zu wirken; oft ahnet er, wie die Natur selbst wieder gut macht was sie verdorben zu haben scheint. Er verlangt, daß der Gesetzgeber die Laster des Climas bekämpfen solle, und zeigt, wie dies den Chinesen gelungen ist, während die Indianer das Clima frei walten lassen und ihm dann unterliegen. (liv. XIV, chap. 5.) Ja er ahnet, wie man oft die Tugend neben dem Laster findet um dieses durch jene zu bekämpfen, er will mit dem Hochmuth der südlichen Völker ihre Trägheit, mit der Eitelkeit ihre Arbeitscheu besiegen. (liv. XIV, chap. 9.) Aber es ist das nur eine Schwäche, nur die Angst vor der stren-

gen Schlußfolge. Der Arzt hat ein Glied nach dem andern befühlt, und gesehen, daß der Wurm der Fäulniß an ihnen nagt, daß das Mark erstarrt, der Knochen angefressen ist. Aber er hat ein zu weiches Herz, um das Todesurtheil kalt und strenge auszusprechen, und so hofft er denn mit dem Kranken, und sucht das Mittel gegen die Gesetze der Natur. Wenn Montesquieu in seinen Unterstellungen über den Einfluß des Climas und des Bodens Recht hat, so hat er Unrecht in seiner Ansicht über die Mittel gegen das Gesetz der Natur. Und hilft das Mittel, ist es im Stande den Kranken zu retten, so hat er die Natur verleumdet, indem er sie nothwendig erschlaffend, zernichtend, tödtend zeigte.

Der beste Beweis aber gegen die Allmacht des Climas ist die Geschichte. An derselben Stelle, unter derselben Sonne, in demselben Clima lebten zu verschiedenen Zeiten die verschiedensten Völker, herrschten die entgegengesetztesten Institutionen. Und dasselbe Volk unter demselben Clima hat eine Geschichte, die es die verschiedenen Stufen der Cultur durchlaufen läßt. Das Land, das heute ein ängstliches, feiges, scheues Volk nährt, zeugte einst Riesen und Helden, die Welt in Furcht und Erstaunen setzend, und wird vielleicht in Jahrhunderten wieder eben solche Helden zeugen. Das Volk, das heute stolz auf seine Freiheit ist, lag einst demüthig im Staube vor seinen Herrschern und wird vielleicht dereinst wieder von der Höhe hinabsteigen, auf der es heute angekommen ist. Asien [1]) war einst die

[1]) Montesquieu, hingerissen von seinem Systeme, ruft eine Art Fluch über Asien aus: »Es herrscht in Asien ein Geist der Knechtschaft, der es nie verlassen hat; und in allen Geschichten dieses Landes ist es nicht

hohe Schule Europas und wird vielleicht dereinst wieder Europa überbieten. Die Indier waren die Lehrer und das Vorbild der Aegyptier, die Aegyptier die der Griechen, die Griechen die der Römer und diese die der neueren Zeit. An der Stelle wo jetzt in Rom ein Bettlervolk lebt, herrschten einst die eisernen Charaktere der alten Weltstadt. Diese Umgestaltung der Dinge widerspricht unmittelbar der Lehre von der Allmacht des Climas, denn diese Allmacht würde nothwendig zum Stillestand führen. Ist das Clima die Herrscherin der Welt, so hört die Geschichte auf, so hat es nie Geschichte geben können.

Ich bin weit entfernt hiermit jeden Einfluß des Climas leugnen zu wollen. Man braucht nur wie Montesquieu die Extreme zu betrachten um zuzugestehen, daß das Clima einen gewissen Einfluß ausübt. Das Feuer brennt und die Kälte friert und erstarrt. Wo die Kälte und die Hitze so groß sind, daß die Bedingungen des Bestehens für den Menschen, des menschlichen Bestehens, d. h. des gesellschaftlichen Lebens gefährdet sind, wo nur Einzelnleben möglich ist, da wird sich die Folge der Vereinzelung: Nomadenart, Uncultur, Barbarenthum und Wildheit einstellen. Das Clima ist hier eine Ursache, die Folgen hat, die dann erst, als auf den Geist des Menschen wirkend, wieder als Ursachen hervortreten. Die Einsamkeit, die Unmöglichkeit des gesellschaftlichen Lebens führt zur Uncultur, zur Verwilderung. Wo diese Ursache, Einsamkeit, Vereinzelung,

möglich einen einzigen Zug zu finden, der eine freie Seele bezeichnete. Man wird hier nie etwas anderes als den Heroismus der Knechtschaft sehen.« (liv. XVII, chap. 6.)

eintritt, wirkt sie ebenso gut in Paris und London wie in Lappland und unter dem Aequator. —

Wo aber das gesellschaftliche Leben möglich wird, da tritt auch die Möglichkeit des Fortschreitens, des Sieges über die Folgen des Climas ein. Und dieser Sieg ist in der Natur selbst bedingt. Der Südländer ist rascher, der Nordländer ausdauernder; der Südländer heftiger, der Nordländer durchdrungener von dem was er will; der Südländer kecker, der Nordländer ruhiger; der Südländer leidenschaftlicher, der Nordländer fester überzeugt. Man könnte so die Stufenleiter aller Gefühle, aller Lebensregungen durchlaufen, und es würde sich zeigen, daß die Natur keinen ihrer Söhne stiefmütterlich behandelt hat. Wo sie dem Einen gab, ertheilte sie dem Andern den vollkommenen Ersatz, und was dem Einen hier fehlt, gab sie ihm auf einer andern Stelle um ihn nicht in Nachtheil zu lassen.

Alle sind gleich berufen. Aber Wenige sind auserwählt. Die nordische Natur lebt länger, die südliche aber genießt rascher und kommt somit rascher beim Ziele an. Und nur darum handelt es sich, welches Ziel die Einen und die Andern sich steckten. Ist es das rechte, dann gelangt der Süden rascher zu seinem Beruf als der Norden; ist es das verkehrte, dann kommt er eher beim Untergange an als dieser.

Asien scheint schon seit Jahrtausenden das Ende seiner Kraft und Thätigkeit erreicht zu haben. Aber es hatte sich — wohl nur als Abart früherer besserer Zustände und Grundsätze, wohl nur als Ausartung vergangener Kraft und Größe — Genuß und Herrschaft zum Ziele gesteckt, und liegt jetzt darnieder und büßt die Schuld seiner Wahl. Der Norden, fast ganz Europa, kämpft noch, ist noch in

der Arbeit begriffen, und auch für Europa wird der Abend kommen und die Zeit des Ausruhens. Und dann wird ihm eine Ruhe wie die Asiens in Genuß und Knechtschaft werden, wenn es, wie die Völker Asiens, die Eigensucht über das Heil Aller stellt, wenn es den Genuß nur in der Selbstsucht und nicht in der Liebe und dem Gesammtwohl gesucht hat. —

VI.

Einfluß der Gesetze auf die Sitten und den Charakter der Völker.

1.

Nachdem Montesquieu den Einfluß des Climas, des Bodens auf die Sitten, den Geist des Volkes und die Gesetze in vielen Büchern dargestellt hat, fertigt er die Wechselwirkung zwischen Gesetz, Sitte und Volksgeist in einem einzigen Buche ab.

Er fragt sich in einem der ersten Kapitel dieses Buches: »Was ist der Volksgeist?« (l'esprit général). Und antwortet: »Mehrere Sachen (choses) regieren den Menschen: das Clima, die Religion, die Gesetze, die Regierungsmaximen, die Beispiele der Vergangenheit, die Sitten, die Manieren; woraus sich ein allgemeiner Geist bildet, der ihre Folge ist. Je nachdem bei jeder Nation eine dieser Ursachen mit mehr Kraft wirkt, weichen die andern zurück. Die Natur und das Clima herrschen fast ausschließlich über die Wilden; die Manieren beherrschen die Chinesen; die Gesetze tyrannisiren Japan; die Sitten waren sonst in Lakedämonien vorherrschend; die Regierungsmaximen und die alten Sitten herrschten in Rom.« (liv. XIX, chap. 4.)

Das Clima steht in der obigen Reihenfolge der Ursachen, die den allgemeinen Volksgeist bilden, wieder oben an, und erst nach ihm kommen Religion, Gesetze, Institutionen, Sitten und Gebräuche in wunderlicher Folge. In dem zweiten Satz aber ordnet sich dieses chaotische Durcheinander in etwas und wir sehen dann, daß bald das Klima, bald die Gesetze, bald Gebräuche und Gewohnheiten den allgemeinen Geist bedingen. Es ist erfreulich auch hier wieder zu finden, wie Montesquieu, sobald er praktisch werden will, sobald er ins Einzelne eingehen muß, der Wahrheit näher tritt. Das Clima und die Natur beherrschen vor allem die Wilden; mit der fortschreitenden Cultur treten andere Ursachen zur Bildung des Volksgeistes hervor. Bei den Wilden selbst wird die Wirkung des Climas überall eine vermittelnde sein, das heißt, sie wird stets die Tugend neben das Laster stellen, das sie weckt. Aber die freie Entwickelung beider wird in der Wildheit der Natur und dem Clima selbst überlassen bleiben, während auf jeder höhern Stufe das Element der Civilisation, die höhere geistige Cultur, hinzutritt und die Tugend oder das Laster unter ihren Schutz nimmt, und so die weitere Entwickelung des Volksgeistes bedingt.

Die Frage, woher es komme, daß hier das Clima, dort die Gebräuche, weiter die Gesetze, anderswo die Sitten, und endlich Sitten und Regierungsmaximen zugleich vorherrschen und den öffentlichen Geist bedingen, lag sehr nahe, aber Montesquieu hat sich dieselbe nicht gestellt. Die Antwort würde ihn auf die Unhaltbarkeit vieler seiner Behauptungen geführt haben. Er würde gesehen oder geahnet haben, daß das Clima, das rein Materielle nur so lange vorherrschend thätig sind, als die Materie selbst vorherrscht,

d. h. bei den Wilden. Bei den Barbaren [1]) wirken die Sitten und Gebräuche schon mehr, und diese selbst führen zu einer Religion, zu einer Rechtsanschauung, die mehr oder weniger, je nach ihrem Grundsatze, die Natur zu besiegen vermögen. Auf der Stufe der Civilisation angekommen, werden Gesetze und Institutionen das belebende Element des Volksgeistes, und sind dann ebenfalls nach dem Grundsatze, der sie beherrscht, im Stande das Heil oder Unheil der Zukunft im Geiste des Volkes zu begründen.

Eine zweite Frage lag so nahe, daß Montesquieu sie nicht umgehen konnte. »Soll der Gesetzgeber suchen, den Volksgeist zu lenken, zu modificiren, zu ändern, wo er dies für nöthig und nützlich hält? »In seiner Angst vor jeder scharfen Entscheidung, in seiner Art des juste milieu, des laisser faire und laisser passer, dessen Urvater er ist, deutet Montesquieu hier vorerst auf die Franzosen hin, zeigt abermals, wie einzelne ihrer Fehler, ihrer schwachen Seiten oft sehr vortheilhafte Folgen haben können, und fährt dann fort: »Daß man uns lasse wie wir sind, sagte einst ein Edelmann einer Nation, die derjenigen sehr gleicht, von der wir eben sprachen, die Natur macht Alles wieder gut; sie hat uns eine vivacité gegeben, die geeignet ist, zu beleidigen und uns bei Andern in Nachtheil zu setzen. Diese selbe vivacité wird aber in Schranken gehalten durch die Politesse [2]), die sie uns verschafft, indem sie uns Ge-

[1]) Tacitus. Plus ibi boni mores valent quam alibi bonae leges.

[2]) Note Montesquieus. Die Epoche der Politesse der Römer ist dieselbe wie die der Errichtung der gesetzlosen Macht (du pouvoir ar-

schmack an der Gesellschaft und vorzüglich an der der Frauen einflößt. Daß man uns lasse wie wir sind. Unsere unangenehmen Eigenschaften verbunden mit unserer Herzensgüte (notre peu de malice) machen, daß die Gesetze, die den gesellschaftlichen Sinn bei uns beengen wollten, nicht passend sein würden.« (liv. XIX, chap. 6.) Die Folgen dieses »humeur sociable« schildert er dann ein paar Zeilen weiter unten: »Je mehr die Völker mit einander umgehen, desto leichter ändern sie ihre Gebräuche; weil jedes mehr ein Schauspiel für das andere wird. Man sieht besser die Eigenheiten der Individuen, des Climas; das was die Ursache ist, daß eine Nation es liebt sich mitzutheilen, macht auch, daß sie zu ändern liebt; und das, was Ursache ist, daß eine Nation zu ändern liebt, macht auch, daß sie ihren Geschmack bildet. — Die Gesellschaft der Frauen verschlechtert die Sitten, und bildet den Geschmack; die Sucht mehr als Andere zu gefallen ruft den Putz; die Sucht mehr als sich selbst (plus que soi-même) zu gefallen, die Moden hervor. Die Moden sind ein bedeutender Gegenstand, und indem man den Geist frivol macht, vermehrt man ohne Ablaß die verschiedenen Zweige des Handels.« (liv. XIX, chap. 8.)

Vorerst nur die Bemerkung, daß hier die Natur Alles wieder gut macht. So lange nur die Natur wirkt, ist das sicher wahr, nur hätte Montesquieu dies an einer andern Stelle beachten sollen. Die Hauptsache aber ist sein System des laisser aller, laisser faire, das hier immer klarer hervortritt. Die Schlußkette ist folgende: Die Natur hat uns veränderungssüchtig geschaffen, aber hütet euch dieser

---

bitraire). Die absolute Regierung ruft die Faulheit hervor und die Faulheit zeugt die Politesse. (liv. XIX, chap. 27.)

Sucht entgegen zu arbeiten, denn sie bildet unsern Geschmack. Die Gesellschaft der Frauen, wie wir sie lieben, verdirbt die Sitten, aber bei Leibe hemme man hier nicht, denn sonst ist der Modehandel von Paris in Gefahr. Das Alles macht uns von Tag zu Tag frivoler, aber der Handel gewinnt dabei.

Je mehr ein Volk unbedingt seiner Neuerungssucht, seinem Tändeln in Gesellschaft, seiner Sittenlosigkeit, seiner Frivolität freien Lauf läßt, desto rascher wird es am Ziele seiner Macht und seines Ansehens ankommen, desto schneller wird auch die Herrschaft seiner Moden aufhören. Griechenland war in Rom Mode, weil es mächtig, groß und hochgebildet gewesen war und noch zu sein schien. Aber weil es mehr an die Mode, an Flitterwesen und Kunstsüchtelei, denn an den Staat, die Sitten und die Gesetze dachte, sank es rasch von Stufe zu Stufe hinab. Rom wurde Mode in ganz Europa, aber auch erst am Vorabende seines Unterganges; und es ahmte dann bald sogar die Barbaren, die Germanen nach, als diese für die Römer kämpfen mußten und sie endlich besiegen lernten. Wenn die »Frivolität« erst recht gewirkt haben wird, wird Paris auch nicht mehr Mode machen.

2.

Der Gesetzgeber muß den schwachen Seiten im Volkscharakter entgegen wirken, aber freilich nicht dadurch, daß er Strafen auf die Aeußerung des Volksgeistes zu setzen versucht, sondern dadurch, daß er sich wohl hütet, den Schwächen seines Volkes zu schmeicheln, und im Gegentheile Gesetze und Institutionen zu finden weiß, die die Tugenden

eines Volkes zu heben und das Laster zu besiegen im Stande sind. Montesquieu und so manche andere neuern Gesetzgeber gleichen dem schwachen Vater, der aus blinder Liebe zu seinem Sohne in dessen Lastern nur leicht verzeihliche Vergehen, in seinen Fehlern den Keim zukünftiger Tugenden sieht.

Dabei leidet dann natürlich das strenge Rechtsgefühl Schiffbruch. Die Gerechtigkeit und die Moral dürfen nicht als Maßstab angelegt werden, weil sonst das verzogene Kind die Probe nicht bestehen würde. Man hilft sich mit der strengen Unterscheidung zwischen moralischen Lastern und politischen Lastern. Nachdem Montesquieu gezeigt hat, wozu die schlechten Sitten, die Frivolität des Geistes, und dergleichen mehr, gut sein können, macht er ein eigenes Kapitel, das er Réflexions überschreibt, und in dem er dann sein Gewissen in folgender Art zu beruhigen sucht: »Ich habe das nicht gesagt um auf irgend eine Weise den Abstand, der von dem Laster bis zur Tugend besteht, zu vermindern. Gott behüte. Ich habe nur begreiflich machen wollen, daß alle politischen Laster nicht auch moralische, und daß alle moralischen nicht zugleich politische Laster sind; und das dürfen diejenigen nicht übersehen, die Gesetze machen, welche dem öffentlichen Geiste entgegen sind.« (liv. XIX, chap. 11.)

Er hat dies ins Besondere an den Lastern des Hochmuths und der Eitelkeit, der Faulheit und auch an der Tugend der Redlichkeit zu zeigen versucht. Der Hochmuth ist ein politisches Laster, die Eitelkeit fast eine politische Tugend; jener führte, wie wir schon sahen, nach ihm bei den Spaniern zur Faulheit und zum Untergange, diese bei den Franzosen zum Luxus, zur Industrie, zu den

Künsten, zu den Moden, zur Politesse und zum guten Geschmacke. (liv. XIX, chap. 9.) Die Römer, die Spartaner und so viele Andere waren hochmüthige, stolze Völker und wahrlich der Hochmuth, der Stolz führte sie nicht zur Faulheit. Der Luxus, die Industrie, die Künste, die Moden, der gute Geschmack herrschten in Griechenland wie in Rom und der Charakter beider Völker war nie vorherrschend der der Eitelkeit. Die unmittelbaren Folgen der Eitelkeit sind eine Ueberschätzung seiner selbst, eine lächerliche Anmaßung in Nebensachen, die oft um so verletzender wird, je weniger der Gegenstand die Eitelkeit, diesen castrirten Stolz, rechtfertigt. Die Franzosen haben schon oft die besten Erfolge ihrer Tapferkeit durch ihre Eitelkeit wieder nutzlos verloren. Ihre Eitelkeit läßt sie den Luxus suchen, und die Mittel diesen zu befriedigen sind dann meist nicht gerade die rechten. Rom schon zernichtete die Gallier, weil es der Eitelkeit ihrer Führer so schön zu schmeicheln wußte; und Napoleons Helden empörten die ganze Welt, weil sie in ihrer Eitelkeit alle Welt verletzten, weil sie überall ihre Siege dazu benutzten, sich die Mittel zu verschaffen ihre Eitelkeit in Paris zur Schau tragen zu können.

Um eine moralische Tugend zu finden, die ein politisches Laster werden könne, muß die edelste von allen, die Redlichkeit herhalten.

»Die Redlichkeit der Spanier war zu allen Zeit berühmt. Justin spricht von der Treue, mit der sie anvertrautes Gut bewahren; sie haben oft dem Tode getrotzt um ihr Geheimniß zu retten. Diese Treue, die sie sonst besaßen, haben sie noch heute. Alle Nationen die in Cadix Handel trieben, vertrauen ihr Vermögen den Spaniern an, und haben dies nie zu bereuen gehabt. Aber diese be-

wundernswerthe Eigenschaft, gepaart mit ihrer Faulheit — bildet eine Mischung, aus der Erfolge hervorgehen, die ihnen sehr nachtheilig sind. Die Völker Europas machen unter ihren Augen den Handel ihrer Monarchie.« (liv. XIX, chap. 10.) Mir kommt es fast so vor, als ob die Mischung nicht nöthig wäre, als ob die Faulheit ungemischt mit Redlichkeit den obigen Erfolg hervorbringen könnte. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts waren die Spanier die erste Handelsnation der Welt, und man darf ihnen nicht nachsagen, daß damals die Faulheit ihr Laster gewesen; dagegen liegt die Epoche ihrer Handelsgröße zwischen Justin und Montesquieu, die beide ihnen das Zeugniß der Redlichkeit geben. Später scheint sich der Charakter der Spanier geändert zu haben, wenigstens zeigten sie in neuerer Zeit in ihren Anleihen oft ein etwas starkes Gelüste nach anderer Leute Gut. Doch rechten wir nur mit Montesquieu, der die Redlichkeit mit der Faulheit an dieselbe Kette schließt und uns dann fast glauben machen könnte, die Eine sei politisch nicht mehr werth als die Andere. So weit kann selbst ein Ehrenmann, der die edelsten Absichten hat, sich verirren, wenn er erst auf falscher Bahn ist.

Die Unredlichkeit der Chinesen wird dann natürlich zu einer Tugend. »Ihre unsichern Lebensverhältnisse machten, daß sie eine wunderbare Thätigkeit und eine solche Gewinnsucht haben, daß keine handelnde Nation ihnen vertrauen kann. Diese bekannte Unredlichkeit hat ihnen den Handel von Japon gesichert.« Mir kommt es abermals so vor, als ob die wunderbare Thätigkeit genügte. Wenigstens hat auch hier die neuere Zeit gelehrt, daß die noch wunderbarere Thätigkeit der

Engländer, Amerikaner und im Norden selbst der Russen hinreichte, um sich den Chinesen gegenüber in den Handelszweigen, die die Natur ihnen bietet, geltend zu machen.

Es mag das Laster als der Schatten einer Volkstugend oft eine Zeitlang den Fortschritt, die Macht einer Nation vermehren; aber man hüte sich, den Schatten deswegen zu hegen und zu pflegen, denn er wird ohnedies am Abende immer größer. Die Unredlichkeit, das Unrecht der Völker sühnte sich stets mit Schrecken; und deswegen muß es des Gesetzgebers erste Aufgabe sein, die Art und Weise, die Sitten und Gebräuche seines Volkes zu beobachten, seine Laster zu erkennen und sie durch Gesetz und Institutionen zu bekämpfen.

Hier aber ist Montesquieu wieder ganz entgegengesetzter Ansicht. »Wir haben gesagt, daß die Gesetze besondere und bestimmte Institutionen des Gesetzgebers, und die Sitten und Gebräuche Institutionen der Nation im Allgemeinen sind. Daraus folgt, daß wenn man die Sitten und Gebräuche ändern will, man sie nicht durch Gesetze ändern soll, das würde zu despotisch erscheinen; es ist besser, sie durch andere Sitten, durch andere Gebräuche zu ändern. — So muß ein Fürst, der große Aenderungen in seiner Nation einführen will, durch Gesetze ändern was durch Gesetze, und durch Gebräuche was durch Gebräuche begründet ist. Und es ist eine sehr schlechte Politik durch Gesetze ändern zu wollen was durch Gebräuche geändert werden sollte.« (liv. XIX, chap. 14.)

Er führt dann als Beispiel an, daß Peter I von Rußland Unrecht gehabt habe, gegen die Bärte und die langen Röcke seiner Moskowiten mit dem Gesetze zu Felde zu ziehen. — Wo es sich freilich nur um eine Mode in Bezug auf Bart und Rock handelt, mag es verkehrt sein,

mit dem scharfen Schwerte des Gesetzes den kleinen, leichter zu entwirrenden Knoten durchhauen zu wollen. Aber wo es sich um eigentliche Volkssitten und Gebräuche handelt, wo es die Aufgabe ist auf die innere Lebensart und Denkweise des Volkes einzuwirken, da werden Gesetze nothwendig sein. Wer sich freilich einbilden wollte, es genüge bei einem leichtsinnigen, faulen, üppigen Volke zu decretiren, daß von heute an bei zehn Thaler, bei ein paar Jahren Gefängniß oder noch härterer Strafe kein Bürger mehr leichtsinnig, faul oder üppig sein dürfe, der würde natürlich dem offenbarsten Unsinne huldigen. Der Gesetzgeber aber, der es mit einem leichtsinnigen, faulen, üppigen oder sonst in Sitten und Gebräuchen verderbten Volke zu thun hat, muß zu ergründen suchen, durch welche Gesetze und Institutionen er die Schattenseiten des Volkscharakters bekämpfen, durch welche er die edeln Elemente in Sitten, Gebräuchen und Volkswesen befruchten, erstarken und vervielfältigen kann. Und daß er dies kann, beweist die Geschichte aller Gesetze und aller Gesetzgeber, beweisen die Thatsachen die Montesquieu selbst an hundert Stellen anführt, beweist der Einfluß den Montesquieu selbst auf die Gesetze Frankreichs und diese dann wieder auf die Volksart, auf Sitten und Gebräuche in Frankreich gehabt haben.

3.

Montesquieu aber will in dem Einflusse, den die Gegeber auf die Sitten ausgeübt haben, nur eine Art Ausnahme sehen. Er weist sie gewissermaßen zurecht, daß sie sich gegen seine Vorschrift, die Sitten des Volkes unberührt zu lassen, versündigt haben. Er nennt das confondre les

principes qui gouvernent les hommes, und versucht es insbesondere, Lykurg und die chinesischen Gesetzgeber eines Besseren zu belehren. Vorerst protestirt er noch einmal: »Die Sitten und Gebräuche sind Gewohnheiten, die die Gesetze nicht hergestellt haben, nicht haben herstellen können oder wollen. Zwischen den Gesetzen und den Sitten besteht der Unterschied, daß die ersteren die Handlungen des Bürgers, die letztern die des Menschen ordnen. Zwischen den Sitten und Gebräuchen (manières) besteht der Unterschied, daß die erstern mehr das innere, die letztern das äußere Benehmen angehen. Mitunter werden diese Sachen in einem Staate miteinander verwechselt. Lykurg machte ein Gesetzbuch zugleich für die Gesetze, die Sitten und die Gebräuche, und die chinesischen Gesetzgeber handelten eben so. Man muß nicht erstaunt sein, daß die Gesetzgeber Lakedämoniens und Chinas Gesetze, Sitten und Gebräuche miteinander verwechselten, denn die Sitten stellen die Gesetze, die Gebräuche die Sitten dar. (C'est que les moeurs représentent les lois, et les manières représentent les moeurs.) Die Gesetzgeber Chinas hatten zum Hauptzwecke, ihr Volk in Ruhe zu erhalten. Sie wollten, daß die Menschen sich sehr achteten; daß Jeder zu jeder Stunde fühle, wie sehr er seinem Nebenmenschen verpflichtet sei; daß es keinen Bürger gebe, der in gewisser Beziehung nicht von einem andern Bürger abhänge. Somit geben sie den Anstandsregeln den größten Umfang. Daher sieht man denn die Bauern gegeneinander dieselben Ceremonien beobachten wie Leute aus den höhern Ständen; ein sehr praktisches Mittel das Volk sanftmüthig zu machen, Friede und Ordnung aufrecht zu erhalten und alle Fehler zu besiegen, die die Folge der Rohheit sind. In Wahrheit, sich von den Re-

geln des Anstandes befreien, heißt das nicht das Mittel suchen, seinen Fehlern freiern Spielraum zu lassen?« — »Lykurg, dessen Institutionen strenge waren, setzte sich die Höflichkeit nicht als Ziel, als er die Gebräuche ordnete. Er dachte an den Kriegergeist, den er seinem Volke geben wollte. Leute, die stets züchtigten und stets gezüchtigt wurden, die stets lehrten und stets belehrt wurden, gleich einfach und strenge, übten eher Tugenden gegeneinander, als daß sie Nachsicht gegeneinander hatten.« (liv. XIX, chap. 16.)

Er widmet dann den Chinesen noch mehrere besondere Capitel, in denen es unter andern heißt: »Die chinesischen Gesetzgeber thaten mehr, sie warfen die Religion, die Gesetze, die Sitten und Gebräuche zusammen. Alles das wurde die Moral, Alles das die Tugend. Die Vorschriften, die diese vier Punkte betrafen, waren das was man die religiösen Gebräuche (rites) nennt. In der gewissenhaften Beobachtung dieser Riten triumphirte die chinesische Regierung. Man brachte seine Jugend zu, sie zu lernen, das ganze Leben, sie zu beobachten. Die Gelehrten unterrichteten in ihnen, die Beamten predigten sie, und da sie alle kleinen Handlungen des Lebens umfaßten, war, so lange man das Mittel fand ihnen überall Gehorsam zu verschaffen, China gut regiert.« (liv. XIX, chap. 17.) ... »Die Gesetzgeber Chinas hatten vor allem die Ruhe des Reiches als Hauptziel der Regierung im Auge. Die Subordination schien ihnen das beste Mittel sie aufrecht zu halten. In dieser Absicht glaubten sie die Elternliebe beloben zu müssen, und sie boten Alles auf dies zu erreichen. Sie richteten eine Anzahl von Religionsgebräuchen und Ceremonien ein, um die Eltern während ihres Lebens und

nach ihrem Tode zu ehren. Es war unmöglich, die todten Väter so zu ehren, ohne darauf geführt zu werden, auch die lebenden zu achten. Die Ceremonien für die todten Väter hingen mehr mit der Religion zusammen, die für die lebenden mehr mit den Gesetzen, den Sitten, den Gebräuchen. Aber sie waren nur Theile desselben Gesetzbuches, und dieses Gesetzbuch war sehr ausgedehnt. Die Achtung für die Väter hing nothwendig zusammen mit Allem was die Väter, die Alten, die Herren, die Beamten, den Kaiser vertrat. Diese Achtung für die Väter unterstellte eine Rückwirkung der Liebe für die Kinder, und in Folge dessen dieselbe Rückwirkung zwischen den Greisen und den jungen Leuten, den Beamten und ihren Untergebenen, dem Kaiser und seinen Unterthanen. Alles das bildete die Religionsgebräuche, und diese den Volksgeist.« (liv. XIX, chap. 19.)

Diese Uebereinstimmung in Religion, Gesetzen und Sitten geben dem Volksgeiste in China eine solche Kraft, daß alle Eroberer sich an ihm brachen, alle in kurzer Zeit zu Chinesen wurden. Dieser feste Zusammenhang zwischen Gesetz, Sitten und Gebräuchen machte die Spartaner zu dem ersten Volksstamme Griechenlands und gab ihnen fast ein Jahrtausend Lebensdauer.

Und in beiden Fällen war das Ziel der Gesetzgeber nur ein einseitiges, und nicht das der höchsten edelsten Seite des Menschengeistes und Menschenwillens. Die chinesischen Gesetzgeber dachten nur daran, wie sie die Ruhe des Staates sichern konnten, und opferten diesem Streben alle andern Lebenselemente, jede andere höhere geistige Thätigkeit des Volkes. Lykurg dachte fast nur an den Krieg, nur an einen ewigen Kampf nach außen hin, und opferte ebenfalls

die edlern Seiten des Menschen. Aber wenn ein Gesetzgeber im Stande wäre den Menschengeist in seiner Vollkommenheit zu erfassen, und nach allen Richtungen seiner Thätigkeit hin Sitten, Gebräuche, Denkweise und Lebensart eines Volkes durch Gesetze zu ordnen, wenn er ein Volk gefunden, das einer so vollkommenen Gesetzgebung gewachsen wäre, so würde er das Höchste, das Letzte erreichen, — und vielleicht ist gerade deswegen das Ziel unmöglich, übermenschlich, göttlich. Aber ihm nachzustreben, das Höchste, das Ideal zum Endziele zu machen, ist die einzige Möglichkeit überhaupt zum Bessern zu gelangen und den Fortschritt zu sichern, den Stillestand, das heißt den Tod, zu vermeiden. —

4.

Die Schachteltheorie Montesquieus, dies ängstliche laisser faire, dies gutgemeinte juste milieu wurde aber von allen größern Gesetzgebern ohne Ausnahme vor den Kopf gestoßen. Von Solon, Lykurg und Moses herab bis auf das preußische Landrecht und den Code Napoléon griffen die Gesetze mehr oder weniger in die Sitten und Gebräuche über. Bei den Alten geschah dies meist absichtlich und mit Vorbedacht, weil sie mehr schaffend zu Werke gingen; bei den Neuern mehr unbewußt und zufällig, weil sie mehr vermitteln, versöhnen, herstellen und verhüten wollten. Aber selbst wo das Gesetz scheinbar nicht die entfernteste Absicht hat, auf Sitten und Gebräuche zu wirken, tritt diese Wirkung nothwendig ein; denn ein so durchgreifendes Lebenselement wie die Gesetze, die die öffentlichen Verhältnisse der Menschen ordnen, können nicht ändern, ohne daß alle andern Lebenselemente an dieser Aenderung mehr oder weniger

mit Theil nehmen. Auch für diese Behauptung liefert Montesquieu die schlagendsten Beweise. Der Schluß dieses Buches über die Wechselwirkung zwischen Gesetz und Sitten bildet ein Kapitel, in dem Montesquieu auf England zurückkommt, und an seinem Musterstaate zeigt, »wie die Gesetze dazu beitragen können, die Sitten, Gebräuche und den Charakter eines Volkes zu bilden.« Hier sagt er in der Einleitung: »Die Gewohnheiten eines Sclavenvolkes bilden einen Theil seiner Sclaverei, die eines freien Volkes einen Theil seiner Freiheit.« Und er zeigt uns dann in jeder Falte des englischen Volkscharakters eine Folge seiner Institutionen, seiner Gesetze, seiner Freiheit. »Bei einer Nation wo jeder Mann in seiner Art an der Regierung Theil nähme, würden die Frauen nur wenig mit den Männern leben. Jene würden also bescheiden, d. h. ängstlich (?) sein. Diese Aengstlichkeit würde ihre Tugend sein, während die Männer, ohne Galanterie, sich einer Ausschweifung hingeben könnten, die ihnen alle ihre Freiheit und Muße lassen würde.« . . . »Diese Männer selbst aber, so stolz und für sich lebend, würden sehr oft in Gesellschaft von Fremden sehr ängstlich (timides) sein, und man würde an ihnen meist eine drollige Mischung von falscher Scham und Stolz sehen.« — »Der Charakter des Volkes würde vor Allem in seinen Geisteswerken hervortreten, in denen man ernste Leute, die selbst gedacht haben, erkennen würde. Die Gesellschaft lehrt uns die Lächerlichkeiten fühlen, die Einsamkeit läßt uns die Laster erkennen. Ihre satyrischen Schriften würden sehr strenge (sanglants) sein, und man würde viele Juvenale bei ihnen sehen, ehe man einen Horaz fände.« . . .

Es ist klar, daß hier Montesquieu wieder auf der an-

dern Seite zu weit geht und den Institutionen zurechnet, was Folge des ursprünglichen Charakters der Engländer ist. Doch genügt es hier Montesquieu selbst die Folgen der Gesetze so durchgreifend darstellen zu sehen. Wie sie nach ihm den Volkscharakter, das Benehmen, die Literatur bedingen, so zeugen sie auch die Gebräuche und Sitten in weiterm Sinne. »Diejenigen die regieren, würden, da ihre Macht alle Tage gestürzt werden kann, mehr Acht geben auf die, die ihnen nützlich sein können, als auf die, die sie unterhalten. So würde man dort wenig Höflinge, Schmeichler, Augendiener und dergleichen sehen. Man würde dort die Menschen weniger um ihrer frivolen Talente und Gaben, sondern um ihrer reellen Eigenschaft willen achten. Dieser Art aber giebt es nur zwei, den Reichthum und das persönliche Verdienst. Es würde dort ein solider Luxus bestehen, der nicht auf einem Kitzel der Eitelkeit, sondern auf wirklichen Bedürfnissen begründet wäre. Man würde dort in großem Ueberfluß leben, während die frivolen Sachen verachtet wären; so würden Viele, die mehr Vermögen als Gelegenheit es zu verzehren, haben, dasselbe auf eine bizarre Weise anwenden und in dieser Nation würde man mehr Witz als Geschmack haben.« (liv. XIX, chap. 27.)

So geht Montesquieu alle Eigenheiten des Volks- und des Staatslebens, die er in England beobachtet hatte, durch, und führt sie alle auf die Institutionen des Landes zurück. Der Spleen war schon als Folge des Climas angeführt, sonst hätte er vielleicht die Ehre erlangt, ebenfalls eine Folge der englischen Institutionen zu sein. Und warum sollte er das nicht eben so gut sein als die Bizarrerien des englischen

Geschmackes, als die Reiselust der Engländer [1]) und alle andern englischen Eigenschaften.

Daß sich Montesquieu bei dieser Art oft täuschen muß, versteht sich von selbst, und so behauptet er unter andern auch, daß ein Volk mit den englischen Institutionen nicht an Eroberungen denken, daß es in seinen diplomatischen Verhandlungen mehr Treu und Glauben beweisen würde als alle andern Völker Europas. Die gute Meinung Montesquieus ist den Engländern wohl zu Statten gekommen, denn in dem Jahrhundert, das seit Montesquieu verflossen ist, haben die Engländer größere Eroberungen gemacht als fast je eines der größten Eroberungsvölker; und Treue und Glaube in ihren diplomatischen Verhandlungen waren nicht gerade die Mittel, durch welche sie zu ihrem Ziele gelangten.

Doch ist das Nebensache. Die Hauptsache ist, daß Montesquieu selbst die Institutionen und Gesetze als von der höchsten Bedeutung für Sitten und Gebräuche schildert, daß er an dem Beispiele Englands die Sitten und Gebräuche als Folge der Institutionen und Gesetze anerkennen zu müssen glaubt. Ob er im Einzelnen etwas zu weit gegangen oder nicht weit genug, darauf kommt hier wenig an. Daß er im Allgemeinen Recht hat, wird man schwerlich bestreiten. Die Institutionen, die Gesetze eines Volkes sind im Stande auf Sitten und Gebräuche den unmittelbarsten Ein-

---

[1]) »In einem Staate wo von der einen Seite der Reichthum sehr groß, und auf der andern die Steuern außerordentlich wären, würde man kaum ohne Industrie mit einem kleinen Vermögen leben können. Viele Leute, unter dem Vorwande, Gesundheitsreisen zu machen, würden auswandern, und würden den Ueberfluß in den Ländern der Knechtschaft selbst suchen.« (c. 27.)

fluß auszuüben. Und deswegen ist es die Pflicht des Gesetzgebers zu suchen diesen Einfluß auf die Weise auszuüben, die ihm erlaubt das gehoffte Ergebniß, Umgestaltung der Sitten durch die Gesetze, zu erreichen. Der Gesetzgeber, der mit sich über sein Ziel im Reinen ist, der die Wechselwirkung zwischen Gesetz und Sitte kennt, der nicht glaubt, daß es genüge die Bärte zu scheeren und den Rock zu kürzen, der endlich weiß, daß das Gesetz auf den Geist und das Gemüth des Volkes wirken muß, wenn es in Sitten und Gebräuche übergehen soll, — der wird auch das Gesetz bald erkennen, das ihm erlaubt den beabsichtigten Erfolg zu hoffen. Lykurg und Solon, Moses und Numa — überhaupt alle Gesetzgeber des Alterthums, beabsichtigten durch ihre Gesetze einen gewissen Volksgeist, Sitten, Gebräuche, Lebensansichten zu erwecken, und alle haben dies Ziel mehr oder weniger erreicht. Ihre Aufgabe war viel leichter als die der Gesetzgeber neuerer Zeiten, denn sie hatten meist fast noch unbebautes Feld vor sich, während die Neuern auch die letzte Saat berücksichtigen müssen, wenn sie auf eine Erndte hoffen wollen. Das erschwert die Arbeit, das beschränkt vielfach die Wahl des Samens, den man auswerfen darf, und daher kommt es, daß die neuere Zeit oft Furcht vor dem durchgreifenden Mittel hat. Montesquieu insbesondere hat diese Angst zum System gemacht. Es liegt auch in diesem System eine gewisse Macht, eine gewisse Wahrheit, es ist wie die Homöopathie weniger schädlich, weil es der Natur freien Lauf läßt; aber wo die Krankheit die Natur selbst angreift, wo die Glieder verrenkt, gebrochen, wo einzelne Organe verletzt sind, da muß der Arzt der Natur nachhelfen. Die Gesetzgeber des laisser faire und laisser passer,

des thatlosen Jüstemilieu sind ganz gut in Zeiten die noch nicht zur ernsten That gereift sind, in Zeiten die den ernsten Thaten folgen und sich auf eine andere Zukunft durch Ruhe vorbereiten. Aber wenn der Augenblick des Handelns gekommen, dann fordert die Gesetzgebung vor Allem durchgreifendes Einwirken des Gesetzes auf Sitten und Gebräuche. Und wo sie das nicht vermag, wird sie überhaupt ohnmächtig sein und das Volk seinem Geschicke, den Kranken der heilenden oder ihn tödtenden Natur überlassen müssen.

Wie aber kann der Gesetzgeber durch Gesetze auf die Sitten wirken, ohne sich in das Heiligthum der Familien, in die unangreifbaren Kreise des nicht dem Staate gewidmeten gesellschaftlichen Lebens hineinzudrängen? — Dadurch, daß der Gesetzgeber die Sitte, die er geachtet wissen will, in seinen Gesetzen und Institutionen selbst achtet, ehrt und hochstellt. Die chinesischen Gesetzgeber wollten die Elternliebe fördern, und sie legten allen Söhnen diese oder jene Ehrenhandlung, äußere Ceremonie auf, durch welche sie dem Vater ihre Achtung zu bestimmten Stunden des Tages bezeugen mußten. Das war gewiß verkehrt, denn man befahl eine Liebe, die nicht erzwungen werden kann, man schraubte einen Gedanken in eine Form, und stellte so den Geist in den Schatten. Aber die alten Römer erreichten in ganz anderer Art ein viel höheres Ergebniß, indem sie die Väter in ihrem Senate versammelten und sie an die Spitze des Staates stellten. In den bösen Zeiten des Unterganges versuchten die Römer die Ehe wieder zu heben, und setzten Strafen für die Unehelichen ein. Das war abermals das verkehrte Mittel, aber die alten Römer und die Germanen erreichten die Absicht, die das untergehende Rom verfehlte,

auf dem nächsten Wege, indem sie nur den Ehemännern die thätigen Bürgerrechte zuerkannten.

Ich habe nicht die Absicht, und es ist hier nicht der Ort, ins Einzelne einzugehen. Ich habe nur zeigen wollen, daß die milde, die sehr duldsame, ängstliche Ansicht Montesquieus verkehrt ist; daß Gesetz, Sitten und Gebräuche sich bedingen, und daß es die Pflicht des Gesetzgebers ist vor Allem zu suchen auf die Sitten und Gebräuche des Volkes Einfluß zu erlangen.

VII.

Die drei Regierungsarten.

1.

Wir sind bis jetzt Montesquieu in den Kreuz- und Quergängen gefolgt, die zu dem Mittelpunkte seines Systems führen, und treten diesem endlich näher. Dies System aber beruht vor Allem auf einer dreifachen Drei, auf der Eintheilung der verschiedenen Regierungen in Republiken, Monarchien und Despotien, auf den drei Grundsätzen: Tugend, Ehre und Furcht, je nach den Regierungsarten; und endlich auf der Trennung der Staatsgewalten in die gesetzgebende, richtende und vollziehende.

Montesquieu sucht die Eintheilung der Regierungen in Republiken, Monarchien und Despotien auf folgende Weise zu begründen: »Ich unterstelle drei Definitionen, oder besser drei Thatsachen; die eine, daß die republikanische Regierung diejenige ist, in der das Volk in Masse, oder nur ein Theil des Volkes, die souveraine Macht hat; die monarchische, in der ein Einzelner, aber nach festen und bestimmten Gesetzen regiert, anstatt daß

in der despotischen ein Einzelner ohne Gesetze und ohne Regel Alles nach seinem Willen oder seiner Laune entscheidet.« (liv. II, chap. 1.)

Die republikanische Regierung ist schon in der obigen Definition eine zweifache, entweder ist das ganze Volk souverain, oder nur ein Theil des Volkes. Diese zweifache Natur der Republiken, diese Eintheilung derselben in Demokratien und Aristokratien geht durch das ganze Werk Montesquieus durch [1]). Er stößt also selbst die Eintheilung der Regierungsarten in drei überall um, wo er von der Theorie zur Praxis übertritt; denn überall, selbst bis auf den belebenden Grundsatz der Regierungen hinauf, unterscheidet er vier Regierungsarten: Demokratien, Aristokratien, Monarchien und Despotien.

Schon hieraus geht hervor, daß seine Eintheilung verkehrt ist. Die Demokratie und Aristokratie sind ursprünglich und grundsätzlich ganz verschiedene, sich bekämpfende, sich auflösende, sich überall widersprechende Regierungsarten. Sie haben nur eine negative Gemeinschaft, die, daß kein Einzelner sondern Mehrere die souveraine Macht ausüben. Aber wenn das genügte um sie zusammen zu stellen, so müßten nothwendig Monarchie und Despotie ebenfalls in dieselbe Form passen, denn sie haben beide ebenfalls den gemeinschaftlichen negativen Charakter, daß in ihnen die souveraine Gewalt nicht in der Hand Mehrerer, sondern in der eines Einzelnen liegt.

Aber sicher ist die Demokratie von der Aristokratie eben so weit entfernt als die Monarchie, wie Montesquieu sie

---

[1]) liv. II, chap. 2. 3. liv. III, 3—6. liv. IV, 7. 8. 9. 13. liv. VII, 2. 3. 4., liv. VIII, 2. 5. 6. 10.

versteht, von der Despotie. Die beiden Endpunkte aller Regierungsarten bilden die reine Demokratie und die reine Despotie; Aristokratie und beschränkte Monarchie liegen zwischen beiden, bilden die Vermittelung, und wenn zwei von den vier Regierungsarten, die Montesquieu aufstellt, zusammen fallen sollen, so dürfen dies nur die Aristokratien und die beschränkten Monarchien sein.

Beide unterscheiden sich nur dadurch, daß die Monarchie einen erblichen oder auch nur lebenslänglichen Monarchen an die Spitze des herrschenden Volkstheiles stellt, während die Aristokratie einen zeitweiligen Beamten oder mehrere hierzu wählt. Diese einzige Thatsache hat zwar eine Menge Folgen, aber wo sie nicht wirkt, da sind Aristokratie und beschränkte Monarchie von Einem Stoffe, haben dieselben Grundsätze, dieselbe Verfahrungsweise, dieselben Neigungen und Folgen.

Montesquieu selbst fühlt dies oft genug. Er sieht im Einzelnen, daß die Aristokratie mit der beschränkten Monarchie zusammenfällt. Schon seine Definition der Aristokratie deutet dies an. Er sagt: »In der Aristokratie ist die souveraine Macht in der Hand einer gewissen Zahl von Personen. Diese sind es, die die Gesetze machen, und die sie vollziehen; und der Rest des Volkes ist in Bezug auf sie höchstens was in der Monarchie die Unterthanen in Bezug auf den Monarchen sind.« (liv. II, chap. 3.) An einer andern Stelle spricht er diese Ansicht noch klarer aus und sagt ausdrücklich: »Wenn die regierenden Familien die Gesetze beobachten, dann ist die Aristokratie eine Monarchie, die mehrere Monarchen hat. Beinahe alle diese Monarchen sind durch Gesetze gebunden; aber wenn sie dieselben nicht beobachten,

dann ist sie eine Despotie, die mehrere Despoten hat.« (liv. VIII, chap. 4.)

Die Herrscher und die Beherrschten sind also in der Aristokratie und der Monarchie im Ganzen derselben Art, in beiden ist das Volk machtloser Unterthan, in beiden sind die Regierenden durch Gesetze beschränkte Gewalthaber; nur die Zahl ändert, nicht das Wesen. Sehr oft aber sind beide Regierungsarten in einander verwachsen, wie dies sogar in England selbst der Fall war, was im Wesen eine aristokratische Monarchie bildete. Die polnische Regierung und viele Regierungen der Einzelnstaaten Deutschlands hatten denselben gemischten Charakter. Es liegt in der Natur der Dinge, daß Aristokratie und Monarchie sehr oft neben einander bestehen.

Die innere Verwandtschaft der Aristokratie und der Monarchie, wie Montesquieu sich dieselbe denkt, der beschränkten Monarchie, wird aber noch klarer, wenn man näher in die Darstellung der Letztern eingeht. Wir haben schon gesehen, daß die monarchische Verfassung eine solche ist, in der ein Einzelner »nach festen und bestimmten Gesetzen« regiert. So eben sagte uns Montesquieu, daß in der Beobachtung der Gesetze auch der Charakter der Aristokratie bestehe und daß ohne diese Gesetze die Aristokratien nichts als vielköpfige Despotien seien. Der Unterschied ist hier wieder nur, daß eine Monarchie ohne feste Gesetze, ohne die Beobachtung derselben eine einköpfige Despotie ist.

In den Gesetzen, die Recht und Gerechtigkeit sichern, die verhindern, daß die Aristokraten oder der Monarch nach ihrer Laune über das Gesamtwohl der Bürger und des Staates entscheiden, liegt also das Wesen beider Regie-

rungsarten. In der Aristokratie sind es die edeln Familien, die diese Gesetze erlassen, über sie wachen und sie vollziehen. In den beschränkten Monarchien gestaltet sich nach Montesquieu dies auf folgende Weise: »Die vermittelnden, untergeordneten und abhängigen Gewalten bilden die Natur der monarchischen Regierung, d. h. derjenigen wo ein Einziger durch Grundgesetze regiert. Ich habe gesagt, die vermittelnden, untergeordneten und abhängigen Gewalten. In der That, in der Monarchie ist der Fürst die Quelle aller politischen und bürgerlichen Gewalt. Diese Grundgesetze unterstellen nothwendig vermittelnde Kanäle, durch welche die Macht fließt; denn wenn es im Staate nur den augenblicklichen und capriciösen Willen eines Einzelnen giebt, kann nichts fest sein, und somit giebt es hier kein Grundgesetz.«

»Die vermittelnde, untergeordnete Macht liegt am natürlichsten im Adel. Dieser gehört in gewisser Beziehung zum Wesen der Monarchie, deren Grundmaxime ist: »Ohne Monarch kein Adel, ohne Adel kein Monarch.«

»Es giebt Leute, die sich einbildeten, daß man die Patrimonialgerichtsbarkeit (la justice des seigneurs) abschaffen könne. . . . . Hebet in einer Monarchie die Vorrechte des Adels, der Geistlichkeit, der Städte auf, und ihr werdet bald einen Volksstaat oder auch eine Despotie haben.« . . . .

»Es genügt nicht, daß es in einer Monarchie vermittelnde Stände giebt, sie bedarf ebenfalls einer Niederlage (dépôt) der Gesetze. Dies Depot kann nur in den politischen Corporationen sein, die die Gesetze verkünden, und ins Gedächtniß zurückrufen, wenn man sie vergißt. Die natürliche Unwissenheit des Adels, seine Un-

achtsamkeit, seine Verachtung gegen die Civilregierung verlangen, daß es eine Corporation gebe, die ohne Unterlaß die Gesetze aus dem Staube, in dem sie vergraben sind, hervorsucht. Der Rath des Fürsten eignet sich ebenfalls nicht hierzu; er ist seiner Natur nach das Lager (le dépôt) des augenblicklichen Willens des Fürsten und nicht das der Grundgesetze. Ueberdies ändert der Rath des Fürsten stets, er ist nicht *permanent*; er kann nicht *zahlreich* sein; er hat nicht im geeigneten Grade das *Vertrauen des Volkes*; er ist also nicht im Stande es aufzuklären in schweren Zeiten und es zum Gehorsam zurückzuführen.« (liv. II, chap. 4.)

So oft Montesquieu im Allgemeinen von der Monarchie spricht, denkt er insbesondere an Frankreich, an die Monarchie Ludwigs XIV. In dieser waren der Adel, die Geistlichkeit und die Städte gleichsam die Vermittler zwischen dem Fürsten und dem Volke; während die Parlamente »*die Depots der Gesetze*« waren. Daß die obige Stelle auf diese Verhältnisse zugeschnitten ist, braucht man nicht erst zu zeigen.

Aber das verhindert nicht, daß sie dennoch eine allgemeine Wahrheit enthält, und in dieser nähert sich dann die Monarchie Montesquieus der Aristokratie wieder so, daß sie wieder ungefähr in Eins zusammenfallen.

Die Hauptsache ist in der Monarchie Montesquieus wie in der Aristokratie, *daß die Gesetze geachtet werden*, denn wo dies nicht der Fall ist, treten beide in die Despotie über. Die Staatseinrichtung, die die Aufrechthaltung des Gesetzes vermittelt, ist somit das wesentlichste Element beider. In der Aristokratie sind es die *edlen Familien*, die die Herrschaft in Händen haben, in der

Monarchie Montesquieus dagegen ist es der Adel, die Geistlichkeit, die Städtevorstände und endlich die Parlamente. Ich halte es für überflüssig zu zeigen, wie der Adel, die Geistlichkeit, die Städtevorsteher, die Parlamente wieder aus den edeln Familien des Landes hervorgehen, und somit in der »Monarchie« wie in der Aristokratie das eigentliche Lebenselement des Staates ganz dasselbe ist.

Die »Monarchie« Montesquieus ist der Keim, aus dem die »constitutionellen Monarchien« der neuern Auffassung hervorgegangen sind. Wir werden später noch sehen, wie Montesquieu selbst die Entwickelung seiner »Monarchie« zur »constitutionellen Regierung« vorbereitet, und machen hier nur noch darauf aufmerksam, wie er bereits der Monarchie Ludwigs des XIV Grundgesetze zugesteht, und wie er dann die beschränkenden Elemente, Adel, Geistlichkeit, Städte und besonders die Parlamente in Schutz nimmt, und die letztern permanent, zahlreich und einflußreich haben will.

2.

Von den vier Regierungsarten Montesquieus bleiben also nur drei, und zwar die Demokratie, die Aristokratie (reine Aristokratie oder beschränkte Monarchie) und die Despotie — oder besser Monarchie, d. h. reine und unbeschränkte Einzelnherrschaft, — als selbständig übrig. Die äußere Unterscheidung dieser drei Regierungsarten liegt schon in den Worten selbst; in der einen herrscht das ganze Volk, in der zweiten ein Theil des Volkes, eine bevorzugte Klasse (einerlei ob Adel oder

höherer Bürgerstand) und in der dritten ein Einzelner. Montesquieu hat es versucht das innere Unterscheidungsmal für seine drei, respective vier, Regierungsarten aufzustellen. Er sagt: »Zwischen der Natur einer Regierung und ihrem Grundsatze besteht der Unterschied, daß ihre Natur das ist, was ihr Sein bedingt, und ihr Grundsatz das, was sie handeln macht. Jene ist ihre besondere Bildung, diese sind die menschlichen Leidenschaften, die sie in Bewegung setzen.« (liv. III, 1.)

Dann geht er die verschiedenen Regierungsarten durch, und sucht den Grundsatz, das Lebenselement jeder einzelnen.

Die Tugend ist nach Montesquieu das Triebrad der Republik: „Die griechischen Politiker, die unter einer populären Regierung lebten, kennen, um dieselbe aufrecht zu halten, keine andere Macht als die Tugend. Die unserer Zeit sprechen von nichts als von Fabriken, vom Handel, von den Finanzen, dem Reichthum und selbst dem Luxus.«

»Wenn diese Tugend aufhört, schleicht sich die Ehrsucht in die Herzen, die sie aufnehmen können, und der Geiz dringt in Alle. Die Wünsche ändern ihren Gegenstand: das was man liebte, liebt man nicht mehr; man war frei durch die Gesetze, man will frei sein gegen sie; jeder Bürger ist wie ein dem Hause seines Herrn entlaufener Sclave; was Grundsatz war, nennt man Strenge; was Regel war, heißt Hinderniß; was Aufmerksamkeit war, wird in Furcht umgetauft. Die Sparsamkeit wird zum Geize. Sonst war das Privatgut zugleich der Staatsschatz, jetzt wird der Staatsschatz zum Erbe Einzelner. Der Staat ist eine Beute; und seine Macht ist nichts mehr als die Gewalt

von ein paar Bürgern und die Gesetzlosigkeit Aller.«

»Athen, zur Zeit wo es mit so viel Ruhm herrschte, war gerade so stark als zur Zeit wo es mit so viel Schmach diente. Es hatte zwanzig tausend Bürger als es die Griechen gegen die Perser vertheidigte, als es Lakedämonien die Herrschaft streitig machte, als es Sicilien angriff; es hatte deren zwanzig Tausend, als Demetrius von Phalera es zerstückelte, theilte, wie man auf einem Markte die Sclaven zählt. Als Philipp wagte Griechenland zu beherrschen, als er vor den Thoren Athens erschien, hatte es noch nichts verloren als Zeit. Man kann in Demosthenes sehen, welche Mühe es kostete die Athener zu wecken. Sie fürchteten Philipp nicht als den Feind ihrer Freiheit, sondern ihrer Vergnügungen. Diese Stadt, die so viele andere überlebt hatte, die man nach so vielen Zerstörungen sich stets wieder erheben sah, wurde bei Cheronä besiegt, und sie wurde es für immer. Was konnte es helfen, daß Philipp alle Gefangenen heimsendete? Er schickte keine Männer nach Athen zurück. Es war stets eben so leicht die Macht Athens als es schwer war seine Tugend zu besiegen.«

»Wie hätte sich Karthago halten sollen? Als Hannibal, nachdem er Prätor geworden war, die Beamten verhindern wollte die Republik zu bestehlen, verklagten sie ihn da nicht bei den Römern? Unglückliche, die Bürger sein wollten ohne Bürgerthum, die es nicht verschmähten Reichthum aus den Händen ihrer Zerstörer zu empfangen! Bald forderte Rom als Geißel dreihundert ihrer angesehensten Bürger; es ließ sich die Waffen und die Schiffe ausliefern, und dann erklärte es ihnen den Krieg. Durch

die Anstrengungen, die die Verzweiflung dem entwaffneten Karthago möglich machte, kann man beurtheilen, was es mit seiner Tugend im Stande gewesen wäre zu thun, während es noch seine ganze Kraft besaß.« (liv. III, chap. 3.)

Gerne läßt man sich bei dieser schönen Begeisterung mit hinreißen. Die edlere Seite Montesquieus tritt in derselben sehr klar hervor. Aber das Wort »Tugend« ist so wenig begrenzt, daß es so allgemein hingestellt nicht ausreichen konnte. Daher sucht denn auch Montesquieu es näher zu bestimmen und sagt: »Die politische Tugend ist ein Aufgeben seiner selbst. Man kann diese Tugend als Liebe zu den Gesetzen und zum Vaterlande definiren. Diese Liebe, die verlangt, daß man das öffentliche Wohl stets dem eigenen Wohle vorziehe, giebt alle Privattugenden; denn diese sind nichts als jener Vorzug des allgemeinen Besten vor dem besondern.« (liv. IV, chap. 5.)

An einer andern Stelle entwickelt er seine Ansicht weiter und sagt: »Die Tugend, in einer Republik ist sehr einfach: sie ist die Liebe zur Republik; sie ist ein Gefühl und nicht eine Folge von Kenntnissen. Der letzte Mensch im Staate kann dies Gefühl eben so gut als der erste haben. Wenn das Volk einmal gute Grundsätze hat, so hält es länger an denselben als die höhere Gesellschaft. Es ist selten, daß das Verderben von ihm ausgeht; oft zieht es aus der geringern Aufklärung eine größere Anhänglichkeit für die bestehende Ordnung.«

»Die Liebe zum Vaterlande führt zu guten Sitten, und gute Sitten zur Liebe zum Vaterlande. Je weniger wir unsere Privatleidenschaften befriedigen können, desto eher überlassen wir uns den allgemeinen.« (liv. V, chap. 2.)

»In der Demokratie aber ist die Vaterlandsliebe die Liebe zur Demokratie; und die Liebe zur Demokratie die Liebe zur Gleichheit. Die Liebe zur Demokratie ist ebenfalls die Liebe zur Genügsamkeit (frugalité). Da Jeder in der Demokratie gleiches Glück und gleiche Vortheile haben soll, so muß er dieselben Vergnügungen genießen und sich denselben Hoffnungen hingeben; was Alles man nur von der allgemeinen Genügsamkeit erwarten kann. Die Liebe zur Gleichheit in einer Demokratie beschränkt die Ehrbegierde auf den einzigen Wunsch, auf das einzige Glück, seinem Vaterlande größere Dienste zu leisten als seine Mitbürger.«

3.

Wie Montesquieu in der Tugend das Grundwesen der Demokratie sieht, so ist, nach ihm, die Mäßigung das Prinzip der Aristokratie. Diese selbst aber ist in gewisser Beziehung eine Tochter der Tugend. Montesquieu sagt: »Das Volk in der Aristokratie wird durch die Gesetze im Zügel gehalten. Es bedarf also weniger der Tugend. Aber wie wird man die Edeln in Schranken halten? Diejenigen, die die Gesetze gegen ihre Collegen zu vollziehen berufen sind, werden vor Allem fühlen, daß sie gegen sich selbst handeln. Diese Corporation bedarf also der Tugend in Folge ihrer Constitution.... Wie leicht es dieser Corporation ist die Andern in Schranken zu halten, so schwer ist es sich selbst zu beschränken. Das ist die Natur einer solchen Constitution, daß sie dieselben Leute unter die Macht der Gesetze zu stellen und sie zugleich über dieselben zu erheben scheint. Eine solche Corporation aber kann nur auf zwei

Arten in Schranken gehalten werden. Entweder durch eine große Tugend, wodurch die Edeln sich in gewisser Beziehung als die Gleichen des Volkes betrachten, was das Mittel ist eine mächtige Republik zu bilden; oder durch eine geringere Tugend, die in einer gewissen Mäßigung besteht, die die Edeln wenigstens unter einander gleich macht, was ihre Erhaltung bedingt. Die Mäßigung ist somit die Seele dieser Regierungen. Ich verstehe diejenige, die in der Tugend begründet ist, nicht die, die aus der Feigheit oder Faulheit der Seele hervorgeht.« (liv. III, chap. 4.)

An einer andern Stelle führt er seine Ansicht in folgender Weise durch: »Wenn in der Aristokratie das Volk tugendhaft ist, so wird man in ihr ungefähr das Glück der Demokratie genießen, und der Staat wird mächtig werden. Aber da es selten ist, daß da, wo die Glücksgüter der Menschen so ungleich sind, es viel Tugend giebt, so müssen die Gesetze dahin wirken, so viel möglich den Geist der Mäßigung zu geben, und suchen diese Gleichheit herzustellen, die die Constitution des Staates nothwendig aufhebt. Der Geist der Mäßigung ist was man die Tugend in der Aristokratie nennt; er tritt an die Stelle des Geistes der Gleichheit in der Demokratie.« (liv. V, chap. 8.)

4.

Das Prinzip der »Monarchie« Montesquieus ist die Ehre. Er sagt: »In der Monarchie macht die Politik Großes mit so wenig Tugend als möglich, wie in den schönsten Maschinen, wo die Kunst ebenfalls so wenig Kraft und Räderwerk anwendet als möglich. Der Staat

besteht unabhängig von der Liebe zum Vaterlande, dem Wunsche nach wahrem Ruhme, dem Aufgeben seiner selbst, dem Opfer seiner heiligsten Interessen, all jener heroischen Tugenden, die wir bei den Alten finden, und von denen wir nur reden hörten. — Die Gesetze treten hier an die Stelle der Tugenden, deren man keineswegs bedarf; der Staat erläßt euch dieselben; eine Handlung, die ohne viel Aufhebens vollbracht wird, ist hier in gewisser Beziehung ohne Folgen. . . . Der Cardinal Richelieu läßt in seinem Testament durchschimmern, daß wenn unter dem Volke sich ein unglücklicher Ehrenmann finde, der Monarch sich wohl in Acht nehmen möge sich desselben zu bedienen. So wahr ist es, daß die Tugend nicht die Triebfeder dieser Regierung sein muß. Gewiß, sie ist nicht ausgeschlossen, aber sie ist nicht das bewegende Prinzip.« . . . (liv. III, chap. 5.) »Aber wenn die »Monarchie« der einen Triebfeder ermangelt, so hat sie eine andere. Die Ehre, d. h. das Vorurtheil jeder Person und jedes Standes nimmt die Stelle der politischen Tugend, von der ich rede, ein, und vertritt sie überall. Sie kann in derselben zu den schönsten Thaten begeistern; sie kann, verbunden mit der Macht der Gesetze, wie die Tugend selbst zu dem Ziele der Regierung führen.« (liv. III, chap. 6.) »Die monarchische Regierung unterstellt, wie wir gesagt haben, Bevorzugungen, Rangordnungen und selbst einen Geschlechtsadel. Die Natur der Ehre ist Bevorzugungen und Auszeichnungen zu erlangen, sie ist also durch die Natur der Sache selbst in diese Regierung versetzt. Die Ehrbegierde ist schädlich in einer Republik; sie hat gute Folgen in der Monarchie; sie giebt dieser Regierung Leben, und man hat den Vortheil,

daß sie hier nicht gefährlich ist, weil sie ohne Unterlaß in Schranken gehalten werden kann.« (liv. III, chap. 7.)

Es bleibt nur noch die Despotie übrig. Montesquieu sagt: »Wie die Republik der Tugend, die Monarchie der Ehre, so bedarf die despotische Regierung der Furcht. Die Tugend ist hier überflüssig, die Ehre würde gefährlich sein.« (liv. III, chap. 9.) — —

5.

So lange man nur die Oberfläche der staatlichen Verhältnisse, Zustände und Ereignisse sieht, hat dies System den Schein für sich. In den alten Demokratien herrschte wirklich vielfach das, was Montesquieu Tugend nennt; in den Aristokratien wird diese Tugend schon seltener; in der Monarchie treten oft Ehrgeiz und allerlei andere Untugenden an ihre Stelle, bis zuletzt in der Despotie sich das Volk wirklich in Schrecken und Demuth vor dem Schwerte und der Laune seines Tyrannen beugt.

Aber deswegen sind diese verschiedenen Regungen des Menschen nichts weniger als die eigentlichen Urtriebräder der verschiedenen Regierungsarten.

Wir haben gesehen, was Montesquieu unter Prinzip, unter Grundsatz einer Regierung versteht. Er sagt: »Ihr Grundsatz ist das, was sie handeln macht.« Wäre wirklich in den Demokratien die Tugend das Prinzip des Staates im Sinne Montesquieus, dann wäre es nicht erklärlich, wie ein Staat, der von seiner Natur, von seinem Grundsatze stets zum Guten hingelenkt, auf das Gute angewiesen würde, endlich zum Bösen gelangen könnte. Wäre in der Demokratie die Tugend das Triebrad der Hand-

lungen des Staates und der Bürger, dann würde die Demokratie ewig wie ihr Grundsatz sein; dann würden die 20,000 Athener bis heute eben so gut gegen die Römer und die Türken als gegen die zahllosen Schaaren der Perser ausgereicht haben.

Das »was eine Regierung handeln macht«, ändert nach Umständen, und alle Regierungsarten ohne Ausnahme sind der verschiedensten aller möglichen Beweggründe zu ihren Handlungen fähig. Von der schönsten Demokratie bis zur schnödesten Despotie herab kann »das was sie handeln macht« bald die Tugend, bald die Mäßigung, bald die Ehrbegierde, bald die Furcht sein. Keine Regierungsart hat hier ein Vorrecht vor der andern. Gehen wir die Geschichte Athens und Lakedämoniens, — die Vorbilder zu Montesquieus Demokratien — durch, so stoßen wir zwar in den schöneren Zeiten nur selten auf eine andere Triebfeder in ihren Handlungen als die der Vaterlandsliebe. Aber auch schon in der ersten Zeit sind der Stolz, die Lust am Kampfe und Krieg, die Hoffnung auf Beute und Sclaven in Lakedämonien, — die Eitelkeit, die angeborne Unruhe, die Hoffnung auf vermehrten Handelseinfluß in Athen nicht selten mit im Spiele. Nach und nach treten diese Leidenschaften immer klarer und endlich unbedingt und unverschleiert als das Prinzip Beider, als das »was sie handeln macht« hervor.

Brauche ich erst zu beweisen, daß das monarchische und aristokratische Rom, daß Monarchien und Despotien oft durch die edelste Vaterlandsliebe, durch wahre Bürgertugend geleitet und erhalten wurden?

Und doch liegt der verkehrten Ansicht Montesquieus

eine sehr tiefe Wahrheit zum Grunde. Er irrt, wenn er sagt: Das Lebensprinzip, das bewegende Triebrad dieser oder jener Regierung ist die Tugend. Denn die Tugend ist der Lebensathem jeder Regierung ohne Ausnahme. Die Regierungen, die nicht von ihm belebt sind, beseelt werden, die sie »nicht handeln macht«, sind dem Untergange verfallen, mögen sie nun Demokratien oder Despotien seien.

Aristoteles spricht den Sclaven die Tugend ab. Sie bedürfen ihrer nicht; im Gegentheile, jede Tugend, Seelengröße, Gefühls- und Gedankenadel würden den Sclaven nur dazu verleiten, seinem Herrn zu fluchen, wenn ihm die Macht abginge, ihm mit seiner gesprengten Kette den Schädel zu zerschmettern.

Je größer in einem Staate die Zahl der politischen Sclaven, der Rechtlosen ist, desto größer ist auch die der Menschen im Staate, die keiner Tugend bedürfen, bei denen Tugend, Seelengröße und Bürgeradel überflüssig, ja gefährlich hoch- und staatsverrätherisch sein würden. [1])

Und so hat denn Montesquieu wieder in gewisser Beziehung Recht, wenn er die Bürgertugend vor allem in den Demokratien thätig sieht, — für unerläßlich erklärt, und immer tiefer hinabsteigend, sie in den Monarchien und Despotien fast aus den Augen verliert. Unrecht aber hat er wenn er sie nur in den Demokratien als wahre Triebfeder des Staates anerkennt.

[1]) Und daher sucht man in despotischen Staaten fast unwillkürlich, oft ohne sich der Absicht bewußt zu sein — instinktartig — das Volk zu verderben durch Luxus, Uebersättigung, durch allen Kitzel der Sinne in Schauspielen, Kraftentwickelungen und Festen zu entarten.

Die Sache verhält sich so. Die Tugend, die Bürgertugend, Vaterlandsliebe, Seelengröße, Mannesadel, Muth und Aufopferung sind für alle thätigen Bürger jedes Staates unerläßlich, wenn der Staat nicht in sich selbst zerfallen oder bei jedem Anstoße von Außen umgeworfen werden soll. In der Demokratie muß die Mehrzahl der Bürger diese Tugenden besitzen; und nur die Sclaven dürfen ohne Gefahr für den Staat und die Regierung tugendlos sein. In den Aristokratien, constitutionellen Monarchien verengt sich der Kreis der thätigen Bürger, und mit ihm nimmt die Zahl derjenigen ab, die zur Aufrechthaltung der Regierung und des Staates Bürgertugenden besitzen müssen. In der Despotie sind nur der Despot und die in seinem Namen handeln, thätige Bürger, und deshalb brauchen auch nur sie Bürgertugenden zu besitzen. Diesen aber sind sie zur Aufrechthaltung der despotischen Regierung und des despotischen Staates eben so nothwendig als die Tugenden des Volkes zur Sicherheit seiner Demokratie.

Da diese Ansicht unmittelbar gegen die Montesquieus anstößt, so will ich sie durch von Montesquieu selbst aufgestellte Wahrheiten und anerkannte Thatsachen zu belegen suchen.

Sehen wir vorerst noch einmal was Montesquieu Tugend nennt. Die politische Tugend besteht »in dem Aufgeben seiner selbst, in der Liebe zum Vaterlande, in dem Höherstellen des öffentlichen Wohls über das Eigenwohl, in dem Vorzuge des allgemeinen Besten vor dem besondern.«

Wir haben gesehen, daß nach Montesquieu das Volk in einer Aristokratie der Tugend kaum bedarf; daß aber dagegen die Corporation des Adels derselben schon in Folge

ihrer Constitution nicht entbehren kann; daß ihre Existenz entweder durch eine große Tugend oder durch »Mäßigung« bedingt ist. Was aber heißt Mäßigung hier? Gewiß nichts anderes als der mäßige Gebrauch einer unmäßigen Macht. Der Adel in einer Aristokratie hat die Gewalt in Händen; macht er von derselben nur mäßigen Gebrauch, so besiegt er die Leidenschaft jedes einzelnen Aristokraten im Interesse Aller, — Vaterlandsliebe und das allgemeine Beste des Staates — d. h. der Aristokratie — machen ihn handeln. Das aber ist es, was Montesquieu als politische Tugend darstellt. Läßt sich die Corporation des Adels hinreißen, den Leidenschaften der Einzelnen als solchen nachzugeben, dem Egoismus zu huldigen, so bricht die Regierung sicher, und oft genug der Staat, das Volk mit ihr, zusammen.

»Während Rom zur Aristokratie hinneigte, erhielten die Beamten keinen Lohn für ihre Stellen. Die Ersten der Republik wurden eben so besteuert wie die Letzten; sie wurden es selbst mehr, und oft wurden sie es allein. Endlich, weit entfernt sich die Staatseinkünfte zuzueignen, theilten sie Alles was sie aus dem öffentlichen Schatze nehmen konnten, alle Reichthümer, die der Zufall ihnen zuführte, unter das Volk, um ihren Vorrechten Verzeihung zu erwirken.

»Es ist vor Allem nöthig in einem Staate, daß die Adeligen keine Tribute ausheben.« . . . »Dann müssen die Gesetze ihnen den Handel verbieten, da so einflußreiche Kaufleute überall Monopole erlangen würden.« . . . »Die Gesetze müssen die durchgreifendsten Mittel anwenden, damit die Adeligen dem Volke überall Recht und Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wo es keine Tribunen giebt, müssen sie selbst Tribunen sein.« . . »Sie müssen zu allen

Zeiten ihren Hochmuth und ihre Herrschsucht niederdrücken. Es muß entweder für immer oder wenigstens von Zeit zu Zeit ein Amt geben, das die Adeligen zittern macht, wie die Ephoren in Sparta, oder die Inquisitoren in Venedig.« (liv. V, chap. 8.)

Ich denke, daß diese Mäßigung mit allem Recht ihre Ansprüche auf den Titel der politischen Tugend, wie sie Montesquieu definirt, geltend machen kann. Die Mitglieder der Aristokratie haben die Macht, ihren Leidenschaften die Zügel schießen zu lassen, aber das Heil der Regierung und des Staates verlangen, daß sie sich mäßigen, daß sie tugendhaft sind. Handeln sie diesem höhern Gesetze entgegen, so ist es um sie und ihren Staat geschehen. »Die Aristokratie zerfällt, wenn die Herrschaft der Adeligen zur Willkür ihre Zuflucht nimmt. Dann giebt es keine Tugend mehr weder bei denen die regieren, noch bei denen die regiert werden.« (liv. VIII, chap. 5.) —

6.

In der beschränkten Monarchie tritt ein doppeltes Verhältniß ein. Sie ist eine Aristokratie mit einem Könige. Und für beide, sowohl für die Aristokratie des Königthums als für den König selbst, ist die Tugend — Vaterlandsliebe, Liebe zum Gesamtwohl, Aufopferung des Sonderinteresses der Athem — Lebensgrundsatz der Regierung und des Staates. Das Wesen in der beschränkten Monarchie liegt eben in der Beschränkung der Allmacht des Königs; fällt diese weg, dann tritt die reine Monarchie, die Despotie ein. In der

Achtung dieser Beschränkung von Seiten des Königs, in der Aufrechthaltung derselben von Seiten der thätigen Bürger beruht also die Aufrechthaltung des Staates und der Regierung selbst. Nur die Tugend, Vaterlandsliebe, Gesetzesliebe, Bürgermuth sind die Mittel dieselben zu sichern, wo sie bedroht sind.

Montesquieu selbst fühlt sich hier nicht ganz geheuer, denn er spricht von der Monarchie Frankreichs, unter der er lebte, und die damals, trotz aller Beschränkungen, noch ihre lettres de cachet besaß, die einem zu kecken Schriftsteller die Bastille öffneten, um sie auf ewig hinter ihm zu schließen. Daher ist er bedächtiger; doch sagt er: »Da die Geschäfte von einem Einzelnen vollzogen werden, so kann dies mit mehr Pünktlichkeit geschehen. Aber da diese Pünktlichkeit in Ueberschnelle ausarten könnte, so müssen die Gesetze eine gewisse Langsamkeit herstellen. Sie müssen nicht nur die Natur jeder Constitution fördern, sondern auch dem Mißbrauch der aus dieser Natur selbst hervorgehen könnte, vorbeugen.« .... »Was würde aus der schönsten Monarchie der Welt geworden sein, wenn die Magistrate (die Parlamente und Gerichte) durch ihr Zaudern, durch ihre Klagen, durch ihre Bitten nicht den Lauf selbst der Tugenden ihrer Könige aufgehalten hätten, während diese Monarchen, nur ihre Seelengröße zu Rathe ziehend, ohne Maaß Verdienste belohnen wollten, die mit einem Muthe und einer Treue gleich maßlos geleistet worden waren?« (liv. V, chap. 10.)

Diese Stelle ist, wie schön sie auch eingekleidet ist, wie sanft sie auch die königlichen »Tugenden«, um nicht zu sagen die Leidenschaften, berührt, dennoch sehr klar, und ein unbedingtes Lob des Benehmens der Parlamente, die

so oft es wagten, auf die Gefahr hin den fast allmächtigen Zorn des Königs zu reizen, seinen »Tugenden« einen Zügel anzulegen. Ohne diese Parlamente würde der Absolutismus die gemäßigte Monarchie zernichtet haben. Die Mitglieder der Parlamente aber, die zu widerstehen wagten, handelten im Interesse des Ganzen gegen ihr Sonderinteresse, opferten oft Leben und Freiheit um das Heil des Staates zu sichern. Daß hier die wahre Bürgertugend mit im Spiele ist, dieselbe Bürgertugend, die in der Republik das Volk, in der Aristokratie den Adel beseelen muß, brauche ich nicht erst zu beweisen.

Montesquieu führt einzelne Beispiele an, wo die Bürgertugend in anderer Art ebenso klar hervortritt.

»Als Ludwig XIII in dem Prozesse des Herzogs von La Valette Richter sein wollte, ließ er einige Offiziere des Parlaments und einige Staatsräthe in sein Cabinet kommen. Da der König sie hier zwingen wollte die Verhaftung des Angeklagten zu verordnen, erklärte der Präsident de Belièvre: »daß er in dieser Affaire etwas Außerordentliches sähe, ein Fürst, der in seinem Prozesse über seinen Unterthanen abstimme; daß die Könige sich nur die Gnade vorbehalten hätten, und daß sie die Verurtheilungen ihren Richtern überließen &c. &c.« Als man au fond urtheilte, sagte derselbe Präsident bei seiner Abstimmung: »Das ist ein Urtheil ohne Beispiel, oder besser gegen alle Beispiele der Vergangenheit bis auf heute, daß ein König von Frankreich als Richter und durch sein Avis einen Edelmann zum Tode verurtheilt habe.« (liv. VI, chap. 5.)

»Nach der Bartholomäusnacht verordnete Carl IX allen Gouverneurs, die Hugenotten hinrichten zu lassen. Der Vicomte d'Orte, der in Bayonne befehligte, schrieb dem Könige:

»Sire, ich habe unter den Einwohnern und Kriegern nur gute Bürger, tapfere Soldaten, aber keinen einzigen Henker gefunden. So bitten ich und sie Euer Majestät, unsern Arm und unser Leben zu ausführbaren Dingen zu verwenden.« (liv. IV, chap. 2).

Ich könnte diesen Beispielen Tausende hinzufügen, wo die thätigen Bürger der Monarchie dem Absolutismus entgegentraten, für die Aufrechthaltung der Gesetze einstanden, ihr Privatwohl dem Staate opferten, und so die Regierung retteten, die Zukunft sicherten. Ohne sie würde der »beschränkt monarchische« Staat in einen »despotischen« übergegangen sein; wie denn oft genug, unter Ludwig XI, unter Richelieu und selbst unter Ludwig XIV, Frankreich eine wahre Despotie und keine Monarchie im Sinne Montesquieus war, und es gerade dann war, wenn die bürgertugendhaften Männer fehlten, oder wenn Herrscher wie Ludwig XI, wie Richelieu, sie mit eisernem Fuße zertraten, wie Ludwig XIV sie durch ihren Glanz und den Eitelkeitskitzel bestachen. Deswegen hat denn auch Montesquieu ganz Recht, wenn er sagt: »In den Monarchien sieht man um den Fürsten herum die Unterthanen an seinem Glanze Theil nehmen; hier kann Jeder seine Tugenden üben, die dem Manne zwar keine Selbständigkeit, aber Seelengröße geben.« (liv. V, chap. 12.) Ich weiß nicht, warum nicht auch Selbständigkeit; im Gegentheile ist es diese gerade, die die obigen Beispiele charakterisirt. Montesquieu fühlte, daß er hier sein System einstoße, und deswegen behält er die Selbständigkeit den Republikanern vor. Sie ist das Eigenthum jeder freien, gesetzesstolzen Seele, die in der Republik wie in der Monarchie das Heil Aller über das eigne Heil zu setzen im Stande ist.

Diese Wahrheiten werden noch klarer, wenn man Montesquieu in den Ursachen folgt, die den Untergang der Monarchien nach sich ziehen. »Die Monarchien verderben, wenn man nach und nach die Vorrechte der Corporationen, die Privilegien der Städte zerstört. In dem ersten Falle arbeitet man auf den Despotismus Aller, in dem andern auf den eines Einzelnen los. Was die Dynastie des Tsin und des Saur zum Untergange brachte, sagt ein chinesischer Schriftsteller, ist, daß, anstatt sich, wie die Alten, mit einer allgemeinen Uebersicht zu begnügen, die Fürsten Alles selbst regieren wollten. Der chinesische Schriftsteller zeigt uns hier die Ursache des Unterganges fast aller Dynastien .... Die Monarchien gehen unter, wenn die Fürsten, Alles auf sich allein beziehend, den Staat in ihrer Hauptstadt, die Hauptstadt in ihrem Hofe, den Hof in sich selbst sehen.« .... (liv. VIII, chap. 6.) »Das Prinzip der Monarchie verdirbt, wenn die ersten Würden ein Zeichen der tiefsten Unterwürfigkeit sind, wenn man die Großen der Achtung des Volkes beraubt, und wenn man sie zu gemeinen Instrumenten einer rechtlosen Gewalt macht. Es verdirbt noch mehr, wenn die Ehren mit der Ehre im Widerspruche stehen, und man zugleich mit Schande und mit Würden bedeckt sein kann. — Es verdirbt, wenn der Fürst seine Gerechtigkeit in willkürliche Strenge verwandelt; .... es verdirbt, wenn ganz besonders feige Seelen glauben auf ihre Knechtschaft eitel sein zu können; wenn sie sich einbilden, daß das, was macht daß man Alles dem Fürsten schuldig ist, mache, daß man Nichts dem Vaterlande schuldig sei. (liv. VIII, chap. 7.)

Mit einem Worte: die gemäßigte Monarchie

geht zu Grunde, wenn der Fürst nicht im Stande ist, seine Leidenschaften zum Besten des Staates zu besiegen, und wenn die thätigen Bürger des Staates nicht im Falle der Noth ihr Wohl dem Wohl Aller zu opfern bereit sind. Das aber ist es dann wieder, was Montesquieu mit Recht Bürgertugend nennt. Und somit ist diese in der beschränkten Monarchie gerade so gut die unerläßliche Lebensbedingung der activen Mitglieder des Staates, wie in der reinen Aristokratie, wie in der Demokratie.

7.

Und in der Despotie, in der reinen Monarchie ist die Tugend ebenso, wie überall, das Lebenselement des Staates. Hier beschränkt sich die Zahl der activen Mitglieder des Staates, der thätigen Bürger auf den Fürsten und diejenigen, denen er seine Macht überträgt. Und für diese ist die Tugend, die Bürgertugend die nothwendige Lebensbedingung, wenn der Staat und die Regierung nicht mit Riesenschritten ihrem Untergange entgegeneilen, wenn das Benehmen der Regierung nicht selbst die Möglichkeit eines dereinstigen Besserwerdens vernichten soll. Die Despotie tritt in zwei Gestalten auf: als Patriarchalherrschaft in den Volksstämmen, die auf den untern Stufen der Cultur stehen, und als Willkürherrschaft bei den Nationen, die nicht mehr im Stande sind sich selbst zu beherrschen. In der erstern Erscheinung kann die Despotie zum Besten führen, in der letztern können die Despoten wenigstens den Untergang des Staates aufhalten oder fördern, je nachdem sie mehr oder weniger Bürgertugend besitzen. Die Tugend,

Selbstaufopferung, Handeln im Interesse Aller zum Wohle des Vaterlandes ist die Bedingung des Erfolges für beide Arten von Despotien.

Montesquieu sagt irgendwo von Richelieu: »Wenn dieser Mensch den Despotismus nicht im Herzen gehabt hätte, so würde er ihn im Kopfe gehabt haben.« Und nie wurde der Charakter Richelieus mit wenigen Worten schärfer bezeichnet. Richelieu ist der fleischgewordene Despotismus im Interesse der Monarchie und der Mittelstände gegenüber der alten Adelsaristokratie Frankreichs — und dieser Typus des Despoten hinterließ ein Testament, in dem er seinen Nachfolgern in der Herrschaft alle möglichen Tugenden anempfahl. Montesquieu selbst äußert sich über das Testament und sagt: »Der Cardinal Richelieu, der wohl glauben mochte, daß er die Stände des Staates zu sehr herabgewürdigt habe, nimmt, um ihn aufrecht zu halten, *seine Zuflucht zu den Tugenden des Fürsten und seiner Minister*; und er fordert von ihnen so viel, daß wahrlich nur ein Engel solche *Achtsamkeit, Aufklärung, Ausdauer und Kenntnisse* haben kann.« (liv. V, chap. 11.)

Montesquieu ahnet nicht die tiefe Schlußfolge, die Richelieu klar durchschaute. In einer Despotie sind der Fürst und seine Minister Alles, und somit hängt das Heil des Staates von ihnen ab. Sind sie nicht im Stande dem Heile und Wohle des Staates zu jeder Stunde und an jedem Orte ihre Leidenschaften, ihre Genüsse, ihre Ruhe, ihr ganzes Sein und Leben zu opfern, so leidet darunter der ganze Staat, und Staat und Regierung zugleich eilen ihrem Untergange entgegen. Wahrlich, ein Despot, ein *Monarch — muß ein Engel sein, oder seine*

Herrschaft ist an und für sich dem Staate nachtheilig, und gefährdet die Nation eben so sehr, als die Regierung.

Montesquieu selbst weiß dies sehr wohl und spricht es klar genug aus: »Man kann im Allgemeinen sagen, daß alle Dynastien gut anfangen. Die Tugend, die Aufmerksamkeit, die Wachsamkeit sind in »China« nothwendig. Sie waren hier im Anfang der Dynastien, sie fehlen gegen Ende derselben. In der That, es war natürlich, daß Kaiser, die in den Anstrengungen des Krieges aufgewachsen und die im Stande waren eine in den Genüssen versenkte Familie vom Throne zu stürzen, die Tugend beibehielten, die sie als so nützlich erprobt hatten, und die Wohllust fürchteten, die ihren Vorgängern so schädlich gewesen war. Aber nach den ersten drei, vier Fürsten bemächtigten sich die Corruption, der Luxus, die Faulheit, die Wohllust ihrer Nachfolger. Sie schlossen sich in ihre Paläste ein; ihr Geist wurde schwächer, ihr Leben kürzer, und die Familie sank. Die Großen hoben sich, die Eunuchen erlangten Einfluß, man setzte Kinder auf den Thron. Der Palast wird zum Feinde des Reiches; ein arbeitloses Volk, das ihn bewohnt, saugt das arbeitende Volk aus; der Kaiser wird getödtet durch einen Aufkömmling, der eine neue Herrscherfamilie stiftet; und deren dritter oder vierter Nachfolger sich dann wieder in denselben Palast einsperrt.« (liv. VII, chap. 7.)

Diese Geschichte ist klar und wahr — und wahr für alle Despoten und alle Despotien. Sobald die Tugend, die Bürgertugend, rüstiges Handeln für das Heil des Staates, Opfer und Versagung, nicht mehr auf Seiten des Fürsten sind, ist seine Regierung,

meist auch seine Dynastie, oft die Nation selbst verurtheilt, und der leiseste Zufall wird zum Vollstrecker dieses Urtheils, ein Tropfen genügt um das volle Glas überlaufen zu machen.

8.

Die Tugend muß also für alle Regierungsarten ohne Ausnahme das sein »was sie handeln macht«, denn sie ist für alle die eigentliche Lebensbedingung. Aber je kleiner der Kreis der activen Staatsbürger ist, desto geringer wird auch die Zahl derjenigen, die der Bürgertugend bedürfen, und wo die Zahl der bürgertugendhaften Männer die Zahl der activen Bürger bedeutend überstiege, wäre die Regierung selbst gefährdet. Als die Sclaven anfingen Tugenden, Tapferkeit, Muth, Aufopferung zu besitzen, wurden die Regierungen des Alterthums durch sie bedroht, und ein Spartacus brachte das mächtige Rom fast zum Sturze. Wo in einer Aristokratie, mit oder ohne König, das Volk nach und nach ebenso tugendhaft oder tugendhafter wird als die Edlen, rückt auch die letzte Stunde des aristokratischen Regimentes immer näher. Wo endlich in einer Monarchie der Monarch nicht mehr wie ein Engel über der Masse steht, wo aus dieser Masse einzelne Klassen des Volkes sich bis zu der geistigen Höhe des Monarchen hinanfschwingen, geht die reine Monarchie ihrem Untergange entgegen, und wird so zur Aristokratie, wenn nur ein Theil des Volkes — eine oder die andere Klasse — zur Demokratie, wenn das ganze Volk zur Bürgertugend erstarkt.

Diese Tugend ist also das Urwesentliche des eigentlichen Bürgerthums, ja sie erhebt die, die sie besitzen,

gleichsam in den activen Bürgerstand. Der Sclave, das Volk, die rechtlose Masse, zur Bürgertugend herangewachsen, rücken überall mit in die Reihe der Bürger ein, wenn sie den Staat und die Regierung, die sich weigern der Bürgertugend ihr Recht widerfahren zu lassen, nicht naturgemäß aus allen Fugen sprengen sollen.

Dies Recht und diese Tugend, Bürgerthum und Bürgersein, halten also überall Schritt mit einander. Wo kein Bürgerrecht ist, giebt es auch keine Bürgertugend, und wo keine Tugend kein Recht. —

Das Recht selbst bezeichnet also gewissermaßen die Grenze der Bürgertugend, und über diese Grenze hinaus muß somit für die Angehörigen des Staates ein anderes Lebenselement eintreten. Vaterlandsliebe, Aufopferung zum allgemeinen Besten, sind hier leere Klänge ohne Bedeutung. Wofür soll sich der Sclave opfern, weswegen soll der rechtlose Unterthan ein Land lieben, in dem er rechtlos der Laune seines Herrn preisgegeben ist? Der Staat aber bedarf meist der ganzen Masse seiner Angehörigen, um sich aufrecht zu erhalten. Und so muß er das Mittel suchen, die Masse der Rechtlosen zum Wohle des Ganzen, zum Wohle der Berechtigten handeln zu machen. Dies Mittel aber kann dann nur in den Leidenschaften der Menschen gegeben sein, in dem Ehrgeize, der Hab- und Genußsucht und vor Allem der Furcht.

Nicht alle Gemüther sind dem Ehrgeize zugänglich; es gehört schon eine höhere Stufe dazu als die des gemeinen Sclaven. Aber auch nicht alle Ehrgeizigen können befriedigt werden, und somit muß die Regierung mit diesem Aushülfmittel Maaß halten. In den monarchischen Staaten, die einen Adel zulassen, die eine Art Elite um die Regie-

rung bilden, ist der Ehrgeiz meist das Mittel, durch welches man auf diesen Ausschuß zu wirken sucht. Nur die Adeligen können in der Monarchie Orden, Würden und Offizierstellen erlangen. Die Habsucht ist schon allgemeiner, und sie wird daher den Glücklichern des Volkes, den Bevorzugten der Masse gegenüber angewendet. Die Furcht, der Schrecken wirken auf alle unedlern, unentwickelten, stumpfen Naturen gleich mächtig, sie sind überdies die Mittel, die sich am leichtesten dem Herrscher bieten, und somit können sie auf den großen Haufen der Rechtlosen, der Sclaven in Bausch und Bogen angewendet werden.

Und so hat also doch Montesquieu in gewisser Beziehung Recht, wenn er in der Furcht das charakterische Merkmal der Despotie zu sehen glaubt. Nur hat er Unrecht dasselbe zum belebenden Grundsatze, zum Impulse der Regierung machen zu wollen, während es nichts ist als ein Mittel durch welches die Regierung die Masse der Rechtlosen ihren Absichten unterthänig macht. Ebenso liegt auch wieder eine gewisse Wahrheit darin, daß der Ehrgeiz und die Mäßigung in der Aristokratie und beschränkten Monarchie das Hauptmittel sind, auf das Volk zu wirken. Es giebt zweierlei Arten von Aristokratien, solche, in welchen die Adeligen allein Rechte haben und das Volk überall rechtlos ist; und solche, in welchen die Adeligen zwar Vorrechte genießen, aber auch die Rechte, Bürgerprivatrechte, der Masse anerkennen. In den erstern Despotien mit mehreren Despoten darf das Volk keine Bürgertugend besitzen, und somit müssen hier, wie in der eigentlichen Monarchie, die Leidenschaften in der obigen Abstufung nachhelfen, wird die Masse durch Furcht und Schrecken im Zügel gehalten. In den Aristokratien der

letztern Art ist das Volk nicht rechtlos, und gerade deswegen müssen die Adeligen ihre Vorrechte mit Maß ausbeuten, und deswegen brauchen sie und können sie zu ihrer Sicherheit nur etwa auf die weniger unedlen Leidenschaften, die Ehrbegierde und die Habsucht des Volkes rechnen. Die Furcht, der Schrecken würden hier die halbwegs an Rechte gewöhnten Bürger bald empören. Selbst die Irrthümer großer edler Geister fördern meist den Fortschritt der Menschheit. Das System Montesquieus ist vom Anfang bis zum Ende verkehrt, aber das verhindert nicht, daß er auf Schritt und Tritt Wahrheiten entdeckt, oder oft nur andeutet, die für den Fortschritt der Welt von der höchsten Bedeutung sind. Sein System über die drei Regierungsarten und ihr Prinzip ist nicht haltbar, aber selbst dies verkehrte System lehrt uns, daß die »Tugend kein leerer Schall«, und daß das Laster, daß die thierischen Leidenschaften des Menschen den, der sich durch sie leiten läßt, dem Thiere gleich stellen.

Montesquieu sagt von der reinen Monarchie, von der Despotie: »Die Menschen, gleich dem Thiere, haben hier nur Anspruch auf Instinct, Gehorsam und Züchtigung.« (liv. III, chap. 10.) »Alles muß sich in denselben um zwei oder drei Ideen drehen. — Wenn ihr ein Thier unterrichtet, so werdet ihr euch wohl in Acht nehmen den Lehrer, die Lehre und den Unterricht oft zu wechseln. Ihr wirkt auf sein Gehirn durch zwei oder drei Bewegungen, und das genügt.« (liv. V, chap. 14.) . . . »Der äußerste Gehorsam unterstellt die Unwissenheit in dem, der gehorcht, und selbst in dem, der befiehlt. Er braucht nicht zu berathen, nicht zu zweifeln, nicht zu urtheilen; er braucht nur zu wollen.« (liv. IV, chap. 3.)

Diese Herrschaft des Instinctes, dieser Sieg des Thieres über den Menschen sind dann die Ursache, daß überhaupt die reine Monarchie möglich ist. Aber als solche selbst ist sie — wo sie nicht im Anfang der Geschichte als patriarchalische Uebergangsstufe aus dem Naturzustande in höhere gesellschaftliche Zustände erscheint — ein Zeichen des Unterganges. Montesquieu ist damit einverstanden. »Das Prinzip der despotischen Regierung verschlechtert sich ohne Unterlaß, denn es ist faul seiner Natur nach. Die übrigen Regierungen gehen unter, weil besondere Zufälle ihr Prinzip ausarten machen; diese geht unter durch ihren innern Fehler, wenn nicht zufällige Ursachen ihren Untergang aufschieben.« (liv. VIII, chap. 10.)

Der Charakter der reinen Monarchie ist also der der geistigen und moralischen Verwesung. Nur ein Element lebt in derselben, der Monarch und seine Vertreter. Alle andern Theile des Volkes sind geistig todt, leben nur noch das Leben der Materie oder des Thieres.

Von der reinen Monarchie hinauf bis zur reinen Demokratie nimmt die Zahl der lebendigen Elemente immer zu. In der Aristokratie und beschränkten Monarchie gehören bereits alle edeln und berechteten Stände zum lebendigen Theile der Nation, und nur der rechtlose Haufe ist noch reine Masse. In der Demokratie endlich nimmt das ganze Volk an dem Leben des Staates Theil, und erhebt sich somit in seiner Gesammtheit über das thierische oder rein physische Leben des rechtlosen Volkes in den Aristokratien, der ganzen Nation in den Despotien.

Je mehr die Zahl der Bürger zunimmt, desto geringer wird die Zahl Derjenigen, auf die die Regierung, wie in den Aristokratien und Despotien, durch die Aufregungen der

Leidenschaften, durch Ehrgeiz, Habsucht und Furcht zu wirken im Stande ist. Und umgekehrt, je mehr die Regierung durch diese Leidenschaften auf das Volk zu wirken im Stande ist, desto geringer wird die Zahl der eigentlichen Bürger sein. Das erklärt es, warum man in den Demokratien des Alterthums für die Aufrechthaltung der Gleichheit und der Mäßigkeit die größte Sorge trug. Die Gleichheit schnitt dem Ehrgeize, die Mäßigkeit der Habsucht die Wurzeln ab. Nur scheint Montesquieu einen Mißgriff zu thun, wenn er mit Lykurg und andern Gesetzgebern gerade die physische Gleichheit für unerläßlich zur Aufrechthaltung der Demokratie glaubt. Die physische Gleichheit der alten Republiken war nur durch die Sclaverei möglich. Die Sclaven waren ungleich, und versahen bald hohe, bald niedrige Dienste, und deswegen konnten die Herren gleich sein, sich gleich gut bedienen lassen. Die Gleichheit hebt den Wettkampf auf, ohne Wettkampf aber ist kein Fortschritt möglich, und daher ist die Gleichheit selbst unmöglich, weil sie augenblicklich Stillestand, Rückschritt und Untergang der Einzelnen und des ganzen Staates nach sich ziehen würde. In Sparta, in Athen, in Rom war der Fortschritt in gewisser Beziehung nur unter den Sclaven möglich, und das erklärt es von selbst, warum die großen Dichter und Künstler meist entlassene Sclaven waren. — Aber dennoch ist eine relative Gleichheit der Bürger nöthig. Das Gesetz muß keine Auszeichnung der Bürger, als solcher, gestatten, denn jede Auszeichnung ist ein Kitzel des Ehrgeizes, und je mächtiger dieser selbst in den Bürgern wird, desto leichter wird es denen, die zufällig und durch ihre Stellung im Stande sind den Ehrgeiz ihrer Mitbürger zu be-

friedigen, den Staat an der Wurzel anzugreifen. Die politische Gleichheit, die Gesetze im Interesse Aller werden auch nach und nach eine mehr oder weniger größere Gleichheit der Vermögensverhältnisse herbeiführen, und so die Mißstände aufheben, in denen der Reiche den Armen kaufen kann. Sitten und Gebräuche, der Ernst der Bürger müssen und werden hier ein Uebriges thun. —

Doch habe ich nicht Lust, hier diese Streitfrage bis in ihre Einzelnheiten zu verfolgen. Es genügt das allgemeine Ergebniß gezeigt zu haben, das nämlich, daß die Tugend die Seele jeder Regierung sein, daß sie alle lebendigen Elemente des Staats durchglühen muß, wenn der Staat — als Volk oder als Regierung — nicht untergehen soll. Es genügt das endliche Ergebniß, daß die lebendigen Elemente des Staates, die, die von der Tugend — der Bürgertugend, Vaterlandsliebe, Aufopferungsmuth, Liebe zum allgemeinen Besten — getragen werden, von ihr beseelt sein müssen, in den verschiedenen Regierungsarten mit der Zahl der thätigen Bürger steigen. In der Monarchie braucht nur der Monarch, in der Aristokratie nur die Adeligen, die Berechtigten, in der Demokratie dagegen muß das ganze Volk den Geist athmen, der die Staaten belebt, den Geist der Bürgertugend.

VIII.

Die drei Staatsgewalten.

1.

Hiernach sollte die Frage: Zu welchem Regierungssysteme neigte Montesquieu hin? kaum noch gestellt werden. Und doch wird die Antwort anders ausfallen, als die eben vorhergehenden Darstellungen glauben machen können. Montesquieu ist theoretisch überall der unbedingteste Anhänger der Demokratie, aber sobald er aus der Theorie heraustritt, wird er zum ergebenen Unterthan seines Königs. Er wagt es zwar nicht seine »Monarchie« auf Kosten der Demokratie zu loben, dagegen aber vertheidigt er sie desto tapferer gegen die »Despotie.« (liv. V, chap. 11.) Seine Gründe übrigens, warum er in der Praxis seine Theorie umstoßen zu müssen glaubt, sind hauptsächlich, daß er die Menschen der politischen Tugend nicht mehr recht fähig glaubt. Doch ließe sich hier vielleicht noch Aushülfe hoffen. Schon schlimmer ist es, daß seiner Auffassungsweise gemäß auch ein materieller Grund die Demokratien in unseren Staaten unmöglich macht. Er kann sich einen großen Staat nur als eine Despotie denken, und hält erst in einem mittelmäßigen Staate die beschränkte Mo-

narchie, und endlich nur in einem kleinen die Republik für möglich. (liv. VIII, chap. 19. 20.)

Ueberhaupt denkt er bei seiner Eintheilung der Staaten stets an die Despotien Asiens, an die Monarchien des neuern Europas, und an die Demokratien von Sparta und Athen. Wir werden sehen, daß es ihm nicht einmal einfällt, auch auf die Demokratie die Volksvertretung für anwendbar zu halten. Endlich kommt noch die Angst, vielleicht unbewußte Angst vor der Bastille hinzu. Wir werden gleich sehen, wie er sich England als das Muster einer gemäßigten Monarchie vorstellt, wie er die Freiheit für das Ziel derselben ausgiebt und sie über Alles hebt. Aber hintennach macht sich dann wieder das Gefühl der französischen Unterthanenpflicht, des »Respectes« vor den französischen Zuständen geltend, und so sucht er sein Verbrechen wieder gut zu machen, indem er sagt: »Aus dem Ruhme — dem Prinzip Frankreichs — geht ein Geist der Freiheit hervor, der eben so Großes vollbringen und eben so gut zum Glück der Unterthanen beitragen kann als die Freiheit selbst.« Es geht ihm wie dem Russen, der jede Sünde gegen seinen Heiligen durch ein demüthiges Gebetlein zu dessen Ehren büßen zu müssen glaubt. —

Wir haben Montesquieu schon ein paar Mal als Mann des juste milieu kennen gelernt. Er sagt von sich selbst: »Ich glaube, daß selbst das Uebermaß in Recht und Vernunft (l'excès même de la raison) nicht immer wünschenswerth ist, und daß die Menschen sich fast immer besser in ein milieu als in die Extremitäten schicken. (liv. XI, chap. 7.) Hiernach versteht es sich von selbst, daß auch er die Mittelstraße einschlägt, und sich für die beschränkte Monarchie entscheidet.

Nachdem er so, durch seine Denk- und Gefühlsweise veranlaßt, durch seine Stellung als Adeliger und Richter in einer gemäßigten Monarchie getrieben, seine Wahl getroffen hat, sucht er seiner Regierung die höchstmöglichen Vortheile zum Besten ihrer Unterthanen zu sichern. Er will, daß das Volk in einer Monarchie gegen alles Unrecht geschützt sei, und hofft dies durch die politische und bürgerliche Freiheit zu bewirken.

Er fragt sich: »Was ist die Freiheit?« und antwortet: »Es ist wahr, daß das Volk in den Demokratien Alles, was ihm beliebt, thun zu können scheint; aber die politische Freiheit besteht nicht darin, thun zu können was man will. In einem Staate, d. h. in einer Gesellschaft in der es Gesetze giebt, kann die Freiheit nur darin bestehen, das zu thun was man wollen soll, und nicht gezwungen werden zu können, das zu thun was man nicht thun soll. Man muß die Unabhängigkeit (indépendance) von der Freiheit unterscheiden. Die Freiheit ist das Recht, Alles thun zu können was die Gesetze erlauben; und wenn ein Bürger thun könnte was sie verbieten, so würde es keine Freiheit mehr geben, denn die Uebrigen würden dieselbe Gewalt haben. Die Demokratie und die Aristokratie sind nicht schon ihrer Natur nach freie Staaten. Die politische Freiheit findet sich nur in den gemäßigten Regierungen. Aber sie findet sich nicht immer in ihnen. Sie ist in ihnen nur, wenn man die Gewalt nicht mißbraucht. Aber es ist eine ewige Erfahrung, daß jeder Mensch, der Gewalt hat, getrieben wird dieselbe zu mißbrauchen. Er geht bis dahin, wo er Grenzen findet. Wer sollte es sagen, die Tugend selbst bedarf der Grenzen. — Damit man die Gewalt nicht miß-

brauchen könne, muß, durch die Gestaltung der Dinge, Gewalt die Gewalt begrenzen. Eine Constitution muß so eingerichtet sein, daß Niemand gezwungen werden könne, Etwas zu thun, wozu die Gesetze ihn nicht zwingen können, — zu unterlassen, was die Gesetze erlauben.« (liv. XI, chap. 3. 4.)

Ich halte es für überflüssig hier noch einmal zu zeigen, wie hinkend die Definition der politischen Freiheit ist; Montesquieu selbst wird uns beweisen, daß sie nicht ausreicht, wenn er ins Einzelne eingeht, und dann sieht, daß bei schlechten Gesetzen die Gesetzlichkeit die Freiheit zernichtet. Es genügt hier nur sein System darzustellen. Dieses aber besteht in dem Doppelsatze: Die politische Freiheit beruht in der Gesetzlichkeit, die bürgerliche Freiheit — (wie wir später sehen werden) — in den Gesetzen, in der Art, wie die Person und das Eigenthum durch Gesetze geschützt sind. —

Die obige Stelle ist aber höchst bezeichnend. Sie beweist sehr klar, worauf Montesquieu abzielte. Es war ihm, wie allen Franzosen, nicht um eine Theorie, sondern um ein Ergebniß zu thun, und deswegen kam ihm wenig darauf an, ob er dem Einen etwas zu wenig, dem Andern etwas zu viel zukommen ließ, wenn er nur seine Absicht erreichte. Diese Absicht aber ist unverkennbar, Frankreich und seine Regierung zu belehren, wie es der Regierung und dem Volke Vortheil bringen müsse, wenn die Gewalt durch Gewalt beschränkt werde, nnd so die Regierung selbst sie nicht mehr mißbrauchen könne. Nichts beweist, daß Gesetzlichkeit nicht eben so gut in Demokratien und Aristokratien als in Monarchien bestehen könne; im Gegentheile findet Montesquieu die Beispiele für seine

Ansicht außer in England meist in Rom, was gewiß nicht nöthig ist, um zu zeigen, wie dort in der schönen Epoche eben so gut wie in Athen und Lakedämonien das Gesetz gegen die Gewalt schützte. Aber um in Frankreich zum Ziele zu gelangen, müssen die Demokratien und Aristokratien sich schon die kleine Scharte gefallen lassen. Montesquieu sagt sehr klar, daß er den Mißbrauch der Gewalt beschränken wolle. Der Mißbrauch ist nicht gerade eine Tugend; das aber verhindert ihn dann wieder nicht hinzuzufügen, daß selbst »die Tugend ihre Grenzen haben müsse.« So versüßte er den Königen in Frankreich die bittere Pille. Es ist das fast arg »klug« für den sonst so ehrlichen Montesquieu. Aber er hatte es mit einem bösen Feinde zu thun, und selbst der ehrlichste Franzose sagt getrost: à trompeur, trompeur et demi. —

2.

Nachdem Montesquieu so seine Ansicht eingeleitet, rückt er seinem Ziele näher und sagt: »Es giebt eine Nation in der Welt, die die politische Freiheit zum Gegenstande ihrer Constitution gemacht hat. Wir wollen die Grundsätze untersuchen, auf die sie dieselbe begründet. Wenn sie gut sind, so wird die Freiheit in ihnen wie in einem Spiegel erscheinen.« (liv. XI, chap. 5.)

Dann schildert er die Constitution Englands in folgender Weise:

»Es giebt in jedem Staate drei Arten von Gewalten. Die gesetzgebende Gewalt; die Gewalt, die die Sachen vollzieht, die von dem Völkerrechte abhängen; und die Gewalt, die diejenigen vollzieht, die vom Civilrechte abhängen.«

»Durch die erstere macht der Fürst oder der Beamte zeitliche oder beständige Gesetze, verbessert die bestehenden oder schafft sie ab. Durch die zweite macht er Frieden oder Krieg, schickt und empfängt Gesandten, stellt die Sicherheit her, beugt den feindlichen Einfällen vor. Durch die dritte bestraft er die Verbrechen oder richtet die Privatstreite.«

»Die politische Freiheit eines Bürgers ist jene Ruhe des Geistes, die aus der Meinung hervorgeht, die jeder von seiner Sicherheit hat. Und damit man diese Freiheit habe, muß die Regierung so sein, daß kein Bürger einen andern zu fürchten hat.«

»Wenn in derselben Person oder in derselben Corporation die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt vereinigt sind, so besteht keine Freiheit, denn man kann befürchten, daß derselbe Monarch oder dieselbe Corporation tyrannische Gesetze mache, um sie tyrannisch zu vollziehen.«

»Ebenso giebt es keine Freiheit, wenn die richterliche Gewalt nicht von der gesetzgebenden und vollziehenden getrennt ist. Wenn sie mit der gesetzgebenden verbunden ist, würde die Gewalt über Leben und Freiheit der Bürger gesetzlos sein; denn der Richter wäre Gesetzgeber. Wenn sie mit der vollziehenden verbunden ist, könnte der Richter die Macht eines Unterdrückers haben.«

»Alles würde verloren sein, wenn derselbe Mann oder dieselbe Corporation des Adels oder des Volkes diese drei Gewalten ausübte. . . . In den meisten europäischen Königreichen ist die Regierung gemäßigt, weil der Fürst, der die beiden ersten Gewalten hat, dem Volke wenigstens die

richterliche läßt. In der Türkei, wo sie alle drei in einer Hand ruhen, herrscht ein gräßlicher Despotismus.« . . .

»Die richterliche Gewalt darf keinem permanenten Senate übertragen sein; sie muß durch Leute ausgeübt werden, die man zu gewissen Zeiten aus dem Volke auf die von dem Gesetze vorgeschriebene Weise wählt, um ein Gericht zu bilden, das nicht länger dauert als nothwendig.«

»Auf diese Weise ist die Macht zu urtheilen, sonst so schrecklich unter den Menschen, weder an einen gewissen Stand noch an ein gewisses Amt gebunden und wird somit gleichsam unsichtbar und nichtig. Man hat nicht beständig den Richter vor Augen, und so fürchtet man das Gericht und nicht die Richter.«

»Bei großen Gelegenheiten muß der Verbrecher selbst das Recht haben *seine Richter* auf gesetzliche Weise zu *wählen*, oder wenigstens muß er so viele Richter ausschließen dürfen, daß die, die übrig bleiben, für gewählt gelten können.«

»*Die beiden andern Gewalten könnten eher an permanente Personen oder Corporationen gegeben werden*, denn sie werden gegen Keinen ins Besondere ausgeübt, da die Eine nur der Gesamtwille des Staates und die andere nur die Ausübung dieses Gesamtwillens ist.«

»Aber wenn die Gerichte nicht fest sein dürfen, so müssen die Urtheile es bis zu einem Punkte sein, daß sie *nie* etwas Anderes als einen bestimmten Text des Gesetzes enthalten. Wenn sie eine besondere Meinung des Richters wären, so würde man in einer Gesellschaft leben, ohne die Verpflichtungen zu kennen, die man eingegangen.«

»Die Richter müssen aus der Klasse der Angeklagten,

»seines Gleichen« — »ses pairs« — sein, damit dieser sich nicht einbilden könne, daß er Leuten in die Hände gefallen, die geneigt wären ihm Unrecht zu thun.«

»Wenn die gesetzgebende Gewalt der vollziehenden das Recht läßt, Bürger einzukerkern, die Caution für ihr Benehmen stellen können, so giebt es keine Freiheit mehr; wenn sie nicht etwa verhaftet worden, um ohne Aufschub sich gegen eine gesetzliche Capitalanklage zu rechtfertigen, in diesem Falle sind sie gesetzlich frei, da sie nur der Macht der Gesetze unterworfen sind.« . . .

»Da in einem freien Staate jeder Mann, von dem man voraussetzen darf daß er eine freie Seele hat, durch sich selbst regiert werden soll, so sollte das Volk in Masse die gesetzgebende Gewalt besitzen. Da das aber in großen Staaten unmöglich ist, und in den kleinen viele Unannehmlichkeiten nach sich zieht, so muß das Volk durch Vertreter thun, was es nicht selbst thun kann.«

»Man kennt viel besser die Bedürfnisse seiner Stadt als die anderer Städte, und man urtheilt besser über die Fähigkeiten seines Nachbarn als über die anderer Mitbürger. Die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers dürfen also nicht im Allgemeinen aus dem ganzen Volke gewählt werden; sondern es ist besser, daß in jedem größern Orte die Bewohner sich einen Vertreter wählen.«

»Der große Vortheil der Vertreter ist, daß sie im Stande sind die Angelegenheiten zu berathen. Das Volk ist dazu nicht im Stande, was einen der Hauptnachtheile der Demokratie bildet.« —

»Alle Bürger der verschiedenen Distrikte müssen das Recht haben ihre Vertreter zu wählen, mit

Ausnahme deren, die in einer Stellung sind, die ihnen nicht erlaubt einen selbständigen Willen zu haben.« . . .

»Die vertretende Versammlung darf nicht gewählt sein, um irgend einen activen Entschluß zu fassen, sondern um Gesetze zu machen, oder um zu sehen, ob man die Gesetze, die sie gemacht hat, gut vollziehe.

»Es giebt immer in einem Staate Leute, die durch ihre Geburt, ihren Reichthum und ihre »honneurs« ausgezeichnet sind. Wenn diese mit dem Volke zusammengeworfen würden, und wenn sie nur eine Stimme wie die andern hätten, so würde die gemeinsame Freiheit für sie zur Sclaverei werden, und sie würden kein Interesse haben sie zu vertheidigen, da die Mehrzahl der Beschlüsse gegen sie sein würde. Der Theil, den sie an der Gesetzgebung haben, muß also im Verhältniß stehen mit den Vortheilen, die sie im Staate genießen. (!) Was der Fall sein wird, wenn sie eine Corporation bilden, die das Recht hat, die Unternehmungen des Volkes aufzuhalten, wie das Volk die ihrigen aufhalten muß.« (!)

»Somit wird die gesetzgebende Gewalt der Corporation der Adeligen und der Corporation die das Volk wählt, anvertraut, die jede ihre besonderen Versammlungen, Berathschlagungen und besonderen Absichten und Interessen haben.«

»Von den drei Gewalten, von denen wir sprechen, ist die zu urtheilen in gewisser Beziehung nichtig. Es bleiben nur die zwei anderen übrig. Und da sie einer regulirenden Macht bedürfen, so ist der Theil der gesetzgebenden Corporationen, der aus dem Adel gebildet ist, sehr geeignet diese Wirkung hervorzubringen.«

»Die Corporation der Adeligen muß erblich

sein. Sie ist es erstens ihrer Natur nach, und dann muß sie ein sehr großes Interesse haben, ihre Vorrechte, die an und für sich gehässig (odieux) sind, und die in einem freien Staate stets in Gefahr sein werden, zu schützen.«

»Da aber eine erbliche Macht (des Adels) verleitet werden könnte, ihre eigenen Interessen zu verfolgen und die des Volkes zu vernachlässigen, so muß sie in den Sachen, in denen man ein Interesse haben könnte sie zu bestechen, wie bei den Abgaben, an der Gesetzgebung nur durch das Recht Beschlüsse zu verhindern, nicht aber auch durch die Macht selbst maßgebende Finanzbeschlüsse zu fassen, Theil nehmen« ....

»Die vollziehende Gewalt muß in den Händen eines Monarchen sein, denn dieser Theil der Regierung, der beinahe stets einer augenblicklichen Handlung bedarf, ist besser versehen durch einen Einzelnen als durch Mehrere, anstatt daß das, was Bezug auf die Gesetzgebung hat, oft besser geschieht durch Mehrere als durch einen Einzelnen.«

»Wenn es keinen Monarchen gäbe, und die vollziehende Gewalt einer aus der gesetzgebenden Versammlung gewählten Anzahl von Personen übertragen würde, so würde es keine Freiheit mehr geben, da die beiden Gewalten dann in Eine zusammenfielen.« ....

»Wenn der gesetzgebende Körper lange nicht versammelt wird, ist ebenfalls die Freiheit gefährdet .... dagegen wäre es überflüssig, ihn stets versammelt zu halten.« ....

»Die vollziehende Gewalt regelt die Zeit der Zusammenkunft und die Dauer der Sitzung des gesetzgebenden Körpers« ....

»Wenn die vollziehende Gewalt nicht das Recht

hat, die Unternehmungen des gesetzgebenden Körpers aufzuhalten, so würde dieser despotisch sein; denn da er sich alle erdenkliche Macht geben könnte, so würde er alle anderen Gewalten zernichten. Aber die gesetzgebende Gewalt darf ihrerseits nicht ebenfalls das Recht haben, die vollziehende aufzuhalten, denn da die Vollziehung ihre Grenzen in ihrer Natur hat, so ist es überflüssig sie zu begrenzen. Ueberdies hat die vollziehende Gewalt stets mit augenblicklichen Angelegenheiten (choses momentanées) zu thun.« ....

»Aber wenn in einem freien Staate die gesetzgebende Gewalt nicht das Recht haben darf, die vollziehende aufzuhalten, so muß sie das Recht und die Macht haben, zu untersuchen, auf welche Weise die Gesetze, die sie erlassen hat, vollzogen werden.« ....

»Wie aber auch diese Untersuchung sein mag, so darf der gesetzgebende Körper keinesfalls die Macht haben über die Person und folglich auch das Benehmen dessen zu urtheilen, der vollzieht. Seine Person muß geheiligt sein, denn da er nöthig ist, um zu verhindern, daß der gesetzgebende Körper tyrannisch werde, so würde von dem Augenblick, daß er angeklagt und verurtheilt wäre, die Freiheit nicht mehr bestehen.«

»In dem Falle würde der Staat keine Monarchie, sondern eine nicht freie Republik sein. Da aber derjenige, der vollzieht, nicht schlecht vollziehen kann, ohne falsche Räthe zu haben, so können diese angeklagt und bestraft werden.« ...

»Obgleich die richterliche Gewalt nie mit der gesetzgebenden vereinigt werden soll, so leidet doch dieser Satz

drei Ausnahmen im Interesse desjenigen, der gerichtet werden soll.« .... »Die Adeligen müssen von dem Theile des gesellschaftlichen Körpers, der aus Adeligen besteht, gerichtet werden.«

»Der zweite Fall ist, wo das Gesetz strenger in der Ausübung erscheint, als der Gesetzgeber beabsichtigt hatte; dann ist es die Sache der gesetzgebenden Gewalt, das Gesetz zum Besten des Gesetzes zu mildern, indem sie weniger strenge entscheidet als das Gesetz.« — »Bei hohen Staatsverbrechen soll sie das Recht der Anklage, und zwar die Volkskammer die Anklage vor der Adelskammer, die Adelskammer vor der Volkskammer haben.«

»Das ist die Grundconstitution des Staates von dem wir sprechen. Der gesetzliche Körper besteht aus zwei Theilen; der Eine fesselt den Andern durch sein Veto. Beide sind durch die vollziehende Gewalt gebunden, die ihrerseits durch die gesetzgebende gefesselt ist. Diese drei Gewalten sollten eine Ruhe oder eine Unthätigkeit bilden, aber da sie durch die natürliche Bewegung der Dinge fortgetrieben werden, so sind sie gezwungen, in Eintracht fortzuschreiten.« (liv. XI, chap. 6.)

So glaubt Montesquieu die politische Freiheit gesichert. Die bürgerliche sucht er durch die Gesetze selbst und besonders durch die Strafgesetze zu schützen. Zu dem Ende will er, daß die Strafe aus dem Verbrechen selbst fließe, daß »die Gesetze die Strafe aus der besondern Natur des Verbrechens ziehen« sollen. Verbrechen gegen die Religion sollen durch religiöse; Verbrechen gegen die Sitten durch die Beraubung der Vortheile, die die Folgen guter Sitten sind; Verbrechen gegen die Ruhe der Bürger durch Gefängniß, Verbannung rc.; und endlich Verbrechen gegen

die Sicherheit, der Personen und des Eigenthums, durch persönliche, körperliche — Strafen gesühnt werden. (liv. XII, chap. 4) Dann protestirt er noch gegen Zauber- und Ketzerprocesse (liv. XII, chap. 5), gegen die leichtsinnige Anklage auf Hochverrath (liv. XII, chap. 7) und wahrt endlich die Freiheit des Gedankens, des Wortes und der Schrift gegen unbegründete Verfolgungen (liv. XII, chap. 8. 9).

Doch sieht man es diesen letztern Darstellungen bald an, daß Montesquieu selbst sie nur als Nebensachen betrachtete. Die Hauptsache war ihm die politische Constitution des Staates.

3.

Montesquieu sah in England den Musterstaat der neuern Zeit, und seine Nachfolger in Frankreich und die unbewußten Nachahmer dieser in Deutschland sahen in Montesquieus System die möglichst vollendetste und freieste Staatsorganisation. Was in England Folge einer tausendjährigen Geschichte war, sollte in Europa Folge einer fünfzigjährigen theoretischen Lehre sein; was in England von unten herauf gewachsen war, sollte auf dem Continente von oben herab in den Staat hineingetragen werden. Man glaubte die Aeste und Früchte des Baumes in England abnehmen und ruhig in Frankreich, in Deutschland an den Stamm des Volkslebens annageln zu können. So wurden die Theorien von der Trennung der drei Gewalten, so das zwei Kammernsystem, so die Unverletzbarkeit des Monarchen, die Anklage seiner Minister und alle Nebeneinrichtungen Englands zu Modeartikeln der neuern Staatsweisheit.

Man sieht es jeder Zeile der obigen Darstellung an, daß sie die beste Absicht hat, daß sie die Freiheit und das

Glück des Volkes zu begründen sucht. Aber es ist doch auffallend, daß ein grundsätzlich so unhaltbares System sich fast in der ganzen Welt Haltung verschaffen konnte.

Die Grundlage des Systems beruht in der Trennung der drei Gewalten. Aber Montesquieu selbst läßt in der Praxis gleich die eine der Gewalten verschwinden. Die richterliche »ist in gewisser Beziehung nichtig, und so bleiben nur zwei übrig.« Es ist das natürlich, denn in der Hauptsache überläßt Montesquieu gegen seinen Grundsatz die richterliche Gewalt dem gesetzgebenden Körper. Er nennt zwar nur drei Ausnahmen, diese aber sind so bedeutend, daß sie dem gesetzgebenden Körper nicht nur das Urtheil über die einflußreichste Klasse der Gesellschaft, sondern auch über die wichtigsten Angelegenheiten des Staats und Privatlebens, eine Berufung von dem gesetzlichen Urtheile an die gesetzgebende Versammlung, und endlich die Beurtheilung der Staatsverbrechen überlassen.

Es ist klar, daß dabei die richterliche Gewalt halbwegs verschwinden muß. Das wird noch klarer, wenn Montesquieu schon in der Definition der gesetzgebenden Gewalt diese zum Wächter und Richter über die höchste Staatsthätigkeit, über die Vollziehung der Gesetze und die vollziehende Behörde erhebt. Er sagt: »Die gesetzgebende Gewalt ist gewählt um Gesetze zu machen, und um zu wachen, daß die Gesetze, die sie macht, gut vollzogen werden.« Wir hören dann später, »daß sie das Recht und die Macht haben muß zu untersuchen, auf welche Weise die Gesetze, die sie erlassen hat, vollzogen werden.« Zu dem Ende hat sie zwar kein Recht den unverantwortlichen König, wohl aber das, seine Räthe und Minister vor dem Einen

Theile des gesetzgebenden Körpers zu verklagen, die Sache untersuchen und den Verbrecher verurtheilen zu lassen.

Der gesetzgebende Körper richtet also in allen Fällen, in denen die höheren Interessen des Staats und der Bürger in Frage gestellt werden. Und somit stößt Montesquieu selbst seine schöne Theorie von der Trennung der Gewalten gleich bei dem ersten Schritte, den er auf dem Felde der Praxis macht, um. Er war ein schlechter Logiker aber ein guter Beobachter, und deswegen konnte er wohl ein verkehrtes System aufbauen, aber das verhinderte ihn nicht die Bausteine richtig zu wählen, gesundes Material zusammen zu tragen.

Es ist verkehrt, wenn man nach ihm das Parlament in England und die Kammern in den neuern constitutionellen Staaten den gesetzgebenden Körper, die gesetzgebende Gewalt, nennt. Das Parlament hat diese Gewalt eben so wenig wie irgend eine Kammer einer Monarchie. In allen constitutionellen Monarchien liegt die gesetzgebende Gewalt in der vereinigten Thätigkeit des Monarchen und des Parlamentes. Weder das Parlament noch der Monarch können Eines ohne den Andern Gesetze machen, und was man nicht kann, dessen ist man nicht mächtig. Somit ist das Parlament in einer Monarchie nicht die gesetzgebende Gewalt, nicht der gesetzgebende Körper, sondern nur ein Glied dieses Körpers, der nur durch das andere Glied, den Monarchen, zu einem Ganzen wird.

Dagegen übt das Parlament eine andere Gewalt selbständig aus und zwar die richtende: Jedes Jahr und alle Tage ruft es die Räthe und Minister des Monarchen, die Agenten der vollziehenden Gewalt, vor seine Schranken,

und zwingt sie Rechenschaft von ihrem Thun und Lassen zu geben. Und werden sie nicht gerecht befunden, so verurtheilt sie der gewaltige Richter ohne daß eine Berufung an eine höhere Gewalt möglich wäre. Er entsetzt die Minister und ernennt andere durch seinen Spruch; und wo es nöthig ist, geht er weiter, straft er strenger. Oft überlieferte er die stolzesten Minister Englands dem Beile des Henkers. Und nicht bloß über die Agenten der vollziehenden Gewalt urtheilt das Parlament in letzter Instanz, sondern auch über alle Bürger, die durch ihre Stellung zu hoch erscheinen für den gewöhnlichen Richter, die durch ihr Verbrechen zu hoch hinaufstrebten, um dem schlichten Bürger nicht schon durch ihre That selbst, eine Art Schrecken und Ehrfurcht einzuflößen.

Und gegen alle diese Urtheile gilt kein Veto keiner Macht des ganzen Staates. Einmal versuchte ein König in England die richterliche Gewalt des Parlamentes zu hemmen; und er sühnte den Versuch, indem er sein Haupt nach dem seines Ministers auf den Block legte. Die richterliche Gewalt des Parlamentes war es, die Karl den Ersten besiegte und Englands Freiheit sicherte.

Das Parlament ist nicht der gesetzgebende Körper, wohl aber die höchste richterliche Gewalt des Staates. Und hierin gerade liegt die Ursache der bürgerlichen Freiheit in England. Die Theorie über die geheiligte Person des Königs und die Anklage der Minister wird nur dadurch zu einer Schutzwehr für die Bürger, daß es eine richterliche Gewalt giebt, die im Falle der Noth selbst den Monarchen zwingen kann, dem Gesetze sein Recht widerfahren zu lassen. Eine richterliche Gewalt ist hierzu

nothwendig, denn ohne eine solche würde die vollziehende Gewalt des machtlosen Urtheils lachen, und es ruhig unvollzogen ad acta legen. In England zog das Parlament diese Gewalt, diese Macht aus der öffentlichen Meinung, d. h. aus dem Bürgermuthe jedes einzelnen Bürgers, aus der Achtung jedes Staatsangehörigen vor dem Gesetze, dem Rechte und dem gesetzlichen und gerechten Urtheile gesetzlicher und gerechter Richter. Diese rein moralische Kraft sollte nicht die einzige sein, die ein solches Gericht hat; ich glaube nicht, daß sie überall ausreichen würde; aber in dem Kampfe des Parlaments gegen Karl den Ersten hat sie genügt, um der richterlichen Gewalt den vollkommensten Sieg über die vollziehende Gewalt zu sichern. Der Kampf selbst aber würde nicht nöthig gewesen sein, wenn die richterliche Behörde außer ihrer moralischen Kraft auch eine selbständige Macht besessen hätte, um ihrem Urtheile den Vollzug zu sichern.

4.

Wie in England, so glaubt Montesquieu auch in Rom einen Beleg zu seiner Theorie über die Trennung der Gewalten zu finden. Aber wenn Rom, wenn die Zustände und Gestaltungen, die Montesquieu selbst anführt, irgend etwas beweisen, so ist dies nur dieselbe Wahrheit, die aus den englischen Staatszuständen hervorgeht, und zwar die, daß auch das römische Volk und seine Staatsmänner vor Allem das Bedürfniß fühlten eine höhere richterliche Gewalt zu organisiren, um durch sie Recht und Freiheit zu sichern, und daß, als diese Gewalt nicht mehr unabhängig war, auch die Freiheit unterging.

Erst waren die Könige die höchsten Richter; Civil- und Criminalverbrechen wurden von ihnen abgeurtheilt. Bald aber fühlte man das Drückende einer solchen Gestaltung, und schon Servius Tullius gab die Civilklagen an besondere Richter, an eine Art Geschwornengericht, das unter der Republik der Angeklagte selbst wählte. Kurz nach der Vertreibung der Könige wurde auch das Urtheil über Criminalklagen den Consuln, die die Rechte der Könige geerbt hatten, genommen, und das Gesetz des Valerius erlaubte, von allen Todesurtheilen an das gesamte Volk, an die Senatoren, Patricier und die Plebs zusammen, zu berufen. Als die Tribunen die ganze Macht der Plebs vereinigten, wußten sie es durchzusetzen, daß diese Berufung an sie gerichtet wurde, so daß auf diese Weise die Plebs die höchste richterliche Gewalt in Criminalsachen erhielt. Das Gesetz der zwölf Tafeln änderte dies wieder, und stellte die Bestimmung wieder her, daß nur das ganze Volk über das Leben eines Bürgers absprechen dürfe. Ebenso urtheilte das Volk über alle Staatsverbrechen. Als die Gracchen die Macht des Senates brechen wollten, beraubten sie ihn, so weit er sie besaß, der richterlichen Gewalt, und von da an war er ohnmächtig. Die Aristokratie war bodenlos geworden, und die Sittenlosigkeit des römischen Volkes führte dann nothwendig zur Herrschaft der kaiserlichen Demokratie. Montesquieu selbst sagt: »Nachdem die Urtheile den Rittern und Staatspächtern übergeben waren, gab es keine Tugend, keine Ordnung, kein Gesetz, kein Gericht und keine Richter mehr.« (liv. XI, chap. 18)

Mit jeder Revolution änderte in Rom die Grundlage der richterlichen Gewalt. Unter den Königen war sie in der Hand der Könige. Unter der Republik kam sie

nach und nach in die Hand des Volkes, bis das Zwölf-Tafel-Gesetz sie wieder halbwegs den Consuln und den aristokratischen Elementen übergab. Die Gracchen entrissen sie der Aristokratie und übergaben sie abermals dem Volke, was dann den Untergang der Aristokratie selbst nach sich zog.

Das Alles ist sehr klar. Die richterliche Gewalt war, wie in England so in Rom, diejenige, um die sich der ganze Staat drehte, auf der die Macht und die Freiheit der Staatsbürger beruhte.

5.

Das System Montesquieus über die drei Gewalten ist innerlich so haltlos wie das über die drei Prinzipe. Es giebt nur Eine herrschende Gewalt im Staate, wie es nur Einen belebenden Grundsatz giebt. Ueberall, wo Montesquieu seine drei Gewalten thätig und neben einander sieht, gehorchten zwei von diesen stets der dritten. In den despotischen Staaten beugt sich der Richter vor dem Willen des Despoten, in den freien Staaten steht der Richter über aller Macht. Und in dieser Stellung der richterlichen Gewalt liegt die Freiheit. In der Despotie ist nur der Despot frei, denn er ist der höchste alleinige Richter. In der Aristokratie ist die Aristokratie die höchste Richterin, und somit sie frei und mächtig, und beugt den König und das Volk, wie Karl den Ersten und Karl den Zehnten, wie die Pariser und Lyoner Angeklagten des Pairshofes in Frankreich. In der Demokratie ist das Volk selbst oder durch seine gewählten Vertreter der höchste Richter, und mit dieser Stellung erst erlangt es die politische Freiheit.

Freiheit heißt also Recht. Das Bewußtsein,

unser Recht überall geschützt zu sehen, ist das Gefühl der Freiheit, das den freien Mann selbst in Ketten nicht verläßt. Dies Bewußtsein kann aber nur der haben, der sicher ist, daß die höchste Gewalt die der Gerechtigkeit ist, daß das Recht nicht gebrochen werden kann. Diese Gewißheit ist aber nur da vorhanden, wo die richterliche Gewalt die höchste, die letzte ist. Wo es eine Gewalt giebt, die die Urtheile brechen kann, giebt es keine Freiheit, weil es kein gesichertes Recht giebt.

Die Freiheit, das Rechtsbewußtsein, nimmt aber in den Staaten nothwendig in demselben Grade zu, in dem sich die Grundlage, auf der Recht und Gerechtigkeit ruhen, vergrößert. In Despotien hat nur der Despot Recht und Freiheit, weil er unbeschränkter Richter ist, weil nur er über Alles entscheidet; in Aristokratien die bevorzugte, berechtigte Klasse; in Demokratien das ganze Volk.

Montesquieu sagt irgendwo: »Das System Englands ist das der alten Germanen. Es wurde in den Wäldern gefunden.« Das ist wahr, in Bezug auf die Grundwahrheit, auf den Gedanken, der ein Gericht an die Spitze des Staates stellt. Die germanischen Volksversammlungen waren nichts als Gerichte, die die Rechte Aller in Schutz nahmen. Aber die Germanen hatten hierin kein Vorrecht. Alle Institutionen der Staaten des Alterthums ruhten in ihrem Ursprunge auf demselben Boden. Denn überall war es eine Wahrheit, daß Recht und Gerechtigkeit der belebende Athem des Staates sind.

Montesquieu konnte sich täuschen über das System, das die verschiedenen Staaten belebt, aber nie täuschte ihn die innere Stimme seines eignen Gerechtigkeitsgefühls. Er mochte glauben, daß Staaten, auf dem Ruhme, auf der

Furcht gegründet, bestehen könnten, aber er schuf und arbeitete, daß der Grundsatz des Rechts und der Gerechtigkeit, der Tugend selbst da, wo er nur den Ruhm zulassen zu dürfen glaubte, immer festere Wurzeln schlage. Das ist sein Ruhm, und wahrlich er leuchtet hell genug, um nicht durch die Schwächen der Logik seines Systems verfinstert zu werden.

Der Geist Montesquieus konnte sich täuschen, aber sein Herz täuschte sich nie. Und so kommen wir an seiner Hand selbst auf Irrwegen zum schönen Ziele. Dies Ziel aber heißt als Grundsatz: Recht und Gerechtigkeit; — als Staatslehre: Oberherrschaft der richterlichen Gewalt.

IX.

Montesquieu und die Neuzeit.

1.

Der Einfluß Montesquieus, nachdem er sich einmal in Frankreich Luft gebrochen hatte, wurde bald ein sehr allgemeiner. Seine starken und seine schwachen Seiten mußten diesen Einfluß fördern, und seine schwachen Seiten oft mehr als seine starken. Seine innere Ehrbarkeit, seine Gerechtigkeitsliebe, sein Freiheitssinn, sein scharfer Geist und seine feine, aristokratische, »gentlemanlike« Art gewannen ihm die Herzen der ehrbaren, guten und wohlgebildeten Männer aller Nationen. Seine Aengstlichkeit, sein wohlwollendes Vermitteln und Versöhnen, sein bescheidenes Neigen und Beugen der Gewalt gegenüber, — sein laisser faire und laisser aller, mit einem Worte: sein »Rechnungtragen«, wie wir seit 1848 sagen, sicherten ihm außer den ehrbaren, guten und wohlgebildeten Männern aller Nationen auch alle freisinnigen armen Schlucker, alle liberalen Philister, die in ihm ein Vorbild für ihre Schwächen fanden, und sich freuten, an des großen Montesquieus Beispiel ihre eigne Todesangst halbwegs rechtfertigen und entschuldigen zu können.

Das ist überhaupt das Geschick der hervorragenden Geister, daß selten Jemand sie als ein Ganzes zu erfassen weiß, daß in der Regel nur die eine Seite ihres Strebens, nur die eine Richtung ihres Beispiels die Menge mit fortreißt. Oft kommt es vor, daß dieselben Tonangeber der Menschheit, zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden aufgefaßt, den entgegengesetztesten Einfluß ausgeübt haben. So hat auch Montesquieu bis zur französischen Revolution für Frankreich und das ganze europäische Festland eine andere Wirkung gehabt als während und nach der Revolution. So lange die Gewaltherrschaft, das Königthum von Gottes Gnaden in Frankreich bestand, lernten alle freisinnigen Männer aus Montesquieu, wie man bei dem Scheine der allerunterthänigsten Anerkennung der Gewalt dennoch den Grundsatz der Freiheit und Gerechtigkeit retten könne. Die unendliche Mehrzahl aller wohlwollenden, freisinnigen Menschen lenkte in die Bahn ein, die Montesquieu mit so viel Umsicht und Feinheit gebrochen hatte. Trotz aller Argus-Augen der Gewalt war es schwer, ihnen beizukommen, denn sie beugten und schmiegten sich ja so demüthig wo sie auf festen Widerstand der herrschenden Macht stießen; sie meinten es ja so gut und ehrlich mit der Regierung selbst; sie erkannten ja Alles an, sie ließen ja ruhig geschehen was sie nicht ändern konnten, sie trugen ja aller Welt und allen Verhältnissen, der Eitelkeit, der Frivolität, der Bastille, den Maitressen, der Mode und der Polizei die vollste Rechnung. Es war gar nicht möglich mit ihnen zu kämpfen, denn sie hatten von ihrem Meister gelernt, wie man jedem Hiebe, jedem Stoße bei Zeiten, zum Voraus ausweichen könne. Und so thaten sie; sie sprangen zur Seite so oft die Sache bedenklich zu werden

drohte; sie bückten sich, sie warfen sich auf den Bauch, und flehten, wenns trotz alledem gefährlich wurde, so demüthig um Gnade und Barmherzigkeit, daß selbst der bitterböseste Gegner am Ende nicht zu einem tüchtigen Hiebe gegen sie, zu einem tödtenden Stoße kommen konnte.

Montesquieu hat, ohne es zu wollen, ohne selbst die Tragweite seiner Grundsätze zu ahnen, die Gewalt von Gottes Gnaden an der Wurzel angegriffen. Er und seine Schüler und Nachfolger sind es, die ihr nach und nach alles Mark aus den Knochen aussogen; die sie in stiller, demüthiger Anerkennung — zernichtet haben, und zernichten mußten. Der Grundsatz, das Dogma, das Montesquieu aufstellt, ist das der Freiheit, des Rechts und der Gerechtigkeit; und so weit sein Einfluß reichte, trug dieser Grundsatz, wie der gesunde Same seine gesunde Frucht, die Befreiung der Menschen in sich. Was lag daran, daß Montesquieu und seine Anhänger sich überall das Ansehen gaben, als ob sie der Gewalt allwärts aus dem Wege gingen; als ob sie den Völkern die Freiheit nur nach der Laune der herrschenden Regierungsansichten der Höfe und ihrer Augendiener zuzumessen bereit seien. Sie pflanzten Steineichen und versprachen, daß die Bäume nie groß werden und das Zwergholz der königlichen Parke nie übersteigen sollten. Die Eichen aber wuchsen — trotz des Vorbehalts, und wurden eben Eichen, Steineichen, Urstämme der Freiheit, des Rechts und der Gerechtigkeit.

2.

Montesquieu hat mehr als irgend ein anderer Publicist und Philosoph der Neuzeit dazu beigetragen, den Abso-

lutismus in dem ganzen civilisirten Europa auf die Dauer unmöglich zu machen. Aber derselbe Montesquieu und seine Anhänger und Gleichgesinnten haben es dann ebenfalls vorzugsweise zu verantworten, wenn aus dem Sturze des Absolutismus nicht die Herrschaft der Freiheit hervorging, ja oft im Gegentheile der Absolutismus sich zeitweilig sehr bald wieder erheben konnte.

Wie Montesquieu den Absolutismus gleichsam rücklings anzugreifen gelehrt hatte, so war es überhaupt vorherrschend zur politischen Kampfesart geworden. Die Zahl seiner Anhänger war groß, denn sie bestand bis zur Revolution nicht nur aus den tapfern, hingebenden und aufopferungfähigen Männern, aus den Besten aller Nationen, sondern überdies auch aus allen guten und thatlosen Bürgern, aus allen ehrbaren aber muthlosen Philistern, aus all den Menschen, die wohl Feinde des Schlechten und Bösen sind, wenn diese Feindschaft nur keine Gefahr für sie hat, nur keine Opfer von ihnen verlangt; — diese alle hatten sich daran gewöhnt »Rechnung« zu tragen. So lange es galt den allgewaltigen Absolutismus mit dem Grundsatze der Freiheit zu bekämpfen, so lange der Absolutismus aufrecht stand, war dies »billige Rechnung tragen« das allerbeste Mittel, das reißende Thier zu besänftigen, um ihm den Maulkorb anlegen zu können. Aber als es gefesselt da lag, waren alle Stellungen, alle Verhältnisse andere, und die Auffassungsweise der staatlichen Zustände mußte dann nothwendig auch eine andere werden.

Aber die Mehrzahl der Kämpfer für die Freiheit und das Recht, die sich in die Reihen der Anhänger Montesquieus hineindrängten, hatte nur selten wie Montesquieu dem Absolutismus Rechnung getragen, um auf diese Weise

das Mittel zu erlangen, mit Anstand für die Freiheit, für Recht und Gerechtigkeit, und somit gegen alle unbefugte Gewalt und Knechtschaft kämpfen zu können. Sehr Viele sahen nicht, welche Folgen ihr Kampf haben müsse; sehr Viele ahneten nicht, daß sie auf der Bahn, die Montesquieu sie führte, am Ende dennoch zum vollkommenen Siege über den Absolutismus gelangen würden. Sie hatten bona fide — wie Montesquieu es, wohl eben so bona fide, lehrt, — geglaubt, daß Freiheit und Recht mit all den Vorzügen bestehen könne, die sie aus der Knechtschaft und aus dem Unrechte gezogen hatten. Die Eitelkeit, die ihr Ehrenkreuz, ihr Aemtchen, ihre Titel verlangte; die Frivolität, die bei Hofe glänzen und geisterreich thun wollte; die Eigensucht, die Recht und Gerechtigkeit gegen eine Bestellung auf Luxusartikel eintauschte, — forderten nun von der Freiheit, daß sie der Tyrannei dieselbe »Rechnung tragen« sollte, die Montesquieu ihr einst getragen hatte, weil er nicht anders konnte, — weil er, gezwungen mit gefesselten Händen zu kämpfen, nur dann den Sieg hoffen durfte, wenn es ihm gelang, den Gegner in Sicherheit einzuschläfern.

Alle diese, dieselben Leute, die unter der Fahne Montesquieus für die Freiheit gekämpft hatten, kämpften jetzt unter derselben Fahne für den Absolutismus. Nachdem sie, wie Montesquieu selbst mehr oder weniger, früher nicht geahnet hatten, wohin ihr Kampf sie führen werde, wußten sie jetzt abermals nicht, wohin ihre Schritte sie lenkten. Der Gegensatz ist aber sehr klar. So lange der Absolutismus aufrecht stand, war die Freiheit das Ziel, und das Rechnungtragen für den Absolutismus, wenn auch ohne daß die Kämpfenden sich darüber klar waren, nur ein

Mittel zum Ziele, zur Freiheit. — Von dem Augenblicke an, daß die Freiheit gesiegt hatte, daß der Absolutismus besiegt darnieder lag, wurden die Vorrechte, die Vortheile, die Eitelkeiten des Absolutismus das Ziel, und ihnen Rechnung tragen heißt dann nichts anderes als dem eben besiegten Feinde wieder aufhelfen, und ihn wieder in seiner alten Macht hinstellen.

Die Freiheit führte dieselbe Schaar erst gegen den Absolutismus; dann führte der Absolutismus sie gegen die Freiheit; und jetzt, wie früher, heißt die Losung: »Rechnung tragen.« Nur mit dem Unterschiede, daß jetzt die Freiheit dem Absolutismus Sitz und Stimme im Rathe der Völker erlauben soll; während früher der Absolutismus gezwungen wurde, die Freiheit wenigstens zum Kampfe zuzulassen.

3.

Diese Wendung der Dinge ist übrigens ganz naturgemäß. Die Schaar, die Montesquieu um sich sammelt, wurde geworben unter der Versicherung, daß es in seinem Dienste keiner Tugend bedürfe; daß im Gegentheile, die Ehrliebe, die Vorurtheile, die Eitelkeit und die Gewinnsucht in diesem Dienste ihre volle Befriedigung finden würden.

Die Freiheit aber ist nicht möglich — ohne Tugend. Wo der Absolutismus, wo die Monarchie von Gottes Gnaden besiegt ist, da wird unmittelbar eine Verfassung zum Durchbruche kommen, da werden Zustände eintreten, die nicht mehr allein durch Ehrsucht, Eitelkeit und Habgier gelenkt werden können. Wir haben gesehen, daß Tugend,

Bürgertugend, Muth, Hingebung, Aufopferung des eigenen Interesse zum Besten des Ganzen die unerläßliche Bedingung jedes Staatslebens, und daß diese Bedingung bei allen stattfinden muß, die thätige Staatsbürger sind; — in der Despotie der Despot; in der constitutionellen Monarchie alle berechtigten Bürger; in der Demokratie das ganze Volk.

Mit dem Siege der Freiheit über den Absolutismus, mit der Herstellung einer »gemäßigten Verfassung«, mit dem Eintritte eines Theiles der Nation ins active Bürgerthum muß Bürgertugend das belebende Element der berechtigten Klassen sein, wenn der neue Staat, der auf diesem vermehrten Bürgerthume ruht, nicht augenblicklich zusammenbrechen soll.

Die Schaaren der Kämpfer, die im Namen Montesquieus, im Namen der gemäßigten Monarchie, den Absolutismus niederwerfen halfen, waren aber nicht im Namen der Tugend geworben. Sie hatten sich daran gewöhnt, daß ihre Ehrbegier und ihre Habsucht befriedigt werde; sie waren zu keinem Opfer für das große Ganze bereit; sie hatten Angst vor jeder kräftigen Mannesthat, sie huldigten dem laisser faire und laisser aller; sie trugen Rechnung der Tyrannei im Namen der Freiheit und der Freiheit im Namen der Tyrannei.

Und die Folge war, daß was sie geschaffen, fast unmittelbar nachdem sie mit ihrem Werke zu Ende zu sein glaubten, wieder in sich selbst zerfiel. Zwei Revolutionen, die im Namen Montesquieus, im Namen der constitutionellen Monarchie geschlossen werden sollten, haben dasselbe Ergebniß gehabt. In beiden sanken die staatlichen Zustände, die vor der Revolution thatsächlich eine gemäßigte

Monarchie bildeten, fast unmittelbar wieder in einen viel tolleren Absolutismus zurück, als je vorher einer bestanden hatte. Die Menschen, die die Tugend nicht für nöthig in ihrem Staate hielten, weil sie denselben auf die Ehre bauen zu können glaubten, sollten unmittelbar die Erfahrung machen, daß wo keine Tugend auch keine Ehre; und so wuchs unter ihren Füßen das Unkraut des »Schrekkens« so rasch auf, daß all der gute Same, den Montesquieu ausgestreut hatte, sehr bald erstickt war.

Wie gesagt, das ist die Geschichte zweier Revolutionen die im Namen Montesquieus, im Namen der constitutionellen, der gemäßigten Monarchie durchgeführt wurden.

4.

Die gemäßigte, die constitutionelle Monarchie, wie sie die Staatskünstler des neunzehnten Jahrhunderts ins Werk zu führen suchen, hat bis jetzt nirgend festen Fuß fassen können, in der That auch nie und nirgend bestanden, als in der »Doctrine« Montesquieus und seiner Schule.

England, das Vorbild unserer Schule, ist nichts weniger als eine constitutionelle Monarchie im Geiste des Systems, das Montesquieu aufgestellt hat. England war von dem Augenblicke der Eroberung durch die Normannen an stets eine Aristokratie, die es fast zu allen Zeiten vorgezogen hat, die executive Gewalt in der Hand eines Monarchen, eines erblichen Oberbeamten zu lassen. Die Macht im Staate lag in der Aristokratie und dem von ihr gewählten Parlamente; die erbliche vollziehende Gewalt hatte zwar das gesetzliche Recht, gegen die Beschlüsse des Parlamentes ihr Veto einzulegen, sie

nicht zu vollziehen. Es war dies eine Form, eine Schranke die sich die Macht selbst auflegte, und die oft von ganz guten Folgen gewesen ist. Aber wo ein König dem festen Willen des englischen Parlaments ernst und fest gegenübertrat, da brach sich stets am Ende dieser Widerstand an dem Felsen, auf dem Englands Verfassung gegründet war, an der Macht der englischen Aristokratie, an der Macht des englischen Parlaments.

Alle großen Verfassungskämpfe, die in England stattgefunden, haben für den, der in die Tiefe sieht, nur eine und dieselbe Richtung. Es war fast nie ein Streit zwischen den Gewalten des Staats, die Montesquieu in seinem Systeme geschieden hat; sondern in dem Kämpfen handelte es sich nur darum, welcher Theil der Nation durch dies Parlament England beherrschen solle. Anfangs waren fast nur die normannischen Großen in demselben vertreten; bald wurden auch einzelne sächsische Großen zugelassen. Die ganze sächsische Aristokratie gelangte erst wirklich mit zur Herrschaft, als sie sich nach und nach, auf die städtische ebenfalls sächsische Bürgeraristokratie gestützt, Sitz und Stimme im Unterhause zu verschaffen wußte. Dann kämpften Ober- und Unterhaus lange um die Macht, und erst die Revolution entschied diesen Streit schließlich zum Besten des Unterhauses. In der neuesten Zeit kämpfte das Volk von England für seine Zulassung ins Parlament; und um diese Frage dreht sich eigentlich die Geschichte Englands seit dem Beginn der französischen Revolution. Mit der Emancipation der Katholiken, mit der Reformbill hat das Volk zwei große Schlachten gewonnen, den Feind aus zwei Hauptstellungen heraus geworfen.

Der Kampf dauert noch fort, und wird erst beendigt sein, wenn das ganze englische Volk im Parlamente vertreten sein wird. Und dann wird der englische Staat keine Aristokratie mehr, sondern eine Demokratie sein; und er wird diesen Charakter nicht ändern, mag das englische Volk nun die Ueberzeugung behalten, daß es klug ist die höchste vollziehende Behörde in einer Familie erblich zu lassen, oder sie wie in Amerika von Zeit zu Zeit durch die Wahl zu erneuern.

Das Wesen der englischen Verfassung besteht darin, daß das Parlament über alle Geschicke Englands, über seine innere und seine äußere Politik, über seine Gesetze und seine Institutionen, über die Dinge und die Menschen schließlich und endgültig richtet und entscheidet. Daß die englischen Staatsmänner es fast zu allen Zeiten für klug gehalten haben, sich selbst und ihrem Parlamente gewisse Schranken anzulegen, damit der Wagen nicht zu rasch dahin rolle, daß sie der vollziehenden Behörde eine hohe und in der Regel unangreifbare Stellung gegeben haben, — daß sie den unteren Richtern über Mein und Dein, so wie über gemeine Verbrechen die unbeschränkteste Selbständigkeit zugestehen, — das ändert das Wesen der englischen Verfassung auf keine Weise. Und somit ist dieselbe keine gemäßigte Monarchie, sondern eine sich selbst gewisse Schranken auflegende Aristokratie, die, ohne daß nothwendig der monarchische Charakter der vollziehenden Behörde auch nur um ein Haar geändert zu werden braucht, an dem Tage in eine Demokratie übergehen wird, wo der seit Jahrhunderten dauernde Kampf um Sitz und Stimme im Parlamente zum Besten des ganzen Volkes entschieden ist.

5.

Die englische Verfassung ist, wie ein gothischer Dom, aus Einem Gusse, und dennoch unterscheidet man an ihr, wie an jenem, eine gewisse Selbständigkeit aller Theile. Montesquieu aber, als Franzose, als Romane, hat den gothischen Bau in seinem innern Zusammenhange nicht begriffen; und deswegen klebt er an den Einzelnheiten und sieht in jedem Theile etwas Gesondertes, etwas Selbständiges. Das Hauptschiff, die Nebenschiffe, die Thürme werden in seinem Systeme vereinzelt und Eines nach dem Anderen als ein Ganzes gegenübergestellt. Nur wunderbar, daß die gothischfrommen Romantiker und Deutschthümler es ihm nachthun zu müssen glauben.

Alle einzelne Verzierungen und Nebentheile des gothischen Doms der englischen Verfassung finden ihren Mittelpunkt, ihren innern Beruf in dem Mittelschiff des englischen Parlaments.

Die Lehre — nicht »Doctrine« — die in der englischen Geschichte für alle Völker der Welt liegt, heißt: die Macht selbst in der Hand zu behalten!

Und das Mittel hierzu liegt auch in der englischen Geschichte sehr klar am Tage, und es heißt: harte Arbeit und ausdauernder Muth!

Die Anhänger Montesquieus mögen versuchen, ob sie es leichter als um diesen Preis erlangen können, ob sie eine »gemäßigte Monarchie« mit Orden und Bändchen, mit Aemtchen und Würden, mit Eitelkeit und Habgier, mit dem Grundsatze der »Ehre« darzustellen im Stande sein werden. Es gehört Tugend dazu, frei zu sein, die Tugend des festen Willens, der im Falle der Noth Alles,

Hab und Gut opfert; die Tugend des Muthes, der wo's einmal seine Sache gilt, ruhig die Freiheit und das Leben im Kampfe mit einsetzt. So wurden die Engländer frei, so wurden sie in ihrem Parlamente Herr und Meister ihres eigenen Geschickes, und so gewannen von Jahrhundert zu Jahrhundert immer neue Schichten des englischen Volkes Zutritt zu dem Haupt- und Mittelschiffe des gothischen Doms der englischen Verfassung.

6.

Aber anstatt an diesen »Lehren« sich ein Beispiel zu nehmen, haben die Staatskünstler neuerer Zeit ihr Vorbild in der »Lehre«, in der »Doctrine« Montesquieus gesucht. Sie bildeten sich ein, daß sie den Dom Englands, der trotz aller Einzelnheiten aus Einem Gusse ist, nachbauten, während sie die Schachteltheorie Montesquieus ins Leben zu führen suchten; sie dachten es den Engländern, die nur durch harte Arbeit und unablässliches Ringen zur Freiheit gelangten, nachzumachen, wenn sie auf dem Wege, den Montesquieu sie führte, sich durch Rechnung tragen nach allen Seiten hin, am Ende ein wenig Freiheit und zugleich ein Läppchen im Knopfloch, einen Stern auf der Brust zu retten suchten.

Viele, die Mehrzahl, ließen sich von den Doctoren der Schule verleiten; sie suchten mit Opfer und Anstrengung das »System« zu verwirklichen; und diese ehrbaren, ergebenen und aufopferungsfähigen Mitkämpfer, die die bessere Seite in Montesquieus Weise vertraten, sind es, die den Schriftgelehrten die Macht liehen, ihre Schachtellehre auf eine Weile darzustellen; der nächste Sturm aber warf das bodenlose Werk stets wieder um.

Die Franzosen, die Spanier, die Portugiesen, die Italiäner [1]) haben die constitutionelle Monarchie auf alle Weise versucht. Und überall sind diese Versuche, die einen früher, die andern später, in den krassesten Absolutismus umgeschlagen. Es würde zu verwundern sein, wenn sie ein anderes Ergebniß gehabt hätten. Thatsächlich stellt sich die Theilung der Gewalten so heraus, daß in den sogenannten constitutionellen Staaten nach der »Doctrine« der Montesquieu'schen Schule, die Kammern Gesetze machen und über dies Gesetze-Machen endloses Gerede Preis geben, während der Monarch handelt, über das Heer, die Marine, alle Beamten und alle Staatsmittel gebietet, und thatsächlich die Geschicke des Staates lenkt. Es ist naturgemäß, daß ein so mächtig gestellter Monarch sehr bald seine Macht für die einzig durchgreifende im Staate halten muß. Dies führt zum Versuche der mehr oder weniger verdeckten absolutistischen Regierungsform. Don Miguel und Louis Philipp sind im Wesen ihrer staatlichen Anschauungsweise nicht verschieden, sondern nur in Bezug auf die Mittel zur Durchführung ihrer rein persönlichen Politik. Don Miguel bauete mehr auf die Furcht, Louis Philipp mehr auf Eitelkeit und Bestechlichkeit der Menschen. Das Endergebniß der constitutionellen Monarchie, wo sie bis jetzt versucht wurde, war der Absolutismus, mag dieser nun wie in Spanien, Portugal und Neapel in der Hand eines Sprößlings alter Kö-

---

[1]) Nur in Belgien ist dieser Versuch bis jetzt halbwegs gelungen. Ein verständiger Monarch, der den Kammern gehorcht, ist daran mehr Schuld als das System. Hätte er den festen Willen gezeigt, irgend seine Macht, als einen Theil der Verfassung, hervorzukehren, so wäre er sicher eben so gut gestürzt wie sein Schwiegervater Louis Philipp.

nigsfamilien, oder wie in Frankreich in der eines Napoleoniden oder eines afrikanischen Generals ruhen.

Das erklärt es, woher es kam, daß die Absolutisten sich in der neusten Zeit so willig unter die Fahne der constitutionellen Monarchie stellten. Sie wußten, daß es sich hier um eine Form ohne Inhalt handle; sie hatten es aus der Erfahrung gelernt, daß die neumodische, französisch-constitutionelle Monarchie der »Schule« überall sehr bald wieder in die Bahn der absolutistischen Regierungen einlenke.

Die Erfahrungen, die Deutschland in dieser Beziehung gemacht hat, werden hoffentlich die letzten auf dem Felde der constitutionellen Monarchie sein. Diese stolzen deutschen Gelehrten und Professoren, die überall sich das Ansehen zu geben wußten, als ob sie die Wissenschaft, wie einst Prometheus das Feuer, höchst eigenhändig vom Himmel herabgeholt hätten, sie sind nichts als die ruhigen Nachbeter der Schule Montesquieus. Ihre constitutionelle Monarchie ist nichts weniger als eine ursprüngliche Nachahmung der Verfassung Englands, sondern nur ein schlechter Abklatsch eines verfälschten Nachdrucks. Jeder von den unhaltbaren Sätzen Montesquieus galt ihnen für evangelische Wahrheit, auf die sie Eide schwuren. Die Trennung der Gewalten, die nie und nirgend, außer in der »Schule« Montesquieus, stattfand, war einer der Steine des Anstoßes in Frankfurt, über den das deutsche Volk zum Falle gebracht wurde. Das Parlament sollte nur Gesetze machen, und unterdessen die Regierungen regieren lassen, wie es ihnen beliebte. So steht es im Buche, so lehrt es die Schule. — In England richtet und entscheidet das Parlament über Alles, über den Gesamt-Geist der in der Regierung herrschen muß, und über jede einzelne Maßregel, die die Regierung

zu nehmen hat. In Frankfurt saßen sicher die ehrbarsten und wohlwollendsten, die gelehrtesten und geistreichsten Anhänger der Schule Montesquieus; nie hat ein Parlament in seinem Sinne eine solche Masse Kräfte erster Klasse aufzuweisen gehabt; — und siehe, in Jahr und Tag wußte man in Frankfurt zu erreichen, was anderswo Jahrzehend, oft ein Menschenleben bedurfte — aus dem Constitutionalismus der Schule wieder in die breite Bahn des Absolutismus hineinzulenken.

7.

Das System Montesquieus hat sich weder in der Theorie noch in der Praxis haltbar bewiesen. Wer dasselbe aller Zusätze und Beigaben der Schulweisheit entledigt, der kommt wohl auch zu dem bessern Wesen, das im Innern Montesquieus waltet. Und dann führt seine geläuterte Lehre selbst zu einem höchsten Gerichte, das, als die oberste, die alleinige Macht im Staate, über die Geschicke des Volkes entscheidet.

In der That und in der Wahrheit ist das englische Parlament nichts Anderes als ein solches Obergericht über alle Machtbevollmächtigten des Staats.

Die Verwirklichung Alles dessen, was die Schule Montesquieus anstrebte, wird nur dann möglich, wenn sie, wie die Theorie Montesquieus, wie sein Vorbild England, auf diesen einigen Grundsatz zurückfällt:

Ein Parlament, Vertreter des ganzen Volkes, als Träger der höchsten Staatsgewalt, als oberstes Gericht über alle Machtbevollmächtigte und jede Thätigkeit des Staates.